









# Der Amazonas.

Von

Damian Freiherrn von Schütz-Holzhausen.


Illustrierte Bibliothek der
Länder- u. Völkerkunde.
HERDER'SCHE
VERLAGSHANDLUNG
FREIBURG
im Breisgau



**Vicunna, Puma und Kondor.**

Originalzeichnung von Friedrich Specht.

# Der Amazonas.

## Wanderbilder

aus

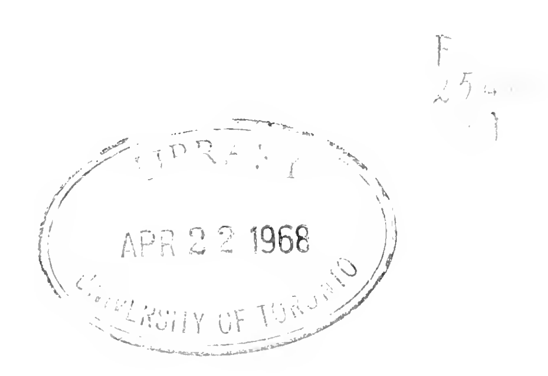
## Peru, Bolivia und Nordbrasilien.

Von

**Damian Freiherrn von Schütz-Holzhausen.**

Mit 31 in den Text gedruckten Holzschnitten und 10 Vollbildern.

**Freiburg im Breisgau.**
Herdersche Verlagshandlung.
1883.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.





---

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

# Vorwort.

Neunzehn Jahre habe ich in Amerika zugebracht, zwölf davon in Peru und vierzehn Jahre im spanischen Amerika überhaupt. Ich hatte demnach Zeit und Gelegenheit genug, um Land und Leute kennen zu lernen, wohl mehr als bloße Touristen, welche oft ohne Kenntnis der Landessprache die Länder durchfliegen und dann über deren Verhältnisse absprechende Urteile veröffentlichen. Manchem Leser werden vielleicht einige meiner Aussprüche zu hart dünken; doch kann ich mich auf das Zeugnis von Personen berufen, welche auch lange Jahre in jenen Ländern, zumal im Innern und nicht bloß in den mehr oder weniger europäisch geschminkten Häfen und Handelsstädten gelebt haben. Stets habe ich mich bemüht, die Zustände so unparteiisch als möglich zu schildern, habe aber auch nie Rücksichten genommen, wo ich glaubte einen Tadel aussprechen zu müssen.

Die Korruption im größten Teile des spanischen Amerika ist derart, daß nur wenig Hoffnung auf eine gründliche Heilung ohne gewaltsame Mittel übrig bleibt, und gewiß verdienen die meisten dieser Republiken weit mehr noch als die Türkei den Namen „des kranken Mannes“. Das Schicksal, welches ihnen wahrscheinlich bevorsteht, ist ihre Unterwerfung durch Fremde und die Vernichtung ihrer Eigentümlichkeiten. Aus dem jetzigen Chaos werden die Eingeborenen — weiße Kreolen und Farbige — durch eigene Thätigkeit und Energie, mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Chile und Argentinien, niemals lebenskräftige Staaten bilden können: eine andere Rasse wird diese Arbeit übernehmen müssen. Nach und nach werden die Nordamerikaner Mejico und Centralamerika sich aneignen, wenn auch die Union als solche nicht allzulange mehr dauern dürfte; denn die entgegengesetzten Interessen des Nordostens, Südens und

äußersten Westens, die Auswüchse des Kapitalismus und die auch dort immerwährend zunehmende Korruption in Regierung und Volk stellen große Revolutionen und Trennungen in nicht sehr ferne Aussicht. Unterdessen nimmt die europäische Auswanderung nach den La Plata-Staaten und Südbrasilien etwas mehr zu, und ihr ist es vielleicht vorbehalten, sich von dort aus über ganz Südamerika zu verbreiten und jene so überreichen Länder in Besitz zu nehmen.

Wenn ich lange Jahre in jenen Ländern gelebt habe, so habe ich sie auch schon lange wieder verlassen; daher mußte ich, wenngleich ich noch immer in Korrespondenz mit Freunden drüben stehe, zur Abfassung dieser Schrift verschiedene Werke benutzen, wie die von Ulloa, Velasco, Raimondi, Herndon, Markham, Mathews, Bates, Wallace, Agassiz, Castelnau, Wiener, Marcoy, v. Tschudi, Abendroth, Keller-Leuzinger, Kolberg, Avé-Lallemant, Ruge, Peschel, v. Hellwald u. a. Einige Teile dieser Schrift habe ich schon früher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht.

Möge das Werk dazu beitragen, daß in Deutschland das Interesse mehr als bisher nach Südamerika gelenkt werde; denn dort ist noch ein sehr reiches Feld für deutsche Thätigkeit vorhanden.

**Der Verfasser.**

Der Verfasser ist am 23. Juni 1883, nicht lange nach Vollendung dieser Schrift, gestorben. Eine kurze Schilderung seines vielbewegten Lebens wird den Lesern nicht unwillkommen sein. Wir benutzten dabei außer den unten angeführten gedruckten Aufsätzen und Broschüren Notizen und Briefe, welche uns von der Familie des Verstorbenen freundlichst zur Verfügung gestellt wurden.

Kuno Damian Freiherr von Schütz zu Holzhausen wurde am 15. Februar 1825 zu Camberg, einem Städtchen des frühern Herzogtums Nassau, geboren. Er studierte auf den Universitäten Heidelberg und Gießen Forstwissenschaft. Nach vorzüglich bestandenem Staatsexamen kam er behufs praktischer Ausbildung zu einem Oberförster. Schon von früher Jugend an hatte der Wunsch in ihm gelebt, fremde Länder kennen zu lernen. Diesem Drange folgend, verließ er schon 1846 Europa und ging zuerst nach Texas, um sich einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu verschaffen. Er beschäftigte sich dort mit der Kolonisationsfrage, fand aber damals die Verhältnisse so ungünstig, daß er nach drei Jahren das Land verließ, um nach Kalifornien zu gehen. Im Mai 1849 brach er von Neu-Braunfels (Texas) auf, durchwanderte die nördlichen Provinzen Mexicos und das Küstengebiet von Kalifornien und verweilte ein Jahr in den Goldminen von Mariposa. Von Kalifornien begab er sich nach dem südlichen Mexico, wo er bis zum Jahre 1852 blieb. Im Sommer dieses Jahres schiffte er sich nach Callao ein, wurde unterwegs nach den Marquesas und der Oster-Insel verschlagen und landete erst im September in Callao an der Küste von Peru. Hier schloß er sich auf Wunsch des damaligen Premierministers einer Expedition an, welche im Jahre 1853 von der peruanischen Regierung ausgesandt wurde, um im Gebiete des obern Marañon, an der Grenze Brasiliens, Niederlassungen zu gründen. Der Weg, den die Expedition nahm, ging von Trujillo über Cajamarca, Chachapoyas, Moyobamba zum Huallaga; dann gelangte man auf Flößen in den Marañon.

In Caballococha trennte sich Freiherr von Schütz von der Expedition und befuhr im Kanoe den Amazonenstrom bis Manaos, von wo er bis zur Mündung des Flusses einen Dampfer benutzte. Auf dieser beschwerlichen Reise quer durch Südamerika gewann der unermüdliche Pionier die Überzeugung, daß die Gegenden des obern Marañon und seiner Nebenflüsse für europäische Kolonisten geeignet seien und günstige Aussichten böten. Daher schloß er mit der peruanischen Regierung einen Kontrakt, nach welchem unter vorteilhaften Bedingungen 10 000 Deutsche im Gebiete des obern Marañon angesiedelt werden sollten.

Freiherr von Schütz kehrte 1854 nach Deutschland zurück, um die ersten Vorbereitungen zu treffen. Er verweilte meist bei seinem Vetter, dem Freiherrn Friedrich Wilhelm von Schütz, und suchte Bekanntschaften zu gewinnen, die für seine Pläne nützlich sein konnten, indem sie ihm besonders die Kenntnis der ihm

fremdgewordenen europäischen Verhältnisse vermittelten. Inzwischen brach in Peru eine Militärrevolte aus, die den General Castilla ans Ruder brachte. Deswegen mußte von Schütz nach Peru zurückkehren, um mit dem Präsidenten den Kontrakt zu erneuern. Für die Kolonie wurde jetzt ein sehr günstiges Terrain am Pozuzo, einem Zuflusse des Ucayali, bestimmt; den Kolonisten wurden seitens der Regierung freie Reise von Europa bis zur Kolonie, Ländereien und Lebensmittel bis zur ersten Ernte zugesichert. Außerdem versprach die Regierung, vor Ankunft der Expedition einen Weg von Cerro de Pasco bis zum Pozuzo herstellen zu lassen.

Darauf kehrte von Schütz 1856 nach Deutschland zurück. Trotz aller Anfeindungen, welche hier dem Unternehmen bereitet wurden, war in kurzer Zeit eine Expedition von 300 Mann bereit, sämtlich aus Tirol und der Moselgegend. Zwei katholische Priester hatten sich angeschlossen, um der neuen Gemeinde als Seelsorger zu dienen, von denen der eine, Pfarrer Egg, dem Unternehmen eine treue Stütze war und in allen Schwierigkeiten dem Führer der Kolonisten zur Seite stand.

Am 8. August 1857 landete die Expedition im Hafen von Callao und wurde von ihrem Führer sofort über die Kordilleren nach Cerro de Pasco geleitet. Obgleich die peruanische Regierung wiederholt versichert hatte, daß alles bereit sei, fand Freiherr von Schütz zu seinem Schrecken nur ein Drittel des Weges fertig, den die Regierung von Cerro zum Pozuzo-Flusse anzulegen versprochen hatte. So kam es, daß die Kolonisten erst am Ende des Jahres 1857 in Santa Cruz (10 Meilen vom Pozuzo) eintrafen, wo sie wegen der Unmöglichkeit, weiterzukommen, vorläufig bleiben mußten. Während eines 18monatlichen Aufenthaltes an diesem Orte zeigte sich ihnen ihr neues Heimatland zwar in keinem rosigen Lichte; doch hielt die Hoffnung auf bessere Zeiten den Mut der kleinen Schaar aufrecht. Erst im Juli 1859 trat die neue Ansiedlung mit einem Bestande von 170 Deutschen mit günstigem Erfolge ins Leben. Wo sonst die Bäume des Urwaldes ihre Kronen gen Himmel streckten, zeigte sich bald eine Anzahl friedlicher Hütten, umgeben von grünenden Feldern und bewohnt von einem biedern, fleißigen Volke, dem die schöne, fruchtbare Gegend und das herrliche Klima wenigstens teilweise Ersatz für die heimatlichen Berge Tirols und den vaterländischen Rhein boten [1]. Bald befand sich die Kolonie in einem blühenden Zustande und die Kolonisten segneten das Andenken dessen, der in rastlosem, uneigennützigem Wirken ihnen eine neue, schöne Heimat und eine gesicherte Existenz verschafft hatte. Freiherr von Schütz, der wegen seines Kolonisationsunternehmens namentlich in Deutschland so vielfach angefeindet worden war, hatte die Genugthuung, daß seine Bestrebungen in Südamerika wie in Deutschland schließlich Anerkennung fanden.

Zuerst war es Hofrat Karl von Scherzer, Mitglied der Novara-Expedition 1857—1859, der in seiner „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde" auf die Kolonie am Pozuzo aufmerksam machte. Darauf besuchte Friedrich Gerstäcker, der bekannte Schriftsteller, auf seiner Reise nach Süd-

[1] Dr. Robert Abendroth, Die Kolonie am Pozuzo in ihren physischen, ökonomischen und politischen Verhältnissen. 1870. Nachtrag zum VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden.

amerika 1860—1861 die Kolonie und erstattete über dieselbe interessante Berichte, in denen er den Freiherrn von Schütz gegen die Verleumdungen seiner Feinde in Schutz nahm und ihn als einen Ehrenmann bezeichnete, der stets in der uneigennützigsten Weise im Interesse seiner Kolonisten thätig gewesen sei[1]. Dr. Abendroth endlich, der 14 Monate in der Kolonie weilte und darüber eine sehr eingehende Arbeit veröffentlichte, beginnt seine Geschichte der Kolonie mit den Worten: „Die deutsche Ansiedlung am Pozuzo ist erst nach einer Reihe von Schwierigkeiten zustande gekommen, welche nur durch die energische, umsichtige und selbst aufopfernde Thätigkeit ihres Gründers, des von den Kolonisten als Ehrenmann anerkannten Herrn Baron Damian von Schütz, überwunden wurden."[2]

Es ist wahr, daß die ersten Ansiedler hauptsächlich durch die Nachlässigkeit der peruanischen Regierung viele Entbehrungen zu ertragen hatten: wer aber am meisten bei der Gründung der Kolonie zu leiden hatte, war ihr Gründer selbst. „Alles, was ich persönlich dabei gewonnen," so schreibt er im Jahre 1870, „war der Verlust meiner Habe, der Verlust von fünf Jahren meines Lebens, die ich der Unternehmung widmete, und der meiner Gesundheit; allein der große Trost ist mir geblieben, daß die Kolonie jetzt sehr prosperiert."

Die weitere Geschichte der Kolonie, ihre wechselnden Schicksale und ihr jetziger Zustand sind in mehreren Broschüren und Zeitschriften ausführlich geschildert worden[3].

Freiherr von Schütz verweilte noch bis zum Jahre 1865 in Südamerika, machte während dieser Zeit verschiedene Reisen in Peru und Bolivia und kehrte endlich nach Europa zurück, nachdem er mit geringen Unterbrechungen 19 Jahre in Amerika zugebracht hatte. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit Paula Freiin Raitz von Frentz, mit welcher er sich bereits vor seiner letzten Reise verlobt hatte.

Doch die ungeheuern Strapazen der langen und beschwerlichen Reisen hatten die Gesundheit des Freiherrn erschüttert. Schon in Amerika hatten schwere Krankheiten ihn mehrmals niedergeworfen, und so mußte er die vier ersten Jahre nach seiner Heimkehr ganz ruhig verleben, um die Folgen aller Anstrengungen und Krankheiten zu verwischen und seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Alsdann widmete er seine Zeit literarischen Arbeiten und Studien. Er schrieb viele Aufsätze meist geographischen und naturwissenschaftlichen Inhalts für verschiedene Zeitschriften, wie: „Ausland", „Aus allen Weltteilen", „Natur und Offenbarung", „Historisch-politische Blätter", „Katholische Bewegung", „Alte und neue Welt", „Kölnische Volkszeitung" u. a. Seine Abhandlungen waren geschöpft aus der reichen Fülle der Erfahrungen und Kenntnisse, die er auf seinen langjährigen Reisen gesammelt hatte. Im Jahre 1870 veröffentlichte er: „Die deutsche Kolonie in Peru. Schilderung einer Reise dorthin, Natur, Klima,

---

[1] Vgl. „Köln. Ztg." Nr. 362, 1861.

[2] Dr. Abendroth, Die Kolonie am Pozuzo, 39.

[3] Ebendas. 40—54. „Ausland" 1867, Nr. 33. „Köln. Ztg." 22. März 1868. Damian von Schütz, Die deutsche Kolonie in Peru, Weinheim 1870. „Deutsche geographische Blätter" 1879, Nr. 1. „Aus allen Weltteilen", VI. Jahrg. 321 ff. Damian von Schütz, Amazonas, 1883, 138 ff.

Produkte u. s. w." Weinheim; 1878 „Das exakte Wissen der Naturforscher", Mainz. Sein letztes Werk ist das vorliegende, das er nicht lange vor seinem Tode noch einer Durchsicht unterzog.

Er starb zu Bensheim an der Bergstraße nach längeren Leiden, die wohl Folge seines angestrengten, wechselvollen Lebens sein mochten, im Alter von 58 Jahren, am 23. Juni 1883[1].

Freiherr von Schütz war ein energischer, offener und gerader Charakter, ein treuer Sohn seiner Kirche und ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung. Zugleich zierte ihn eine bei seiner Begabung, seinen Kenntnissen und seinen Erfahrungen seltene Bescheidenheit. Unaufgefordert sprach er selten von sich und seinen Erlebnissen, aber wo es sich natürlich ergab, erzählte er gern und höchst interessant. Es ist zu bedauern, daß er über seine ersten Reisen in Texas, Mejico und Kalifornien, die ihn durch zum Teil noch unerforschte Gegenden führten, keine Aufzeichnungen hinterlassen hat. Was ihn besonders befähigte, die Verhältnisse und Sitten der von ihm bereisten Länder kennen zu lernen, war seine umfassende Kenntnis der Landessprachen, die er gewandt und sicher handhabte. Die fremdländischen Idiome, deren er sich bei seiner fast zwanzigjährigen Anwesenheit in den verschiedensten Teilen Amerikas bedienen mußte, blieben nicht ohne Einfluß auf seine Muttersprache und gaben derselben ein etwas fremdes Kolorit, das auch im vorliegenden Werke bisweilen hervortritt.

Eine ausführliche Karte über seine vielfachen Reisen in Peru, Bolivia und Nordbrasilien hat Freiherr von Schütz nicht hinterlassen. Eine gute Übersichtskarte ist die von Kiepert, „Mittleres Südamerika" (Kieperts Handatlas, Bl. 40 a, 1874). Die beste ist die 6-Blatt-Karte von Südamerika, welche H. Habenicht und O. Koffmahn in der Geographischen Anstalt von Justus Perthes auf Grund alles neuern Materials bearbeiteten (Stielers Handatlas Nro. 90, 91, 92, 93. 1881, revidiert 1883).

[1] Vgl. Nekrolog: Natur und Offenbarung, Bd. 29, 1883. S. 574—575.

# Inhalt.

## I. Die peruanische Seeküste.

Vorbereitung zur Reise. — Trujillo. — Ruinen von Chimu. — Peruanische Eisenbahnen. — Sandwüsten. — Zuckerplantagen. — Chinesen, Neger, Weiße, Kreolen. — Thal von Magdalena. — Die Cordillera. S. 1—36.

## II. Cajamarca.

Kultur der alten Peruaner. — Vernichtung derselben durch die Spanier. — Die peruanischen Indianer der Gegenwart. S. 37—73.

## III. Chachapoyas.

Die Puna-Region. — Das Vicuña. — Der Marañon. — Die Stadt Chachapoyas. — Der Ackerbau in der Sierra. — Die Kreolen im Innern. — Justiz und Verwaltung. — Der Klerus. — Don Pedro Ruiz. — Abenteuer eines Goldsuchers. — Gesundes Klima. S. 74—102.

## IV. Loreto.

Die peruanische Montaña. — Chinarinde. — Moyobamba. — Panama-Hüte. — Tarapoto. — Produkte. — Tauschhandel. — Schauderhafte Wege. — Flußreise. — Prachtvolle Urwälder. — Tierleben. — Der Huallaga. — Missionen der Jesuiten. S. 103—133.

## V. Der Ucayali.

Reichtum des Amazonengebietes. — Der Ucayali. — Die deutsche Kolonie am Pozuzo. — Die Missionen der Franziskaner am Ucayali. — Getaufte Indianer. — Die wilden Stämme. S. 134—164.

## VI. Der Solimoes.

Kanoereise. — Gesundes Klima. — Eigentümlichkeiten dieses Stromes. — Waldvegetation. — Tabatinga. — Die wilden Mesayas und Miranhas. — Ega. — Der Purus. S. 165—179.

## VII. Der Rio Negro und der Madeira.

Manaos. — Tabuyos. — Wilde Indianer. — Der Rio Negro. — Flußverbindungen im Amazonengebiete. — Der Madeira. — Bolivia. — Madeira-Eisenbahn. S. 180—218.

## VIII. Der Amazonas.

Obidos. — Kakao-Pflanzungen. — Santarem. — Campos. — Labyrinth von Inseln. — Der Tocantins. — Pará. — Kolonisation. 219—238.

## IX. Litteratur.

S. 239—243.

# Verzeichnis der Illustrationen.


| | Seite |
|---|---|
| Vicuña, Puma und Kondor (Titelbild). | |
| Muster von Mumientüchern | 10 |
| Eisenbahn in den Cordilleren (Vollbild) | 12 |
| Ritt durch die Wüste | 14 |
| Peruanischer Pflanzer | 25 |
| Peruanerin, Frau aus dem Volke | 27 |
| Vornehme peruanische Dame | 28 |
| Schlucht in Peru (Vollbild) | 30 |
| Riesenkaktus | 32 |
| Kirche von Belen zu Cajamarca (Vollbild) | 37 |
| Indianer von Cajamarca (Wasserträger) | 38 |
| Peruanische Thongefäße | 42. 43 |
| Quipu (Knotenschrift) | 44 |
| Monolithportal bei Tiahuanaco. (Restauriert.) | 48 |
| Der Inca (Vollbild) | 48 |
| Weinende Gottheit | 49 |
| Kopf von Granit an einer Mauer | 50 |
| Urwald (Vollbild) | 104 |
| Zweig des Kaffeebaumes | 112 |
| Zweig der Coca-Staude | 113 |
| Ein Lastträger mit seiner Silleta | 116 |
| Elfenbeinpalme | 122 |
| Pecari | 124 |
| Ameisenbär | 125 |
| Eine Dame aus Nauta | 136 |
| Das Thor von Tunkini (Vollbild) | 138 |
| Ananas | 142 |
| Aguti | 144 |
| Indianertypen (Vollbild) | 148 |
| Indianer, mit dem Blasrohre schießend | 154 |
| Wald unter Wasser | 170 |
| Der Amazonenstrom bei Tabatinga. Einschiffung von Kautschuksammlern (Vollbild) | 172 |
| Mirauhas-Indianer | 174 |
| Brasilianische Mestizen | 177 |
| Mojos-Indianer. (Nach Keller-Leuzinger) | 197 |
| Der Illimani | 209 |
| Bolivier | 210 |
| Kakao-Zweig nebst Frucht | 222 |
| Eine Indianer-Familie am Amazonas (Vollbild) | 228 |
| Ansicht von Pará. Platz vor dem Regierungsgebäude | 229 |

# I.

# Die peruanische Seeküste.

**Vorbereitung zur Reise. — Trujillo. — Ruinen von Chimu. — Peruanische Eisenbahnen. — Sandwüsten. — Zuckerplantagen. — Chinesen, Neger, Weiße, Kreolen. — Thal von Magdalena. — Die Cordillera.**

Große Veränderungen sind in den letzten drei oder vier Decennien mit dem Reisen vorgegangen: der Dampfer hat das Segelschiff, die Eisenbahn die Postkutsche und das Reitpferd ersetzt, und Touren, die ehedem viele Monate in Anspruch nahmen, legt man heute in ebensovielen Tagen zurück. Jedoch im Innern vieler überseeischen Länder herrschen noch immer dieselben Verhältnisse wie früher, so z. B. im Innern von Südamerika, in den vom Amazonenstrome und seinen Zuflüssen durchströmten Urwald-Regionen, wo es heute noch — abgesehen vom Hauptstrome, der von Dampfschiffen befahren wird — gerade so aussieht, wie es vor Tausenden von Jahren ausgesehen haben mag. Ebenso wie in den fünfziger Jahren, als ich diese wilden Länder durchstreifte, ist dort auch jetzt noch auf den Bergpfaden das Maultier — wenn die Unwegsamkeit des Terrains den Reisenden nicht zwingt, zu Fuße zu wandern — und auf den Flüssen das von Indianern geruderte Kanoe das einzige Verkehrsmittel. Sonst ist aber in Amerika vieles anders geworden. Im Jahre 1846 dauerte meine Seereise von London nach Galveston in einem Segelschiffe vierundfünfzig Tage, wozu man heutzutage im Dampfer nur sechzehn Tage braucht, und im Jahre 1849 hatte ich unter den größten Beschwerden und Gefahren sieben Monate lang zu wandern, um von Texas nach den Goldminen Kaliforniens zu gelangen, eine Reise, die man jetzt auf der Eisenbahn in sieben Tagen abmachen kann. Damals mußte man zu Pferde reisen, vorausgesetzt, daß die Indianer nicht unterwegs die Pferde raubten, wie es mir erging, der ich darauf genötigt war, die schauerliche, wasserlose Colorado-Wüste zu Fuß zu passieren und dabei nur mit genauer Not dem Verdursten entkam. Im Mai jenes Jahres war ich von Neu-Braunfels (Texas) aufgebrochen und durch Gegenden, die außer einigen Pelzjägern nie zuvor der Fuß eines Weißen betreten hatte,

nach dem Rio Grande, der Grenze von Mejico, gegangen. Von dort reiste ich durch die mejikanischen Provinzen Chihuahua und Sonora und durch das Küstengebiet von Kalifornien nach Monterey. Hier am Stillen Ocean kam ich um Weihnachten an und konnte mich endlich von meinen großen Strapazen, nachdem ich diese sieben Monate fast immer, jeder Witterung ausgesetzt, unter freiem Himmel geschlafen hatte, etwas erholen. Im März ging es wieder neuen großen Mühseligkeiten entgegen, nach den neuentdeckten Mariposa-Minen. Ein ganzes Jahr lang hielt ich es in den Goldgruben Kaliforniens aus, die ich trotz angestrengtester Arbeit nicht reicher verließ, als ich sie betreten, und wandte nun meine Schritte nach wenigen Monaten, die ich in S. Francisco verbrachte, nach dem südlichen Mejico. Auch dort fand ich nicht, was ich suchte, und schiffte mich im Sommer 1852 im mejikanischen Hafen Acapulco ein, um Peru, das Land, wohin ich mich schon als Knabe gesehnt, zu besuchen. Das Schiff war ein altes englisches Kohlenschiff, das, wenn es den Wind nicht von hinten bekam, nicht vorwärts wollte, und so kam es, daß die Reise, welche heute der Dampfer in vierzehn Tagen zurücklegt, hundertundsieben Tage dauerte. Hierbei kamen wir weit nach Südwesten und Süden, nach den Marquesas und der Osterinsel, um dann in nordöstlicher Richtung nach unserem Ziele Callao steuern zu können, wo wir endlich im September das Land wieder betraten.

Bald nach meiner Ankunft in Peru ward ich mit Herrn Tirado näher bekannt, dem damaligen Premierminister, dem das Wohl seines Landes ernstlich am Herzen lag, was man leider von nur wenigen peruanischen Staatsbeamten, die fast alle nichts weiter als ihr persönliches Interesse und mühelosen Gelderwerb im Auge haben, sagen kann. Ich hatte damals die Absicht, von Lima aus zu Land durch Bolivia und Paraguay nach Buenos Aires zu reisen, um die La-Plata-Gegenden zum Behufe einer spätern Kolonisation kennen zu lernen. Herr Tirado stellte mir vor, daß ich solche Pläne weit leichter in Peru würde ausführen können, wo im Osten ebenso reiche Ländereien und ebenso schöne Klimate als sonstwo in der Welt zu finden wären. Die Regierung sei entschlossen, durch alle möglichen Vorteile und Begünstigungen die europäische freie Einwanderung anzuziehen; sie sei im Begriffe, mit Brasilien einen Schiffahrtsvertrag über die Befahrung des Amazonenstromes mit Dampfschiffen abzuschließen, und werde nächstens ein Dekret erlassen, wonach jeder, der von der Küste Perus nach dem Amazonenstrome auswandern wolle, freie Reise, Land, Lebensmittel bis zur ersten Ernte und Werkzeuge erhalten solle.

Ich änderte also meinen Plan und machte mich bereit, nach dem Amazonenstrome und seinen Zuflüssen zu reisen, um jene wenig bekannten Gegenden zu besuchen. Infolge des oben erwähnten Dekretes hatten sich Abenteurer aus allen Gegenden der Welt gemeldet, zum großen Teile

alte Kalifornier, die am oberen Amazonenstrome, über dessen Goldreichtum die fabelhaftesten Gerüchte kursierten, Gold suchen wollten. Ich stellte Herrn Tirado vor, daß man mit solchen Elementen keine Kolonie bilden könne; denn wenn diese Leute kein Gold fänden, was höchst wahrscheinlich in den von allen Gebirgen so weit entfernten Alluvialgegenden des Amazonas der Fall sein müßte, so würden sie sich bald nach allen Windrichtungen zerstreuen, und das viele Geld, welches die Expedition gekostet, sei dann rein weggeworfen. Der Minister erwiderte, er wisse dies wohl, allein immerhin würde wohl ein Dritteil ausharren, und wenn dies der Fall wäre, so hätte man schon viel erreicht. Es läge der Regierung sehr viel daran, an der Grenze von Brasilien, wo jetzt nur wilde oder höchstens halbwilde Indianer lebten, Niederlassungen von Weißen zu gründen, die, wenn sie prosperierten, bald neue Ansiedler anziehen und rasch zu Bedeutung gelangen würden. Da ich das Amazonenthal doch zu bereisen wünschte, so möchte ich die Expedition bis zum Marañon begleiten und dann meine Reise weiter fortsetzen; durch meine Kenntnis mehrerer Sprachen könne ich mich ja mit allen jenen Leuten verständigen — es waren Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Peruaner und Deutsche, im ganzen mehr als hundert Köpfe — und so dem Chef der Expedition, Herrn Ijurra, der nur Spanisch und sehr wenig Englisch spräche, große Hilfe gewähren. Ich nahm also das Anerbieten an.

Es ward beschlossen, die Expedition solle ihren Weg über Trujillo, Cajamarca, Chachapoyas und Moyobamba nehmen; den dortigen Behörden wurden sofort die nötigen Befehle zugesandt, die Karawane mit Lebens- und Transportmitteln zu versehen. Auf diesem Wege über Trujillo und Moyobamba nach dem Amazonenstrome teilen sich die Andes in verschiedene Zweige, von denen keiner die Grenze des ewigen Schnees — in Peru gewöhnlich zwischen 4500 und 5000 Meter — erreicht. Das Klima und die Produkte jener Gegenden wechseln oft ab und sind sehr verschieden, da man auf keinem Wege in Peru so häufig bedeutende Höhen erklimmt, um gleich darauf wieder in tiefe Thäler hinabzusteigen; hier kommt es oft vor, daß der Reisende, welcher auf der Höhe in einem Kartoffel- oder Gerstenacker steht, im tiefen Thale wogende Zuckerrohrfelder mit ihren gelbgrünen Blättern unterscheiden kann.

Mitte Mai 1853 war alles für die Expedition bereit und am 20. Mai schifften wir uns in Callao in einem Segelschiffe nach Huanchaco, dem Hafen von Trujillo, ein, wo wir schon nach zwei Tagen landeten. An Bord sah ich zum erstenmal die Mitglieder der Expedition, die im ganzen keinen sehr guten Eindruck auf mich machten. Sie bestand aus Leuten, die aus allen Weltgegenden zusammengekommen waren, von denen vielleicht schon mancher nähere Bekanntschaft mit dem Zuchthause gemacht hatte; auch unter meinen Landsleuten sah ich nur wenige, die

dem Anscheine nach mir im Notfalle eine Stütze sein würden. Die meisten derselben waren ehemalige schleswig-holsteinische Freiwillige, die schon auf dem Schiffe durch ihr keckes Benehmen Aufsehen machten. Einen tröstlichen Rat gab mir auch der italienische Kapitän des Schiffes, der mir im Vertrauen sagte, unter seinen Landsleuten bemerke er zwei Burschen, vor denen ich mich sehr in acht nehmen solle. Doch ging schließlich alles besser, als ich gedacht hatte.

Wohl über dreißig Deutsche mochten sich in der Gesellschaft befinden. Daß das deutsche Element so stark vertreten war, hatte in folgendem seinen Grund: Kurz vor meiner Ankunft hatte eine zahlreiche deutsche Einwanderung in Peru stattgefunden, die ein peruanischer Spekulant, Namens Rodulfo, hergeführt hatte. Die Leute hatten in Deutschland unklugerweise Kontrakte abgeschlossen, worin sie sich verpflichteten, sechs Jahre lang für einen Monatslohn von acht Dollars nebst freier Kost und Wohnung zu dienen. Die Kontrakte enthielten aber die verdächtige Klausel, daß sie an beliebige andere Personen übertragen werden könnten. Diese Dokumente wurden nun in Peru an solche, die Arbeiter oder Bedienstete brauchten, verkauft; es war dies also geradeso ein Sklavenhandel wie der, welcher bis in die neueste Zeit mit den chinesischen Kulis getrieben wird. Ein großer Teil dieser Deutschen kümmerte sich aber bei seiner Ankunft in Peru nichts um die Kontrakte — in Peru wird es so streng in dieser Hinsicht nicht genommen —, sie blieben einfach in Callao oder Lima, wo sie Arbeit suchten und bald fanden und in kurzer Zeit oft zu Wohlstand gelangten. Von den anderen hingegen, die ihre Kontrakte nicht brechen wollten, erlagen viele auf den Plantagen den Klimakrankheiten und auch der schlechten Behandlung.

Bald war jedoch die Lage der deutschen Kolonisten auf den Plantagen in Lima bekannt geworden, in der Presse ward viel darüber veröffentlicht, und selbst die Geschäftsträger von Frankreich und England wurden bewogen, Vorstellungen bei der Regierung zu machen, die sich anfangs entschuldigte, sie habe mit der ganzen Sache nichts zu thun, es sei ein reines Privatunternehmen. Die deutschen Konsuln konnten auch bei dem besten Willen nicht viel thun; unter deutschen Privatpersonen hingegen waren einige, die den Mut nicht verloren und nicht müde wurden, sich ihrer betrogenen Landsleute anzunehmen. Namentlich zeichnete sich hierin ein alter Lübecker aus, Hermann W., der im Jahre 1826 nach Peru gekommen, als Dolmetscher der Regierung in Callao fungierte und mit vielen einflußreichen Personen bekannt war. Er war eine höchst komische Persönlichkeit, immer in Aufregung; in Callao kannte jeder Negerjunge den „Don German“, der immer wie verrückt durch die Straßen rannte, was ihm bei den englischen und amerikanischen Matrosen den Beinamen „the flying Dutchman“ zugezogen hatte. Seine größte Freude war es,

sich „Vater der Deutschen“ nennen zu hören, und er gab sich auch wirklich um dieselben viele Mühe.

So war ein deutsches Mädchen, welches von einer Plantage desertiert war, von ihrem Herrn in Ketten gelegt, aber von mehreren jungen Deutschen mit Gewalt befreit worden, die sie zu Pferde nach Lima brachten. Vor dem Stadtthore wurden sie von der Polizei überrascht, die ihnen das Mädchen wieder abnahm und es nach dem Gefängnisse abführte. Der alte W. bekam gleich Wind davon, eilte zu den deutschen Konsuln, die ihm mit Achselzucken antworteten, und unmittelbar darauf, ohne den Mut zu verlieren, zu dem französischen Geschäftsträger. Dies war damals der Graf von Ratti-Menton, ein sehr energischer und leicht erregbarer Mann. Sofort ging er mit Herrn W. zum Polizeiamte, wo er dem Intendanten erklärte, er verlange, daß das Mädchen auf der Stelle aus dem Gefängnisse entlassen werde. Der Intendant erwiderte, er besitze dazu kein Recht, und frug, auf welchen Befehl hin er dies thun könne. Der Graf, dem das Blut zu Kopf gestiegen war, schlug mit seinem Stocke auf den Tisch und rief: „Auf meinen Befehl, im Namen der Humanität!“ Der Intendant bekam einen Schrecken und gab das Mädchen sogleich frei, das auch später nie wieder belästigt ward.

Eine drollige Geschichte muß ich noch erzählen, wobei Don German wieder die Hauptrolle spielt. Im Jahre 1852 kam Garibaldi nach Peru. Die Italiener bereiteten ihm in Callao einen festlichen Empfang, und auch der alte W. glaubte, ihm mit den Deutschen eine Ovation bringen zu müssen. Er versammelte also in Callao alle dortigen deutschen Einwanderer, die sich bereits frei gemacht hatten. Mit Musik und schwarz-rot-goldener Fahne zogen sie alle, der alte Lübecker an der Spitze, Garibaldi entgegen. W. hielt nun eine lange Rede und stellte darauf verschiedene der Leute Garibaldi vor, darunter auch einen schwäbischen Bauer, Namens Dell, den W. ohne weiteres als einen Nachkommen von Wilhelm Tell präsentierte. Garibaldi glaubte den Unsinn oder stellte sich wenigstens, als ob er es glaube, und sagte, es freue ihn, den Enkel eines so berühmten Vorkämpfers der Freiheit kennen zu lernen, und wenn er ihm irgendwie dienen könne, sei er gerne dazu bereit. Nachdem dies Don German dem biedern Dell verdolmetscht, erwiderte dieser im schönsten schwäbischen Dialekte: „Ja, da ist mir gestern mein Esel gestohlen worden, und die Lumpen auf der Polizei wollen mir nicht helfen; wenn der Herr General mir ihn wieder verschaffen könnte, wäre er ein recht braver Mann.“ Don German übersetzte dies übrigens nicht, sondern sagte irgend etwas anderes. Zwei Stunden später, als Garibaldi, von den Italienern eingeladen, beim Gastmahle saß, kam der Alte wieder angezogen mit seinem ganzen Janhagel von Männern, Weibern und Kindern, deutschen Musikanten, schwarz-rot-goldenen Fahnen, Raketen u. s. w. Wohl oder übel,

die Italiener mußten die ganze Bande einladen. Die Musik spielte deutsche Weisen, es ward getanzt — Garibaldi selbst walzte mit einer baumlangen Mecklenburgerin — und schließlich füllten Weiber und Kinder ihre Taschen mit den guten Sachen, die sich auf der Tafel vorfanden.

Lange blieben übrigens die Deutschen nicht auf den Plantagen, wohin man sie verkauft hatte. Die peruanische Regierung gab bald den Vorstellungen der Gesandten nach, und namentlich Herr Tirado, der damals gerade Premierminister geworden war, nahm sich der Sache mit großer Wärme an. Die Einwanderer erhielten alle ihre Freiheit, die Plantagenbesitzer wurden von der Regierung entschädigt, und der alte Don German erhielt noch den speciellen Auftrag, die letzten, die auf einer Pflanzung bei Casma sich befanden und von denen die Fieber schon viele hinweggerafft hatten, nach Lima zurückzubringen. Im Februar 1853 brachte er sie nach Lima.

Doch kehren wir wieder zu unserer Expedition zurück, die wir im Hafen von Huanchaco gelassen haben. Huanchaco, der damalige Hafen der Stadt Trujillo, ist einer der schlechtesten Ankerplätze[1] an der Küste von Peru und vielleicht auch der gefährlichste wegen der furchtbaren Brandung, die dort herrscht. Die Schiffe müssen beinahe eine Meile vom Lande entfernt Anker werfen, und Passagiere und Waren werden auf Flöße verladen, die von Indianern geführt werden. Diese Indianer von Huanchaco sind die kräftigsten und bestgebauten Menschen ihrer Rasse, die ich in Peru gesehen; wahre Athleten findet man unter ihnen, die es vorzüglich verstehen, Flöße und Kanoes mit großer Sicherheit zu handhaben. Wenn man sie ihre Flöße oder Kähne durch diese tosende Brandung leiten sieht, glaubt man jeden Augenblick, Menschen und Ladung seien verloren, und doch passiert nur höchst selten ein Unglück.

Huanchaco ist von Trujillo zwei Leguas (drei Wegstunden) entfernt; eine gute, teilweise mit Bäumen bepflanzte Fahrstraße führt dorthin. Die Spanier haben nämlich überall an der Westküste Südamerikas ihre Städte nicht hart am Meere, sondern immer einige Stunden davon entfernt erbaut, wegen der im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert so häufig im Stillen Meere streifenden französischen und englischen Piraten, welche die Küsten verwüsteten, sich aber nie in das Innere hineinwagten. Trujillo ward von Pizarro im Jahre 1535 gegründet und nach seiner Geburtsstadt in Spanien benannt. Die Stadt ist von einem grünen Kranze von Chacaras umgeben und sieht aus wie alle spanischen Städte der Küste — hat man eine derselben gesehen, so weiß man, wie die andern alle aus-

[1] Der Hafen Huanchaco wird heute nicht mehr benutzt, alle Schiffe laufen in dem nicht weit davon entfernten Hafen Salaverry ein, der jetzt durch eine Eisenbahn mit Trujillo verbunden ist.

sehen. In der Mitte befindet sich der große Marktplatz mit der Kathedrale, von welchem die in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen alle ausgehen.

Die Häuser sind alle von Adobes (Luftziegeln) gebaut und haben flache Dächer, die, mit Schilf gedeckt und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, natürlich keinem ordentlichen Regengusse standhalten können. Regnet es aber wirklich, was an der peruanischen Küste kaum alle zwanzig Jahre einmal passiert, so tropft der aufgelöste Lehm zum Vergnügen der Inwohner auf die Möbel nieder und sucht sich an den Tapeten hinab seine schmutzige Bahn. Doch sehen in Trujillo ebensowenig wie in Lima, dem die Stadt sehr ähnlich ist, die Straßen monoton aus; dagegen sichern schon die vielen verschieden geformten und bemalten Balkone, die alle bedeckt und mit hölzernen Jalousieen versehen sind. Trujillo ist der Sitz eines Bischofes und hat außer der Kathedrale noch drei Pfarrkirchen — über deren äußere und innere Erscheinung man am besten schweigt — und zwei Nonnenklöster.

In Trujillo ist die Bevölkerung, jetzt 7500 Einwohner, aus denselben Elementen zusammengesetzt wie in allen Küstenstädten Perus. Die Aristokratie bilden die Abkömmlinge der Spanier, die in einigen angesehenen Familien sich ganz rein erhalten haben und deren Frauen sich durch Schönheit auszeichnen; die Mittelklasse besteht aus Mestizen (Mischlingen von Weißen mit Indianern) und einigen wenigen italienischen und baskischen Handwerkern und Krämern; die Plebs endlich bilden Neger und Zambos (Mischlinge von Negern und Indianern). Vollblutnegern und Mulatten begegnet man seltener, dagegen Mischlingen derselben in unendlichen Abstufungen überall, so daß es bei der großen Masse des Volkes schwer ist, die Abstammung richtig zu definieren und manches Individuum wohl vierfach gemischtes Blut in den Adern tragen mag. Neuerdings kommt dazu als neues Element der Sohn des himmlischen Reiches, der die ohnehin schon so korrumpierte Rasse nicht sehr verbessern wird. Hat er sich aus seinem Sklavendienste freigearbeitet, so zieht er nach der Stadt, wo er Handel und Gewerbe treibt und an Pfiffigkeit und Schlauheit jeden Juden und Italiener weit hinter sich läßt. Fast sämtliche Garküchen für die niederen Klassen gehören Chinesen, wie solche überhaupt als Köche sehr anstellig sind und in dieser Eigenschaft auch vielfach in Privathäusern fungieren. Mancher unter ihnen hat aber auch als Hausierer und Viktualienhändler sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Bisher waren in allen peruanischen Städten die Pulperias (Viktualienläden) ein Monopol der Italiener gewesen; bei ihrer Genügsamkeit, die mit der kärglichsten Nahrung vorlieb nimmt, verstanden sie es, großen Nutzen aus diesem Geschäfte zu ziehen. Jetzt ist ihnen aber an den Chinesen eine Konkurrenz geworden, der sie kaum gewachsen sind. Der Chinese ist im Handel noch schlauer, in seinem Leben noch sparsamer —

er begnügt sich mit einer Handvoll Reis, dem unverkäuflich gewordenen Brote und verdorbenen Fischen — und treibt nebenbei noch allerhand unsaubere Geschäfte, die aber viel Geld einbringen, wie Hehlerei, Wucher u. dgl., und weiß sich dabei stets mit der Polizei gut zu stellen.

In allen Landstädten von Peru existiert eine Art von Aristokratie, die aus Pflanzern, Bergwerksbesitzern, Beamten, Offizieren und Kaufleuten besteht und streng eine komische Etikette befolgt. Der französische Reisende Wiener schildert dieselbe bei seiner Beschreibung von Cuzco sehr treffend. Wenn z. B. eine Dame einer ihrer Freundinnen einen Besuch macht, so umarmen sie sich zuerst und darauf frägt die Besucherin die Dame des Hauses: „Wie geht es dem Don Juan Mariano Pancho Concepcion, deinem Gemahl?" — „Tausend Dank, sehr gut." — „Und der Manonguita, der Pepita, der Chepita, deinen Töchtern?" Nach jedem Namen dieselben Danksagungen, dieselben Versicherungen, und so geht es weiter, ohne selbst die Hauskatze zu vergessen. Nachdem die Liste erschöpft ist, erhebt man sich, umarmt sich wieder zärtlich und die Hausfrau begleitet ihre Freundin bis zur Treppe. „Hasta cada momento" (auf Wiedersehen jeden Augenblick), sagt die eine, und die andere erwidert dieselben Worte, die beim Abschied wenigstens fünf- oder sechsmal wiederholt werden.

Ist etwas zu bestellen, so ruft die Dame des Hauses ihre indianische Dienerin und sagt ihr z. B.: „Du gehst jetzt zur Donna Rosario Melendez y Zegarra de Zaldivar y Martinez[1]; du weißt, was ich sagen will; es ist die Gemahlin von Don Pablo Antonio Zaldivar y Martinez, meine Cousine, die im Hause ihres Vaters wohnt, bei dem alten Don Anastasio Melendez y Zegarra, meinem Onkel, dem Bruder meines Vaters. Du gehst also zu ihr und sagst ihr, du seiest von mir geschickt, ihrer Cousine, der Donna Gertrudis Isabel Valle y Martinez de Itureno; du sagst ihr ferner, daß ich sie liebe wie meinen Augapfel, daß mir auf der Welt nichts teurer ist als ihre Gesundheit, daß ich von ihr hören möchte, daß ich ihren Gemahl, meinen Vetter, sehr hochschätze, der ein aller Hochachtung würdiger Herr ist, und daß ich sie bitte, dies ihm zu sagen, und daß ich ihr alles Glück wünsche, und daß ich sie frage, warum sie heute morgen nicht nach Santa Maria de Belen zur Messe gekommen sei, und daß ich sie bitte, mir sagen zu lassen, ob die Esel, welche Klee und Mais aus ihrer Pflanzung bringen sollen, schon angekommen sind, und wenn sie bereits angekommen sind, so hoffe ich, daß sie dir einige Choclos (unreife Maiskolben, abgekocht ein Lieblingsgericht der Peruaner) geben wird, wie sie es mir versprochen hat." — Der ganze Wortschwall wird also nur gebraucht, um einige Maiskolben zu bekommen, oft für eine noch geringere Sache.

---

[1] Bei verheirateten Frauen wird stets der Familienname mit einem „de" dem Familiennamen des Gatten vorgesetzt.

Höchst interessant sind die in der Nähe von Trujillo gelegenen Ruinen von Chimu, deren Erbauer nicht die Incas waren. Nach der Ansicht des amerikanischen Gelehrten Squier, der Peru zum Zwecke archäologischer Durchforschung bereiste, gab es in der weiten Region, welche das spätere Incareich umfaßte, mehrere Mittelpunkte der Civilisation, die beinahe ebenso sehr vorgeschritten waren als jene der Incas selbst. Diese Kulturcentren mochten mehrere kleine Staaten oder Königreiche gebildet haben, die jedoch nur schwache Verbindung untereinander unterhielten und jedenfalls nur sehr geringen politischen Einfluß besaßen. Einer der merkwürdigsten dieser Staaten ist sicherlich das Reich des Gran Chimu gewesen, dessen Hauptstadt in der Nähe von Trujillo in Trümmern liegt. Die Großartigkeit dieser Ruinen giebt uns einen hohen Begriff von den Kulturverhältnissen dieses Volkes, von dem wir wissen, daß es dem eroberungssüchtigen Incageschlechte drei Generationen hindurch heldenmütigen Widerstand leistete, ehe sein Land dem wachsenden Reiche der Sonne einverleibt werden konnte. Diese Stadt erhielt ihr Wasser durch Azequias (Bewässerungsgräben), welche sehr regelmäßig angelegt waren und vom Flusse Moche mit Wasser versorgt wurden; heute noch kann man dieselben deutlich verfolgen. Auch die großen Mounds oder Erdhügel sind noch sichtbar, von denen der größte, 65 Meter hoch, eine Fläche von acht Morgen umfaßte und aus großen Adobes konstruiert war. Wahrscheinlich standen auf diesem Hügel Tempel für religiöse Zwecke. Der große Palast von Chimu hatte gleichfalls eine bedeutende Ausdehnung und enthielt große Säle, Korridore und viele kleine Gemächer. Der größte Saal war 33 m lang und 7 m breit, seine Wände waren mit vielfach verschlungenen Arabesken geschmückt, die auf Stuck in erhabener Arbeit angebracht waren. Von diesem Saale führt ein langer Korridor nach einigen Verstecken, wo man goldene und silberne Gefäße aufgefunden hat. Die anderen Gemächer — vermutlich Schlafkammern — halten nur 2 m im Quadrat. Ungefähr hundert Schritte westlich von diesem Palaste befand sich ein Grabhügel, in dem viele Altertümer und Mumien gefunden wurden; die letzteren waren in Tücher eingehüllt, in welche vielfarbige Verzierungen und Figuren verschiedener Tiere eingewebt waren. Auf einigen dieser Tücher waren fischförmige Silberplatten angeheftet, deren Ränder mit bunten Federn geschmückt waren. Nicht weit von Chimu ist auch die berühmte „Huaca de Toledo“, ein Grabgewölbe, in welchem gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein ungeheurer Schatz gefunden ward. Er bestand aus lauter goldenen Figuren von Fischen und anderen Tieren im Gesamtwerte von sicherlich weit mehr als 700 000 Dukaten; denn der spanischen Regierung, welche das Recht auf den fünften Teil aller entdeckten Schätze beanspruchte, wurden 132 567 Dukaten abgeliefert, die gewiß nicht den fünften Teil des ganzen Wertes ausgemacht haben werden. Jedenfalls sind diese Ruinen

von Chimu das Werk eines in der Civilisation schon weit vorgeschrittenen Volkes. Dies kann man schon an den bewundernswerten Wasserbauten, an dem eine große Sorgfalt zeigenden Charakter der inneren Einrichtungen

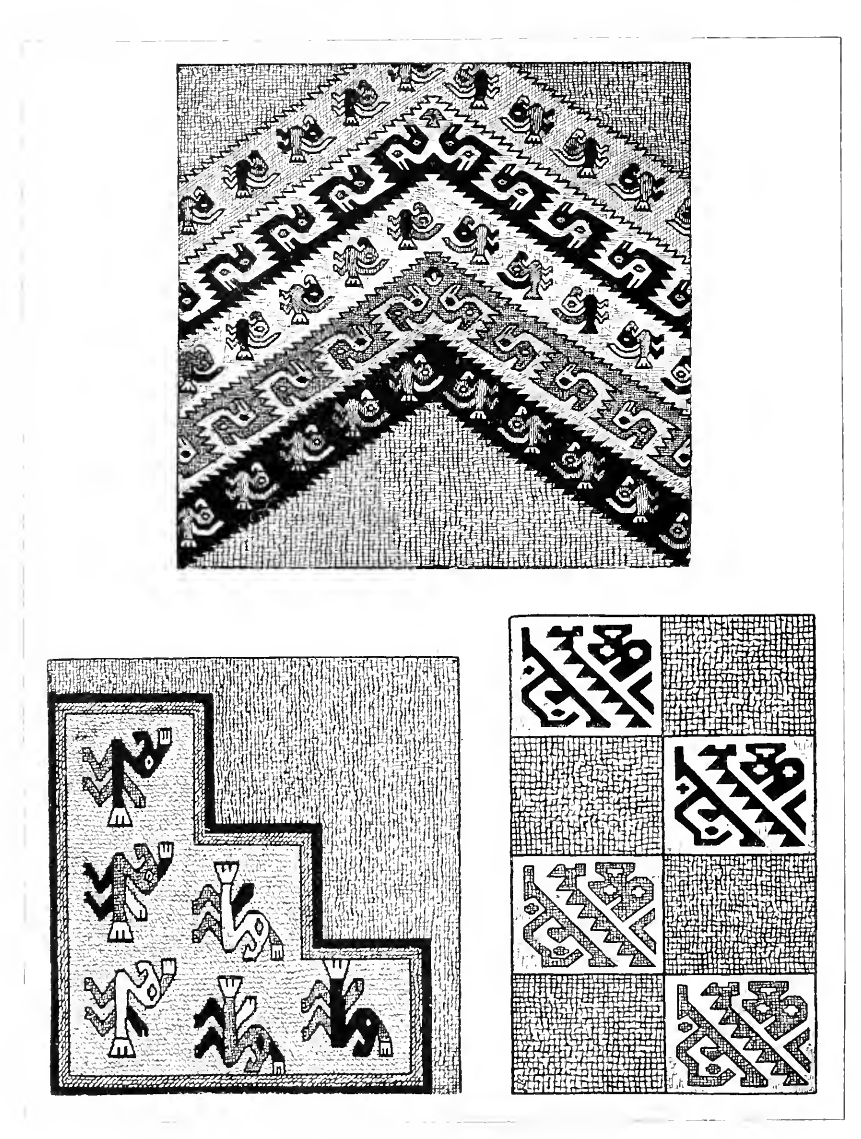


Fig. 1. Muster von Mumientüchern.

der Gebäude, an der großen Ausdehnung dieser letzteren und den geschmackvollen Mustern sehen, nach denen die Arabesken an den Wänden, sowie auch die verschiedenen Gefäße und Gewebe entworfen waren. Das bedeu-

tendste aber, was sie geleistet haben, sind ihre Wasserbauten. Mächtige Dämme hatten sie an verschiedenen Höhen der Bergströme gebaut, um das Wasser abzuleiten, das sie in kunstvoll gebauten Kanälen, zum Teil hoch aus den Bergen, nach der dürren, wasserlosen Küste führten. Große Reservoirs dienten dann zur Ansammlung des Wassers. Eines derselben, im Thale von Nepeña gelegen, ist 1200 m lang und 800 m breit; es wird aus einem massiven Steindamme gebildet, der an seiner Basis 27 m Mächtigkeit besitzt und zwischen zwei steilen Felsen eine tiefe Schlucht abschließt. Sein Wasser erhielt dieses Reservoir aus zwei Kanälen, von denen einer mehr als 20 km lang war.

Jetzt führt eine Eisenbahn, die aber unzweckmäßig angelegt sein soll und sich schwerlich rentieren wird, von Trujillo nach dem benachbarten Hafenorte Salaverry. Diese Bahn bildet einen Zweig des für Peru auf 2740 km projektierten Eisenbahnnetzes, von welchem bis jetzt 1852 km im Betriebe sind. Zum Baue dieser Strecken hatte man in London zwei Anlehen im Betrage von mehr als 900 Millionen Mark aufgenommen: eine sechsprozentige von über 11 Millionen und eine fünfprozentige von mehr als 34 Millionen Pfund Sterling. Man hatte gehofft, daß die Verwendung dieser großen Summen, von denen freilich sehr viel an den Händen der europäischen Finanzmänner und der peruanischen Machthaber kleben blieb, einen höchst günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Landwirtschaft, der Viehzucht und des Bergbaues äußern würde. Man hatte geglaubt, daß die neuen Bahnen eine zahlreiche, betriebsamere und fleißigere Bevölkerung heranziehen und dazu beitragen würden, die Produktion auf eine wunderbare Weise zu erhöhen und selbst dem Lande eine bessere Regierung, deren es so sehr bedarf, zu verschaffen.

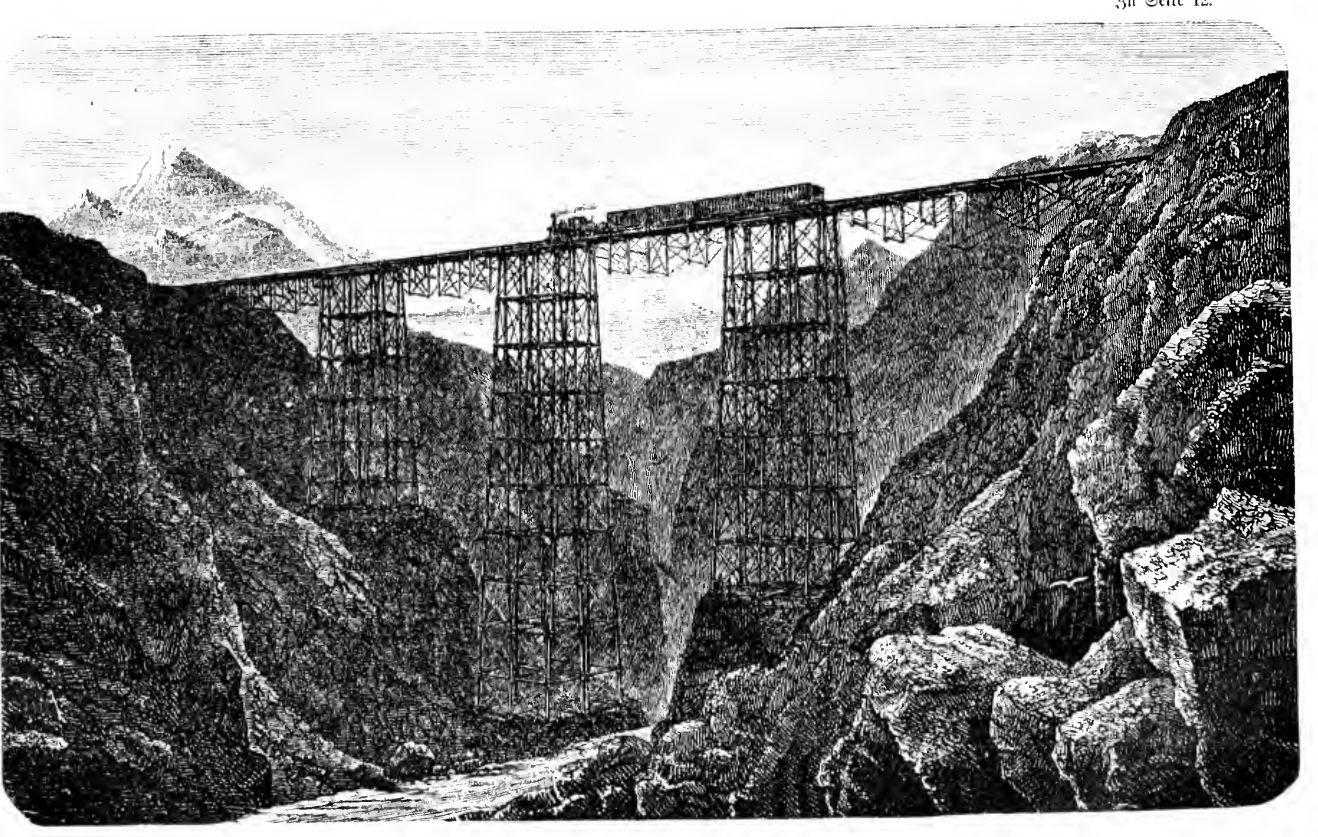
Alle diese schönen Hoffnungen sind jetzt verschwunden. Mit wenigen Ausnahmen bringen selbst die ganz fertiggestellten Bahnen kaum die Verwaltungs-, Betriebs- und Erhaltungskosten ein, und die meisten anderen, von denen einige wohl bald wieder verfallen dürften, auch dieses nicht einmal. Wahrscheinlich wären diese Bahnen schwerlich je in Angriff genommen worden, wenn die Gewalthaber nicht die gegründete Hoffnung gehegt hätten, daß dabei viel für sie und ihre Freunde abfallen würde. Und gehörig haben sie sich ihre Taschen gefüllt; jedoch ließ die Nemesis nicht lange auf sich warten — die ungerecht erworbenen Reichtümer sind längst wieder verflogen, unglückliche Spekulationen, Hazardspiel, der Krieg mit Chile und der Staatsbankerott haben sie wieder verschlungen. Es wäre jammerschade um diese Bahnen, von denen einige zu den großartigsten Werken der Art in der Welt gehören, wenn sie — wie es den Anschein hat — wieder verkommen sollten.

Natürlich wurden diese Bahnen nicht von Peruanern gebaut, sondern von einem sehr tüchtigen nordamerikanischen Unternehmer, Namens Meiggs,

der früher schon große Eisenbahnbauten in Chile ausgeführt hatte und, da die peruanische Regierung ihn nicht pünktlich bezahlte, zu Grunde ging. Auch die Ingenieure waren mit wenigen Ausnahmen Nordamerikaner oder Engländer, die Arbeiter aber teils eingeborene Indianer — nur diese sind in den höchsten Gegenden, wo bei den Fremden Atmungsbeschwerden eintreten, zu brauchen —, teils Chilenen und Chinesen. Die Bahn Arequipa-Puno geht über einen Paß der Cordilleras, der 4580 m über dem Meere liegt, während der höchste Punkt der Gotthardbahn nur 1154 m, der Brennerbahn 1367 m und der Pacificbahn 2521 m über dem Niveau des Meeres gelegen ist. Welche Schwierigkeiten gab es hier, sowie auch bei der nicht fertig gewordenen Oroyabahn zu überwinden! Man muß diese engen Schluchten, himmelhohen, steilen Felsen und furchtbaren Abgründe gesehen haben, um sich einen Begriff von diesen Wundern der modernen Technik bilden zu können. Während die Oroyabahn, deren höchster Punkt 4769 m beträgt, viele und lange Tunnels nötig hatte, hat die Punobahn nur einen einzigen kurzen Tunnel und neben verschiedenen kleinen Brücken über Gebirgsbäche acht große Brücken, von denen die über den Rio Chili 515 m lang und die über den Rio Sumbay 76 m lang und 52 m hoch ist. Alle Brücken wurden in den Vereinigten Staaten konstruiert und mit außerordentlichen Schwierigkeiten an ihre Bestimmungsorte transportiert. Groß waren auch die Leiden der 4—5000 Arbeiter wegen der Schwierigkeit, Proviant und Brennmaterial — auf der Westseite der peruanischen Cordilleras und auf den Hochebenen giebt es keine Wälder — herbeizuschaffen, wegen der großen Kälte und der schlimme Atmungsbeschwerden verursachenden dünnen Luft. Auf mehreren Strecken war meilenweit kein Wasser aufzutreiben und mußte dasselbe durch Maultiere herbeigeschleppt werden. Nach drei Jahren mühseliger Arbeit kam am Neujahrstage 1874 die erste Lokomotive der Punobahn an ihrem Endziele, am Titicaca-See an. Bald fand ein ziemlicher Verkehr statt und ein großer Teil des bolivianischen Handels nahm seinen Weg über diese Bahn; jetzt haben durch den Krieg Handel und Wandel wieder aufgehört, und Jahre werden vergehen, ehe diese Bahn nur die Betriebskosten wieder einbringen wird. In anderen Ländern heilen die durch einen Krieg geschlagenen Wunden viel schneller als in Peru, wo die unnütze Bevölkerung träge die Hände in den Schoß legt.

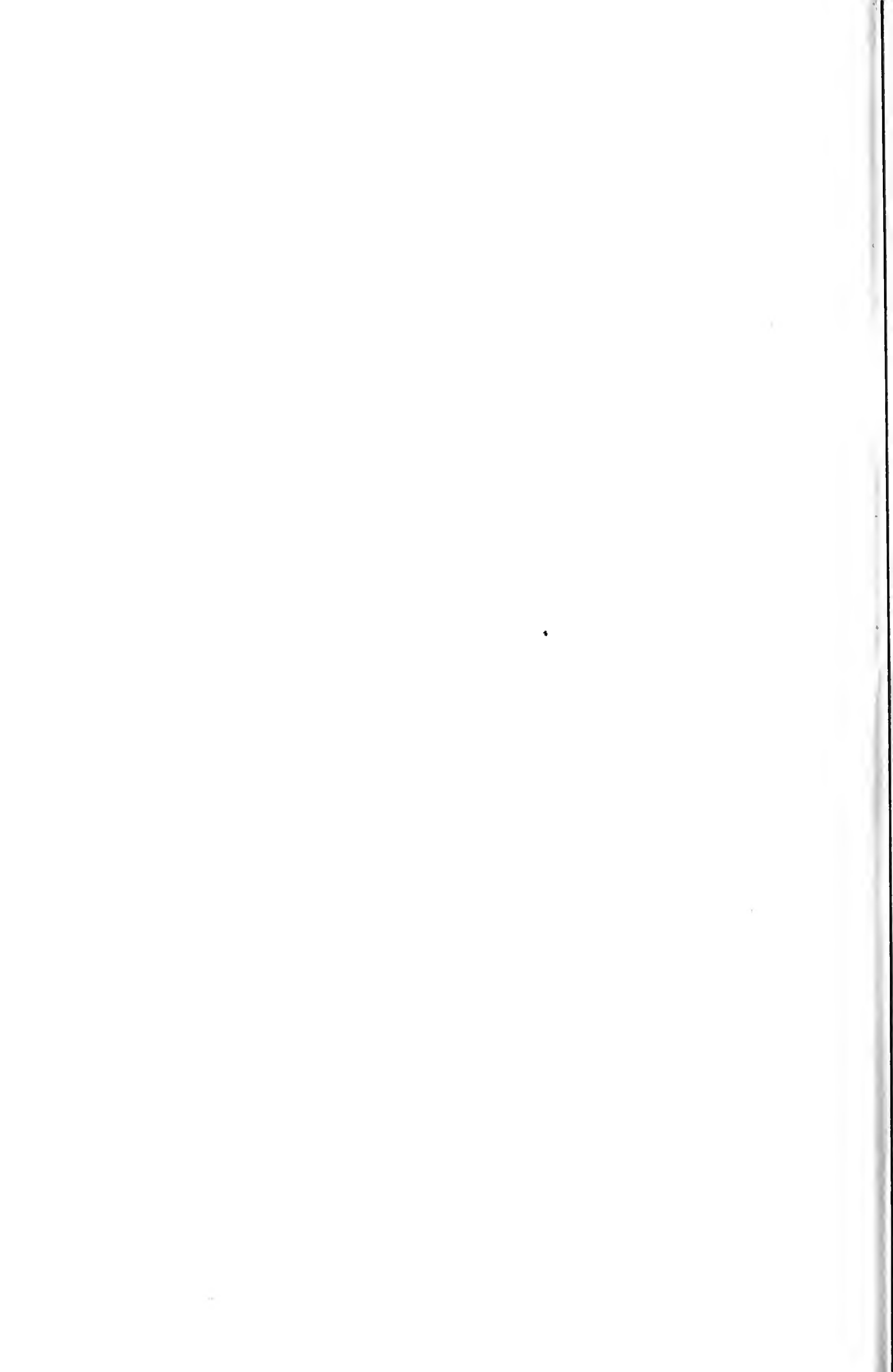
In Huanchaco war alles für die Expedition bereit; der Präfekt von Trujillo, General Iturregui, war selbst gekommen, um uns zu empfangen, sowie auch in seiner Begleitung einige Damen, die dieses sonderbare Schauspiel mitansehen wollten. Über 200 Maultiere, teils zum Reiten, teils zum Lasttragen bestimmt, erwarteten die Expedition, um sie bis Cajamarca (45 Leguas oder 190 km) zu bringen, wo die Tiere gewechselt werden sollten. Alle Leute wurden beritten gemacht. Da ihnen besonders an-

Zu Seite 12.



Eisenbahn in den Cordilleren.

(Der Barraguas-Viaduct zwischen Lima und Oroya.)



befohlen war, keine großen und schweren Koffer und Kisten mitzunehmen, ging das Aufladen der Maultiere ziemlich leicht von statten. Auf jede Seite des Tieres kam eine Kiste, wobei die Arrieros (Maultiertreiber) Sorge trugen, immer zwei gleich schwere auszusuchen, und oben darauf kamen kleinere Gegenstände, so daß die ganze Last im Durchschnitte 125 kg betrug. Die meiste Schererei verursachten die Kochkessel und Pfannen, deren Geklirre oft die jüngeren Tiere scheu machte. Das erste Aufsatteln und Aufpacken vor einer Reise in das Innere jener Länder ist immer sehr lästig, und die Jesuiten befolgten dort in vergangenen Zeiten einen sehr guten Plan. Sie sattelten und packten ihre Tiere schon des Abends, ritten dann ein paarmal im Hofe ihres Klosters umher, um zu sehen, ob alles gut paßte, sattelten wieder ab und traten erst am folgenden Morgen ihre Reise an.

Gute Reitsättel waren allerdings nicht für alle vorhanden und manche mußten sich mit hölzernen Packsätteln begnügen, auf denen sie sich mit wollenen Decken einen bequemen Sitz bereiteten. Höchst komisch war das erste Aufsteigen; wie lachten die Peruaner, und besonders die Damen, bei diesem Anblicke! Viele, namentlich unter den Deutschen, hatten nie in ihrem Leben zuvor ein Pferd bestiegen, und obgleich man für sie nur ganz zahme Tiere ausgewählt hatte, fielen doch einige, nachdem sie mühsam auf der einen Seite hinaufgeklettert waren, gleich auf der andern Seite wieder herunter. Doch Übung macht den Meister, und als wir Cajamarca hinter uns hatten, waren schon alle an das Reiten gewohnt.

Endlich war die lange Karawane in Bewegung, und unsere erste Tagereise, die nur ein paar Stunden Weges betrug, ging beständig durch Flugsand, der so viele Gegenden der peruanischen Küste bedeckt und dieselbe mit einem Gürtel von 3—15 Leguas (die Legua beträgt anderthalb deutsche Wegstunden) Breite umzieht. Aber diese Küste, die dem Reisenden, der zum erstenmal den Boden Perus betritt, einen so trostlosen Anblick gewährt, ist nicht so unfruchtbar, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Jener dürre Sand, in welchem dem Anscheine nach keine Vegetation je aufkommen kann, bringt die reichsten Ernten hervor, sobald man ihm nur Wasser zuführen kann; ohne Bewässerung produziert er allerdings nichts in dem völlig regenlosen, aber auch weder von Kälte noch von übermäßiger Sonnenhitze heimgesuchten Lande. Wo immer ein Fluß oder Bach sich aus den Gebirgen herabwindet und die Bewässerung des Landes möglich macht, finden sich denn auch stets Oasen, die oft mehrere Meilen breit mit einer reichen Vegetation bedeckt sind.

Die Reisen durch diese Sandwüsten, wo kaum eine Spur von Vegetation zu sehen und oft mehr als 40 km weit kein Wasser zu finden ist, werden manchmal sehr gefährlich. Verirrt sich hier der Reisende oder kann sein Pferd vor Ermüdung nicht weiter, so ist er verloren. Häufig ist der Weg, wenn

von Flugsand bedeckt, nur geübten Pfadfindern sichtbar; die Gerippe von gefallenen Pferden oder Maultieren, deren Knochen die Geier rein abgelesen und die Sonne gebleicht hat, sind dann die Hauptwegweiser. Das

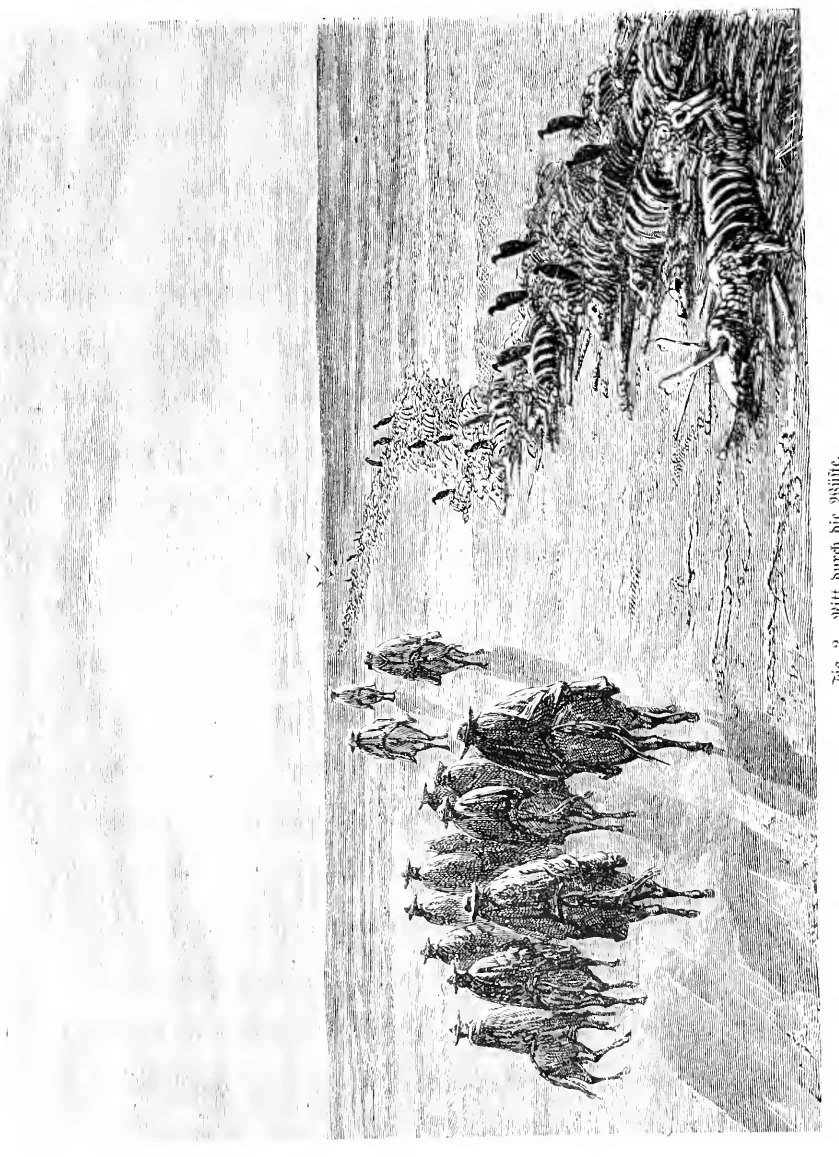


Fig. 2. Ritt durch die Wüste.

Maultier, welches Hunger und Durst weit besser erträgt als das Pferd, ist das Kamel dieser Wüsten und auch auf den steilen Gebirgspfaden der Andes seines sichern Trittes wegen dem Pferde weit vorzuziehen. Ein

gutes Maultier legt auf längeren Reisen im Durchschnitte 10 Leguas (43 km) am Tage zurück, und mehr als einmal habe ich die Reise von Lima nach Cerro de Pasco — 212 km, wobei die hier über 5000 m hohe Cordillera zu passieren ist — in vier Tagen gemacht. Ohne Maultiere würden diese beschwerlichen Reisen durch Sandwüsten und über hohe Gebirge kaum möglich sein, denn nur wenige Pferde halten dieselben auf größere Entfernungen aus.

Die größten Gefahren bei Reisen durch die Sandwüsten der peruanischen Küste verursachen die „Medanos“. Diese sind Sandhügel von sehr veränderlicher Gestalt, die bei starkem Winde rasch die Ebenen bedecken. Die Winde erheben oft ungeheure Staub- und Sandwolken, denen der Reisende nur durch schnelles Reiten entgehen kann. Oft bedecken auch diese Medanos die niederen Hügelketten, welche die Ebenen durchschneiden, und geben den einzelnen Hügeln eine kegelförmige Gestalt. Namentlich in den Sommermonaten, von November bis April, sind diese Sandwüsten fürchterlich. Die Sonnenstrahlen brechen sich auf der hellen Sandfläche und werden, alles versengend, zurückgeworfen. Keine Pflanze ist dann auf dem verbrannten Boden zu sehen, kein Tier findet Nahrung; nur am Strande des Meeres schwärmen gierige Aasgeier, herangelockt durch die toten Seetiere, die das Meer auswirft, und Tausende von Seevögeln machen Jagd auf die unzähligen Fische, die der Ocean hier birgt.

An der Küste von Peru fällt bekanntlich nie ein eigentlicher Regen. Dieses hat seinen Grund in der nahe bei und parallel mit der Küste vorbeiziehenden Südströmung und den dieselbe begleitenden Südwinden, sowie in der Nähe der hohen Cordillera, wo der vom Atlantischen Meere herkommende, feuchte Südost-Passatwind, nachdem er in den Urwaldregionen des Amazonenthales den größten Teil seiner Wasserdämpfe zurückgelassen, den letzten Rest seiner Feuchtigkeit verliert. Die vom Südpole kommende Südströmung entfernt sich an der Küste von Chile mehr vom Lande, weshalb dort nicht immer die Südwinde herrschen und starke Regen eintreten; ebenso dreht sich in der Nähe des Kap Blanco, am dritten Grad südlicher Breite, die Strömung nach Westen — nördlich von dort regnet es wieder. Ferner ist der größte Teil der peruanischen Küste, wie schon oben bemerkt, mit Sand bedeckt. Dieser Flugsand ist ein guter Wärmeleiter, der sich im Sommer unter dem Einflusse der heißen Sonnenstrahlen sehr erhitzt und eine aufsteigende Luftströmung hervorbringt, deren hohe Temperatur jede Kondensation der Wasserdämpfe verhindert. Diese verbreiten sich in den hohen Schichten der Atmosphäre und werden nach den Cordilleras getrieben, wo sie sich wegen der niedern Temperatur verdichten und in der Form von Regen, Hagel und Schnee herabfallen, die Bildung von Bächen und Flüssen im Gebirge verursachend. Wenn deshalb an der Küste heißer Sommer herrscht, regnet es im Hochlande von Peru. Im Winter ist die Atmo-

sphäre kälter an der Küste, und dann zeigen sich andere Phänomene. Da der Flugsand ein besserer Wärmeleiter ist als das Seewasser, so erkältet er sich auch schneller als das letztere, und die Wasserdämpfe, die von der Oberfläche des Meeres aufsteigen, verdichten sich wegen der niedern Temperatur des Sandes ganz in der Nähe desselben und verursachen jene dichten Nebel, die während der Wintermonate die Küste von Peru bedecken. Zur selben Zeit und aus derselben Ursache, weil der Sand dann kälter ist als das Meerwasser, entsteht oft eine Luftströmung vom Lande nach dem Meere zu, welche die Ansammlung neuer Wasserdämpfe, die durch die herrschenden südlichen Seewinde herbeigeführt werden, verhindert, und deshalb regnet es auch nicht im Winter an der Küste von Peru.

Von November bis April herrscht also an der Küste beständige Trockenheit mit klarem Himmel und bedeutender, obgleich nicht übermäßiger Hitze im Schatten; in der Sonne ist allerdings die Hitze, zumal in den Sandwüsten, oft furchtbar. Von Juni bis September hingegen wird der Himmel oft wochenlang durch einen dichten Nebel — wie in England — verdunkelt, der zuweilen als ganz feiner Sprühregen herabfällt. An einem solchen nebeligen Morgen fühlt man oft die Kälte mehr als in Deutschland im März, obgleich das Thermometer selten unter 12 Grad (Réaumur) fällt. Eigentliche Stürme kommen im ganzen Jahre nicht vor. Das Maximum der Temperatur beträgt in Lima im Februar, dem heißesten Monate, fast nie mehr als 24 Grad im Schatten und das Minimum nie weniger als 10 Grad im Juli. Übrigens wird das Klima in verschiedenen Teilen der Küste noch durch Lokalverhältnisse modifiziert, so daß es nicht überall gleichartig zu nennen ist.

Dem Anscheine nach sind die Sandwüsten ohne jede Vegetation. Soweit das Auge reicht, sieht man nichts als eine trostlose Öde, und doch finden sich dort drei Arten von Kräutern, deren Wurzeln tief in den Boden dringen und die langen Perioden vollständiger Trockenheit überleben. Einige der kleineren Medanos sind oben mit schneeweißen Flecken übersäet, die dem oberflächlichen Beobachter wie sehr weißer Sand erscheinen. Diese weiße Farbe kömmt von unzähligen kleinen Ähren einer amarantartigen Pflanze, deren über den Boden kriechende Stengel sich über den Medano verzweigen und so weiterwachsen, wobei sie ihre Spitzen über den Sand erheben. Die zwei anderen Pflanzen der peruanischen Wüste sind eine Martynie und eine Aniseia-Art, beide mit eßbaren Wurzeln. Beide Pflanzen bewahren viele Jahre lang eine unterirdische Existenz und treiben nur dann, wenn genügende Feuchtigkeit bis zu den Wurzeln dringen kann, was nur in seltenen Jahren der Fall ist, Blätter aus ihren Stengeln. In einigen Höhlungen, wo sich etwas Feuchtigkeit im Winter ansammeln kann, findet man auch höchst kümmerliches Zwergholz — eine Prosopis, Colicodendrum, eine Capparis und eine Apocynea. Die beiden letzteren sind

magere Sträucher und die Prosopis ein niederer, verkrüppelter Baum. In einiger Entfernung vom Meere, wo der Boden schon höher wird, sieht man auch Kakteen, von denen einige sehr hoch und verzweigt sind.

Wenn im Winter die Nebel zu fallen beginnen, dann verändert sich der Anblick der sonst so dürren Hügel und Küstenberge wie durch Zauber. Bunte Blumen, unter denen sich namentlich eine prächtige gelbe Lilie und eine purpurrote Solanee auszeichnen, wilder Tabak, mehrere Kompositen, Kruziferen, eine Oralis, Amarant, eine Salvie und verschiedene Gräser bedecken auf kurze Zeit die Höhen. Dann wird das Vieh auf diese Hügel — Lomas, wie sie in Peru genannt werden — getrieben, wo es während des ganzen Winters bei Tag und bei Nacht im Freien bleibt. Dieser liebliche Blumenteppich dauert aber leider nicht lange, und ist der Winter zu Ende, dann bietet die ganze Landschaft wieder ihren öden, traurigen Anblick, ohne eine Spur von Vegetation. Zuweilen sieht man hoch oben den Kondor in majestätischem Fluge schwebend, oder eine Eidechse, die über den Weg huscht; sonst ist alles tot, sobald man sich vom Meeresstrande entfernt und in die Sandwüste eindringt.

Hat der Reisende aber nach vielen Stunden mühsamen Marsches die trostlose Einöde durchritten, so ändert sich wieder auf einmal die ganze Scenerie und er erblickt vom Gipfel der mit vieler Beschwerde erklommenen Höhe tief unten vor sich ein breites, liebliches Thal mit lachendem Grün und üppigem Pflanzenwuchs. Die Wälder bestehen freilich fast nur aus Dickichten von feinblätterigen Algaroben, einer Mimosenart, aber der Lauf des Flusses wird durch schöne alte Weidenbäume (Salix Humboldtiana), durch Gruppen von Palmen, Obstgärten und Felder von Luzerne, Mais und Baumwolle bezeichnet. In einigen Thälern sind große Pflanzungen von Zuckerrohr, in anderen widmet man sich mehr dem Anbau der Rebe und der Olive; die wichtigsten Produkte dieser Küstenthäler sind Zucker, Reis, Mais, Baumwolle, Wein und Traubenbranntwein. Die Algarobenwälder dienen als Weide für Rindvieh, Pferde und Ziegen, von denen nicht nur die Blätter, sondern namentlich auch die Fruchtschoten, die sehr nahrhaft sein sollen, mit Gier verzehrt werden.

In den ersten Tagen passierten wir verschiedene große Zuckerplantagen, von denen einige wegen bösartiger Wechselfieber berüchtigt sind. Die Leute scheinen hier kein anderes Heilmittel dagegen zu gebrauchen als Rum, den sie unmittelbar ehe der Schüttelfrost anfängt, in starken Dosen einnehmen; während der Hitze trinken sie ein kühlendes Getränk, bereitet aus bitterem Orangensaft, Zucker und Wasser. Wird der Fall sehr gefährlich, so schicken die, welche es bezahlen können, nach Trujillo, um ärztlichen Rat oder um irgend ein Laxiermittel und Chinin zu erhalten. Mit diesem letztern, das sie oft in übertriebenen Quantitäten einnehmen, zerstören sie dann gewöhnlich ihre Konstitution auf Lebenszeit. Man kennt übrigens viele Vorsichts-

maßregeln, um in tropischen Ländern mit nicht allzu schlimmem Klima seine Gesundheit zu bewahren. Dem nicht acclimatisierten Europäer ist häufiges Waschen und Baden, mäßiger Genuß tropischer Früchte, aber nie des Abends, sowie Vermeiden berauschender Getränke anzuraten, ferner große Sorgfalt, daß nie eine Leibesverstopfung eintritt, ein Schirm gegen die glühende Mittagssonne und vor allem eine rationelle Diät.

Wegen der größern Rentabilität des Zuckerrohrbaues hat an der peruanischen Küste in neuerer Zeit die Kultur der Baumwolle abgenommen, trotzdem die peruanische Baumwolle zu der feinsten gehört und im Preise gleich nach der „Sea Island" kommt. Reis wird mehr gebaut, besonders in den nördlichen Provinzen, und findet in Chile und Kalifornien einen guten Markt. Weinbau wird namentlich im Süden stark betrieben; der peruanische Wein ist sehr kräftig, dem Sherry ähnlich; auch der dort aus der Traube bereitete Branntwein, der berühmte Pisco, wird sehr geschätzt und viel ausgeführt.

Namentlich hat aber die Zuckerindustrie, die freilich in neuester Zeit durch den Krieg sehr geschädigt wurde, in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen, den man früher nicht für möglich gehalten hätte. Es giebt Plantagen, zumal im Norden, welche bis zu 30 000 kg täglich erzeugen. In der einem Deutschen, Namens Solf, zugehörenden Hacienda von Patapo bei Chiclayo wurden täglich 25 000 kg hergestellt; ein anderer Deutscher, Albrecht, hat auf seiner großen Hacienda im Thale von Chicama eine mit Dampf betriebene Maschinerie aufgestellt, die in ganz Südamerika ihresgleichen sucht und täglich 40 000 kg liefern kann. Herr Albrecht, ein geborener Bamberger, wird für den reichsten Mann in Peru gehalten; man schätzt sein Vermögen auf mehr als 40 Millionen Mark. Als Handlungscommis war er im Jahre 1854 nach Peru gekommen, heiratete zwei Jahre darauf die Tochter eines wohlhabenden Pflanzers, und von nun an begann er, seinen großen Unternehmungssinn zu entfalten. Bei einer Reise ins Innere entdeckte er Spuren einer frühern Kultur, und begierig, zu erfahren, wie dieselbe möglich war, da doch jetzt dort kein Wasser weit und breit zu finden ist, suchte er den Bewässerungs-Kanal zu entdecken, der früher existiert haben mußte. Er fand auch seine Spuren und verfolgte sie bis zur Quelle. Dann kaufte er dort für einen Spottpreis ungeheure Ländereien, die ohne Bewässerung wertlos waren, und ließ den alten Kanal aus der Incazeit wiederherstellen, was er für die verhältnismäßig geringe Summe von 8000 Dollars ausführte. Albrecht legte nun zwölf große Plantagen an, von denen er jetzt noch vier enorm große selbst bebaut. Seine ausgedehnten Ländereien steigen immer mehr an Wert, wenn auch der unglückliche Krieg zwischen Peru und Chile augenblicklich eine Stockung alles Handels und Verkehrs hervorgerufen hat. Vor dem Kriege hatte er ungefähr 1500 Chinesen auf seinen Plantagen, seine großartigen Maschi-

nerieen zur Zuckerbereitung repräsentieren einen Wert von drei Millionen Mark und sein Zuckerrohr wohl ebensoviel. Da in der letzten Zeit, seit Einführung der unseligen Papierwirtschaft, das Silbergeld in Peru immer seltener geworden ist, und das Papiergeld in den Händen schmutziger Neger und Indianer bald zu unkenntlichen Fetzen wird, so ließ Herr Albrecht, der viel Scheidemünze braucht, um seine vielen Arbeiter zu bezahlen, in Nordamerika aus Guttapercha verschiedenartige Marken fabrizieren, die einen konventionellen Wert von 2 und 4 Realen, der darauf bezeichnet ist, repräsentieren. Diese Marken, deren Zahlung Herr Albrecht garantiert, haben außerdem je nach ihrem Wert verschiedene Farben, um sie von einander leichter unterscheiden zu können. Da der Kredit Albrechts weit besser ist, als der der bankerotten peruanischen Regierung, so werden seine Marken überall viel lieber genommen, als das schlechte peruanische Papiergeld, und weit und breit, in Trujillo, Cajamarca und noch weiter hinaus kann man dasselbe jetzt finden. Albrecht soll von diesen Marken bereits für 4 Millionen Mark im Umlaufe haben, wofür er keine Zinsen zu zahlen hat und von denen auch noch manches Stück verloren geht, also nicht wieder zur Einlösung präsentiert werden kann. Kurz, mit seinen Guttapercha-Marken macht er wieder ein recht gutes Geschäft, wenn der nun jahrelang dauernde Krieg es in der neuesten Zeit nicht gestört hat, worüber mir nichts bekannt ist.

Da seit Aufhebung der Sklaverei (1854) die Herren Neger das Arbeiten meist unter ihrer Würde halten, und da auch seit jener Zeit die Negerbevölkerung um weit mehr als die Hälfte abgenommen hat, so war man genötigt, Chinesen einzuführen, die sich schon in China durch Unterzeichnung eines Scheinkontraktes verpflichten, für geringen Lohn (15 Mark monatlich) und die Kost acht Jahre lang im Dienste eines beliebigen Herrn zu arbeiten. Diese Kontrakte nun wurden in Peru je nach der Körperstärke des Chinesen zu 900—1200 Mark verkauft, wodurch sich ein sehr schwunghafter Sklavenhandel entwickelte, der jedoch in neuerer Zeit durch einen zwischen Peru und China abgeschlossenen Vertrag viel von seiner früheren Härte verloren haben soll. Auch soll seither, dank diesem Vertrage, die Behandlung der chinesischen Arbeiter eine bessere geworden sein; früher war sie auf manchen Haciendas eine wahrhaft barbarische — nicht auf allen Haciendas, nicht einmal auf den meisten, denn auch in Peru gibt es viele humane Leute —, jedenfalls aber eine weit schlimmere, als ehedem die Behandlung der Negersklaven. Leider muß ich hier erwähnen, daß auch ein deutscher Plantagenbesitzer seine Chinesen grausam behandelte. Um dem Selbstmorde der Chinesen, der wegen der grausamen Behandlung bedenklich zugenommen hatte, zu steuern, ließ dieser „aufgeklärte" Mann die Leichname der Selbstmörder verbrennen, worauf kein Chinese mehr Selbstmord beging — denn die Chinesen lieben es, ihre Gebeine in ihrem Vaterlande begraben zu lassen.

Auf vielen Plantagen erhielten die Kulis, wie mir ein glaubwürdiger Augenzeuge mitteilte, jeden Sonntag ihre Rationen von Reis und gesalzenem Fisch — nie etwas anderes; übrigens sind sie auch in ihrer Heimat an keine andere Kost gewohnt —, die sie sich selbst zu kochen hatten. Jeden Abend wurden sie in einem langen, dunkeln, einstöckigen Gebäude ohne Ventilation eingeschlossen, Kranke und Gesunde zusammen. Darin mußten sie kochen, ihre Notdurft verrichten u. s. w.; man kann sich denken, welche Atmosphäre in einem solchen Stalle herrschte. Morgens um 4 Uhr ertönte die Glocke, die Leute bereiteten ihr Frühstück, das sie hastig verzehrten. Um 5 Uhr ging es an die Arbeit, die bis 12 Uhr dauerte. Die Aufseher, rohe Neger oder Zambos, gehen mit der Peitsche umher und züchtigen damit die Saumseligen. Diejenigen, welche sich irgend ein Vergehen, wie z. B. Widersetzlichkeit, haben zu schulden kommen lassen, arbeiten in Ketten, worin sie auch schlafen müssen. Um 12 Uhr kehren sie auf eine Stunde nach ihrem Stalle zurück; da aber dieser von einigen Feldern ziemlich weit entfernt ist, so verlieren die Leute viel Zeit mit Hin- und Hergehen. Um 1 Uhr geht es wieder an die Arbeit, viele haben dann ihr Essen kaum bereit und müssen es auf dem Rückmarsche im Gehen verzehren. So verläuft jeder Tag im ganzen Jahre, einerlei ob Sonn- oder Werktag; nur am Neujahrstage, dem Hauptfeste der Chinesen, erhalten sie drei Tage frei. Ihr Monatslohn betrug etwa 13 Mark, der großenteils zum Ankauf von Opium verwendet ward; doch sparten auch einige sich davon etwas.

In Bezug auf Kost und Prügel sind die Kulis auf den meisten peruanischen Plantagen nicht viel besser daran als auf der eben erwähnten; doch haben sie gewöhnlich etwas bessere Wohnung und können an Sonntagen für sich selber arbeiten, so daß viele sich ein hübsches Stück Geld zurücklegen. Leider wird der arme Chinese überdies noch von einigen elenden Pflanzern um seine Arbeitszeit betrogen und gezwungen, länger als seine ausbedungenen acht Jahre auf der Pflanzung zu bleiben; nirgends bekommt der Unglückliche Recht und niemanden hat er, an den er sich um Hilfe wenden könnte! Die Mehrzahl derselben spart sich aber in den acht Jahren etwas zusammen, und mit diesem Kapitälchen wird dann eine Pulperia, eine Garküche oder Kneipe eingerichtet und so der Grund zu späterem Wohlstand gelegt, denn fast nie hört man, daß ein Chinese schlechte Geschäfte macht und bankerott wird.

Nie denkt aber ein Chinese daran, sich in Peru oder sonstwo in Amerika eine dauernde Heimat zu gründen. China, das „Blumenreich der Mitte“, ist sein Paradies, außer demselben ist alles Hölle. Stirbt er im fremden Lande, so schließt er die Augen mit der festen Überzeugung, sie sofort in China wieder zu öffnen, und mancher begeht Selbstmord, wenn das Heimweh ihn plagt. Die Seelenverkäufer, welche in den chinesischen Häfen

Kulis verkaufen, müssen daher dort versprechen, jeden Sohn des himmlischen Reiches wieder zurückzuliefern, wenn er während der Dauer des Kontraktes stirbt, was freilich in Peru selten gehalten wird; in Kalifornien aber, wo das Kuli-Geschäft in den Händen mächtiger chinesischer Kompanieen ist, wird es in der Regel befolgt. Von dort führen die Dampfer und Segelschiffe regelmäßig eine beträchtliche Zahl gefüllter Särge nach China, von denen mancher über endlose Kanäle, über Berge und über Thäler bis in sein Heimatsdörfchen gebracht wird, das vielleicht an der Grenze von Tibet oder Sibirien liegt. Man kann tausend Chinesen fragen, wie es ihnen in Kalifornien oder Peru, in Australien oder auf den Sandwichsinseln gefallen habe, niemals wird auch nur ein Einziger gestehen, daß das Leben dort zu ertragen sei. Das Geldmachen behagt ihm freilich, und hat er genug zusammengerafft, so schüttelt er voll Verachtung den Staub von seinen Füßen und kehrt als eingefleischter Chinese nach Hause zurück. Dort, wo oft eine ganze Familie von zwei Thalern den Monat leben muß, kann er mit Ruhe der Zukunft entgegensehen; denn fast jeder heimkehrende Chinese bringt mindestens ein paar tausend Thaler zurück, mancher sogar 20—30 000 Thaler.

Der Chinese ist unverbesserlich. In Lima wie in San Francisco giebt es viele wohlhabende Leute, die eine besondere Vorliebe für chinesische Dienstboten haben und oft jahrelang dieselben Diener um sich sehen. In manchen Läden und Restaurationen hält man sie, und die Burschen müssen notgedrungen sauber, rein gewaschen und nett aussehen, und sie begreifen das auch sehr schnell. Bald lernen sie Gabel und Messer, Teller und Serviette nebst hundert anderen Sachen handhaben wie die Weißen. Sobald sie aber nach langen Jahren genug Geld erübrigt haben, um nach dem Blumenreiche zurückzukehren, so wird zuvor alles, was irgendwie an Amerika erinnert, vor der Abreise verschachert und der etwaige Rest noch vor der Ankunft in China über Bord geworfen, so daß sie womöglich noch unsauberer erscheinen als diejenigen, welche auf den Plantagen nur unter ihresgleichen ihre Tage verbrachten. Keiner will dann Gabel und Löffel mehr kennen und alle schaufeln wieder mit ihren Stäbchen den Reis in den Mund.

Wohl kann man an den Chinesen Mäßigkeit im Essen und Trinken rühmen, nie sieht man unter ihnen einen Betrunkenen oder jemanden, dem die Schnapsflasche aus der Tasche hervorschaut. Desto größer ist ihre Leidenschaft für das Opiumrauchen, und ein vollständiges Verbot desselben würde die Raucher zu größerer Verzweiflung bringen, als wenn einem Haufen der unverbesserlichsten Schnapsbrüder auf einmal jeder Tropfen von Branntwein versagt werden sollte. Ebenso versessen sind sie auf das Hazardspiel, wobei ihre Leidenschaftlichkeit oft den höchsten Grad erreicht, und so sparsam auch die Chinesen sonst sind, so spielen fast alle, und wen dabei das

Glück verläßt, gegen den hört von seiten seiner Genossen sofort jede Rücksicht auf; denn Mitleid kennt kein Chinese. Wer dann noch das Geringste zu versetzen hat, wagt stets von neuem, mit Fortuna zu ringen; ist aber das Letzte verloren, so macht der unglückliche Spieler gleich wieder einen Kontrakt, acht weitere Jahre als Kuli zu dienen. Auch läßt sich mancher Chinese in Peru taufen, wenn er einen reichen Paten bekommen und große Vorteile dadurch erhaschen kann; er besucht regelmäßig die Kirche, wenn es ihm Nutzen bringt; hat er aber das Schiff, das ihn heimwärts bringen soll, betreten, so lacht und spottet er über das Christentum und ist wieder ein ärgerer Heide, als er je zuvor gewesen.

Besser als die chinesischen Kulis wurden in Peru, als die Sklaverei dort noch existierte, die Negersklaven behandelt. Der Neger war Eigentum und es lag im Interesse seines Herrn, ihn gut zu nähren und zu verpflegen, damit sein Eigentum nicht rasch an Wert verlor; der Chinese dagegen ist nur auf acht Jahre gebunden, daher sucht man in dieser Frist alles, was nur immer möglich, aus ihm herauszuprügeln. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Negersklave in Peru vielleicht milder behandelt ward als in den meisten anderen Sklavenländern. Auf den meisten Plantagen herrschte folgende Ordnung: Um 5 Uhr des Morgens mußten die Neger aufstehen, um gegen 6 Uhr an ihre Arbeit zu gehen. Um 9 Uhr ward ihnen das fertige Frühstück aufs Feld gebracht; um 12 Uhr gingen sie wieder nach Hause, wo sie bis 2 Uhr blieben, um auszuruhen und ihr Mittagsmahl einzunehmen, welches für die Unverheirateten eigens gekocht ward; für die Verheirateten hatten deren Frauen die Zubereitung zu besorgen. Um 6 Uhr war die Arbeit zu Ende. Täglich bekamen sie getrocknetes Fleisch (Charqui), Bataten oder Yucas (Cassavewurzeln), Bohnen oder Erbsen und Reis, sowie auch etwas Schweineschmalz und Salz, bei sehr harter Arbeit statt des getrockneten frisches Rindfleisch. Die unverheirateten Männer schliefen alle zusammen im „Galpon“, einem großen für die Neger (jetzt für die Kulis) bestimmten Gebäude, wo sie des Nachts eingeschlossen wurden; die verheirateten hatten ihre eigenen Gemächer. Jeden Sonntag erhielt der Neger einen Real — etwa vierzig Pfennige — für Tabak, mußte dafür aber am Sonntage zwei Stunden vor dem Gottesdienste arbeiten, den Rest der Sonn- und Feiertage hatte er frei. Jeder bekam ein kleines Stück Land für seinen eigenen Gebrauch, um es an den Sonntagen zu bearbeiten, oder er konnte auch für eigene Rechnung Holz schlagen und Kohlen brennen; sein Herr lieh ihm dann die Esel, um das Holz oder die Kohlen zum Markte zu bringen. Jedes Jahr erhielt der Neger zwei vollständige Anzüge. Im allgemeinen wurden sie selten gepeitscht, obgleich Ausnahmen vorkamen. So ließ einmal der Administrator der Plantage von Caucato, ein europäischer Spanier, zwei Negerinnen, die Zuckerrohr gestohlen hatten, zur Strafe zwei Zähne ausbrechen;

den ausgepeitschten Negern ließ er jedesmal die Wunden mit Essig auswaschen — später starb dieser Unmensch im größten Elende.

Ein fleißiger Neger konnte sich auf den meisten Plantagen, und namentlich wenn er zu den Haussklaven gehörte, die sehr milde behandelt wurden, in wenigen Jahren soviel verdienen, um seine Freiheit zu erkaufen, und es gab häufige Beispiele, daß Neger, die hierfür das nötige Geld schon erspart hatten, es doch nicht zum Freikaufen verwandten, weil sie es für vorteilhafter hielten, Sklaven zu bleiben. In Peru hatten die Sklaven ihre eigenen Richter, deren Pflicht es war, sie gegen üble Behandlung zu schützen — leider waren hierin, wie es in Peru immer geht, die Gesetze besser als die Ausführung. Ferner hatten die Neger das Recht, sich entweder freizukaufen oder bei Mißhandlungen sich an einen mildern Herrn zu verkaufen. Verlangte dann der Eigentümer einen zu hohen Preis, so hatte der Richter darüber zu entscheiden und diesen festzusetzen.

Im Jahre 1854 ward die Sklaverei in Peru aufgehoben und die Eigentümer wurden vom Staate entschädigt. Seit dieser Zeit hat sich die Negerbevölkerung in Peru ungemein vermindert. Sobald die Neger einmal frei waren, wurden sie, wie in allen anderen Ländern Amerikas, wo sie plötzlich und ohne jede Vorbereitung ihre Freiheit erhielten, eine Pest für die Gesellschaft. Die meisten zogen vom Lande weg nach den Städten, wo sie gewöhnlich zwei Tage in der Woche arbeiten und den Rest in Trunkenheit und Liederlichkeit verbringen. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind Neger, Mulatten oder Zambos, während man im Innern, wo es des kälteren Klimas wegen nie Neger gegeben hat, mit aller Sicherheit ohne Waffen reisen kann. Bald kamen Epidemieen, die Folge ihrer Laster, unter die Neger und haben in den wenigen Jahren, seitdem sie die Freiheit genießen, ihre Anzahl um weit mehr als die Hälfte reduziert. Ähnliche Resultate hat man überall gehabt, wo die Sklaverei unvorbereitet aufgehoben wurde. Von Jamaica kann man gewiß nicht sagen, daß dort wie in Peru oder in Colombia eine schlechte Regierung die traurigen Zustände unter der farbigen Bevölkerung hervorgerufen hat — doch in Jamaica schien mir, wie auch in anderen westindischen Kolonieen Englands, der Neger und Mulatte moralisch ebenso verkommen und verdorben zu sein, wie in Peru. Man wird hier einwenden, dies seien die Nachwehen der Sklaverei; allein diese ist im englischen Westindien schon seit langen Jahren abgeschafft und die meisten Neger dort sind frei geboren.

Die Hauptursache dieser Erscheinung mag wohl die sein, daß der Neger im Durchschnitte geringere geistige Fähigkeiten besitzt als der Weiße. Man wird mir manche Ausnahmen anführen, allein diese sind eben nur Ausnahmen, und die meisten, die lange unter Negern gelebt und Gelegenheit gehabt haben, ihren Charakter länger zu beobachten, werden mir bei-

pflichten. Doch will ich durchaus nicht leugnen, daß durch eine in mehreren Generationen fortgesetzte bessere Erziehung der Neger auf das geistige Niveau des Weißen erhoben werden könne. Die Oberin des Klosters Sacré Coeur in Lima, eine Dame, die sich jahrelang mit der Erziehung farbiger und auch weißer Kinder beschäftigte, sagte mir, die Auffassungsgabe der Negerkinder sei so gut wie die der weißen, nur müsse man sie — wenn sie gute Fortschritte machen sollten — von ihren Familien fernhalten, damit sie deren Beispiele nicht sähen. Was bei der Betrachtung des Negers am meisten Anlaß zu Täuschungen giebt, das ist seine große Nachahmungsgabe und die Leichtigkeit, womit er mechanische Fertigkeiten erwirbt; allein der Hauptimpuls, der alle seine Gedanken und Handlungen bedingt, ist die Sinnlichkeit. Ich bin weit davon entfernt, die Sklaverei in der Form, wie sie im Süden der Vereinigten Staaten bestand und in Brasilien und Cuba noch besteht, zu verteidigen; allein ich bin ebensoweit davon entfernt, für den Neger, der — wenigstens heute noch — seiner geringeren Fähigkeiten wegen unmöglich dieselben Pflichten gegen den Staat wie der Weiße erfüllen kann, dieselben politischen Rechte zu beanspruchen. Er muß jetzt noch als Unmündiger behandelt, durch den Staat gegen die Tyrannei der weißen Privaten geschützt und mit Strenge zur Arbeit angehalten werden, sonst wird er immer seinem natürlichen Hange zur Trägheit und zu Ausschweifungen nachgeben und als ein ganz unnützes Glied der Gesellschaft verkommen. Jedenfalls gehört große Naivität dazu, zu glauben, in Nordamerika sei aus reiner Humanität dem Neger das Stimmrecht gewährt worden; die republikanische Partei, welche die Aufhebung der Sklaverei durchgesetzt, wußte, daß sie stets über die Stimmen der Neger verfügen und sich dadurch sowohl im Besitze der Herrschaft wie auch der Ämter und Regierungskontrakte erhalten könne.

Noch eine andere Ursache trägt in Peru dazu bei, die Negerrasse nach und nach verschwinden zu machen, und dies ist die Vorliebe, welche die Negerinnen für die heller Gefärbten zeigen; schon jetzt sieht man selten mehr ganz schwarze Ehepaare. Je mehr die Anzahl der Schwarzen abnimmt, desto rascher vermehren sich die Mischlinge, wozu sich das Land auch gerade nicht Glück wünschen kann; denn diese Mischlinge, bei denen das Neger-Element vorherrscht, erben im allgemeinen wohl die Laster, aber nicht die Tugenden ihrer weißen, braunen und schwarzen Vorfahren. Besser sind die Mestizen, die Nachkommen von Weißen und Indianern, die namentlich im Innern sehr zahlreich vertreten sind. Immer aber halten sich die Mischlinge für weit vornehmer als ihre schwarzen Verwandten. Der Mulatte hält sich für besser als der Neger, obgleich der Neger meist ein besserer Mensch ist als der Mulatte; der letztere besitzt eine lächerliche Eitelkeit, große Abneigung gegen jede anstrengende Arbeit und eine ausge-

prägte Sinnlichkeit; doch hat er einen ziemlichen Geschmack, der dem Neger fast ganz abgeht, und viel Sinn für Musik. Noch schlechter als der Mulatte ist der Zambo (in Peru meist „Chino" genannt), der Abkömmling von Negern und Indianern; die meisten Räuber und gerade die grausamsten gehören dieser Rasse an. Je mehr aber der Mischling dem Weißen sich nähert, desto sanfter, aber auch indolenter wird er; seitdem aber die meisten Handarbeiten an der Küste von Chinesen verrichtet werden, ist auch der Neger eine Stufe weiter auf der socialen Leiter vorgerückt. Jetzt ist der Chinese der eigentliche Paria, der jedoch, wenn die Einwanderung der Chinesen zunehmen sollte, dereinst zur Herrschaft in diesem Lande gelangen dürfte. Unter den weißen Mischlingen dritten oder vierten Grades giebt es einige, die kaum noch von den Weißen zu unterscheiden sind; die weißen Kreolinnen entdecken indes eine solche Abstammung auf den ersten Blick. Einst richtete in Lima eine Dame folgende Frage an mich: „Nicht wahr, Ihre Mulatten in Deutschland sind die Juden?" — „Wie kann es in Deutschland Mulatten geben, da keine Neger vorhanden sind?" — „Dies glaube ich Ihnen nie und nimmermehr, ich sage Ihnen, die deutschen Juden stammen von Negern ab; ich entdecke jeden, der Negerblut hat, auf hundert Schritte, und ich sage Ihnen, die deutschen Juden sind Mulatten."



Fig. 3. Peruanischer Pflanzer.

Was nun die weißen Kreolen, die Nachkömmlinge der Spanier, betrifft, so fehlt es ihnen durchaus nicht an Talent, allein sie sind denkfaul und lieben überhaupt keine Anstrengung, weder geistige noch körperliche. Deshalb wollen alle diejenigen, die kein Vermögen besitzen, irgend eine Anstellung erhaschen, die viel Geld ohne Arbeit einbringt. Dabei wird weniger nach der Höhe der Besoldung gefragt, als nach den „buscas", nach dem, was an den Fingern hängen bleibt. Deshalb giebt es eine so große Menge von höheren Offizieren im peruanischen Heere, auf ein Dutzend Soldaten kommt sicher ein Oberst. Wenn man die Kreolen sprechen hört, so sollte man meinen, sie alle seien direkte Nachkommen von spanischen Herzögen oder Marquis: sehr vornehm ist jedenfalls ihre Abneigung gegen jede produktive Arbeit; denn so leicht wird keiner durch seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen suchen, dies wäre für ihn eine große Schande. Jedoch beschäftigt er sich mit dem Bergbau oder auch der Landwirtschaft, wenn er eine größere Pflanzung geerbt hat, aber wieder nur als Grand

Seigneur, der seinem Verwalter die Hauptsorge überläßt. Seine oberflächliche und mangelhafte Bildung ersetzt er durch gute Manieren und durch eine nie zu verblüffende Suade; er spricht über alles, über das, was er weiß und nicht weiß, über Philosophie, Geschichte, Jurisprudenz, Theologie, Naturwissenschaften, Bergbau, Landwirtschaft, Politik, und wird unangenehm, wenn ihm jemand zu widersprechen wagt. In seiner heimischen Politik kennt er kein anderes Princip als das, seinem Vetter oder Gevatter zu Einfluß zu verhelfen, damit dieser ihm wieder einen guten Posten verschaffe. Seine Hauptleidenschaft ist das Hazardspiel, dem sie alle, vom Präsidenten bis herab zum letzten Beamten, fröhnen. In der Gesellschaft liebt er es, sich als Freidenker aufzuspielen, versäumt aber keine Prozession und geht fleißig zur Kirche.

Auf der anderen Seite muß man aber auch dem weißen Kreolen manche gute Eigenschaften zugestehen. Trunkenheit kömmt unter ihnen selten vor, d. h. nicht unter den weißen Bewohnern der Küste; desto häufiger aber im Innern, wo sie freilich sehr stark mit Indianern gemischt sind. Der weiße Kreole ist gutherzig und hilft gerne seinen Nebenmenschen, vorausgesetzt, daß es ihm keine Mühe verursacht. Ausgezeichnet ist auch seine Gastfreundschaft und groß seine Kinderliebe. Im ganzen liebt er die Fremden nicht, obgleich seine angeborene Höflichkeit ihm nicht erlaubt, es merken zu lassen; er sagt: „Der Gringo (Kauderwelsche) stiehlt meinen Kindern das Brot aus dem Munde.“ Kommt man aber in einen Ort, wo kein Tambo (Absteigequartier) existiert, und hat man auch an niemanden einen Empfehlungsbrief, so geht man ohne Umstände zum Pfarrer, wo man gewöhnlich gute Aufnahme findet. Besitzt man hingegen einen Empfehlungsbrief an irgend jemanden, so reitet man einfach nach dessen Hause, sattelt ohne Ceremonie ab und übergiebt seinen Brief; es versteht sich dann von selbst, daß man dort ganz wie zu Hause ist, sein Bett erhält und am Tische des Hausherrn seine Mahlzeiten einnimmt. Nur an den frequentiertesten Straßen, wie auf dem Wege von Lima nach Cerro de Pasco, hat die Gastfreundschaft schon sehr abgenommen.

Weit den Männern überlegen, sowohl was ihre äußere Erscheinung als ihre Begabung betrifft, sind die Kreolinnen von spanischer Abstammung. Schöne Augen, schönes Haar und kleine Hände und Füße haben sie fast alle, meist auch schönen Wuchs und gute Zähne. Ihre natürlichen Anlagen sind gut, wenngleich wenig durch Erziehung ausgebildet; sie besitzen ein klares Urteil und im allgemeinen ganz gesunde Ansichten über die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens. Unähnlich den Männern, haben sie meist einen entschiedenen, energischen Charakter und dominieren im Hause; dabei haben sie gefällige Manieren und verstehen es, sich taktvoll zu benehmen. Sie kleiden sich nach der neuesten Pariser Mode, wissen aber recht wohl, daß ihnen ihre Nationaltracht, die Manta, die den ganzen

Körper umrahmt, am besten steht, weshalb sie dieselbe nicht aufgeben. Alle, von der Frau des Präsidenten herab bis zur Gemüseverkäuferin, tragen diese kleidsame Tracht, besonders wenn sie zur Kirche gehen, wo auch die Damen nie einen Hut aufsetzen. Sehr gute Hausfrauen sind sie zwar nicht, sie brauchen gar zu viele Diener. In einem halbwegs anständigen Haushalt finden sich ein Koch, ein Kindermädchen, ein oder zwei Stubenmädchen, eine Näherin, ein männlicher Diener und ein kleiner Neger oder Indianer, der nichts zu thun hat, als seiner Herrin den Teppich nachzutragen, wenn sie zur Kirche geht — denn Kirchenstühle und Bänke



Fig. 4. Peruanerin; Frau aus dem Volke.

giebt es in den Kirchen nicht. Alle diese Diener thun nun, was sie wollen, und Aufsicht oder Disciplin ist so gut wie gar nicht vorhanden; weiße Diener kennt man nicht, alle anderen Farben und Schattierungen, Neger, Mulatten, Zambos, Chinesen und Indianer sind aber vertreten. Da die Damen spät aufstehen und dem Koche daher das Marktgeld am Abend zuvor übergeben, so passiert es zuweilen, daß dieser am selben Abend es vertrinkt und nicht mehr nach Hause zurückkehrt; dann ist große Not im Hause und das Frühstück muß aus der nächsten Garküche geholt werden.

In einer jener Plantagen sah ich viele große Windhunde, die hier

zur Rehjagd, welche zu Pferde abgehalten wird, gebraucht werden. Es ist ein tolles, gefährliches Jagen, mit der Meute über Stock und Stein den Reben nachzusetzen, durch Gestrüpp, Kaktus und dornige Mimosenbüsche, womit die Flußthäler teilweise überwachsen sind. Im ganzen ist




Fig. 5. Vornehme peruanische Dame, mit ihrem Teppichträger zur Kirche gehend.

die Jagd an der Küste von Peru unergiebig. Häufig sind in einigen Gegenden die Rehe. Das peruanische Reh ist ungefähr so groß als das deutsche, hat aber, wie alles Wild in Amerika, keinen Wildbretgeschmack. Füchse giebt es viele, zum Nachteile der Hühner und jungen Lämmer. Weit

seltener sind der Kuguar und die Unze. Letztere erreicht zuweilen eine enorme Größe, zerreißt Pferde und Maultiere und wird selbst den Menschen gefährlich. Die Jagd auf dieselbe kostet häufig ihre Opfer. Von Vögeln ist nur die Jagd auf Tauben ergiebig, von denen mehrere Arten, große und kleine, in bedeutenden Schwärmen in die Maisfelder einfallen und oft großen Schaden anrichten.

Um noch einmal auf den Landbau der Küste zurückzukommen, so könnte derselbe durch vermehrte Bewässerungsanlagen noch sehr vergrößert werden; denn wo man Wasser hinleitet, da entwickelt sich rasch eine üppige Vegetation. Wo dies aber unmöglich ist, wächst absolut nichts, denn wie bereits erwähnt, fällt an der peruanischen Küste nie ein eigentlicher Regen. Dafür hat man überall, wo man bewässern kann, seine Ernten in der Hand und kann dieselben genau vorausberechnen; denn in einem Lande, wo weder übermäßige Hitze noch Kälte, weder Stürme noch verderbliche Regengüsse vorkommen, sind Mißernten unbekannt. Für den Anbau des Zuckerrohrs giebt es kein Land in der Welt, das sich mit Peru messen kann; in Nordamerika wenigstens giebt es nicht den halben Ertrag von dem, was es in Peru liefert.

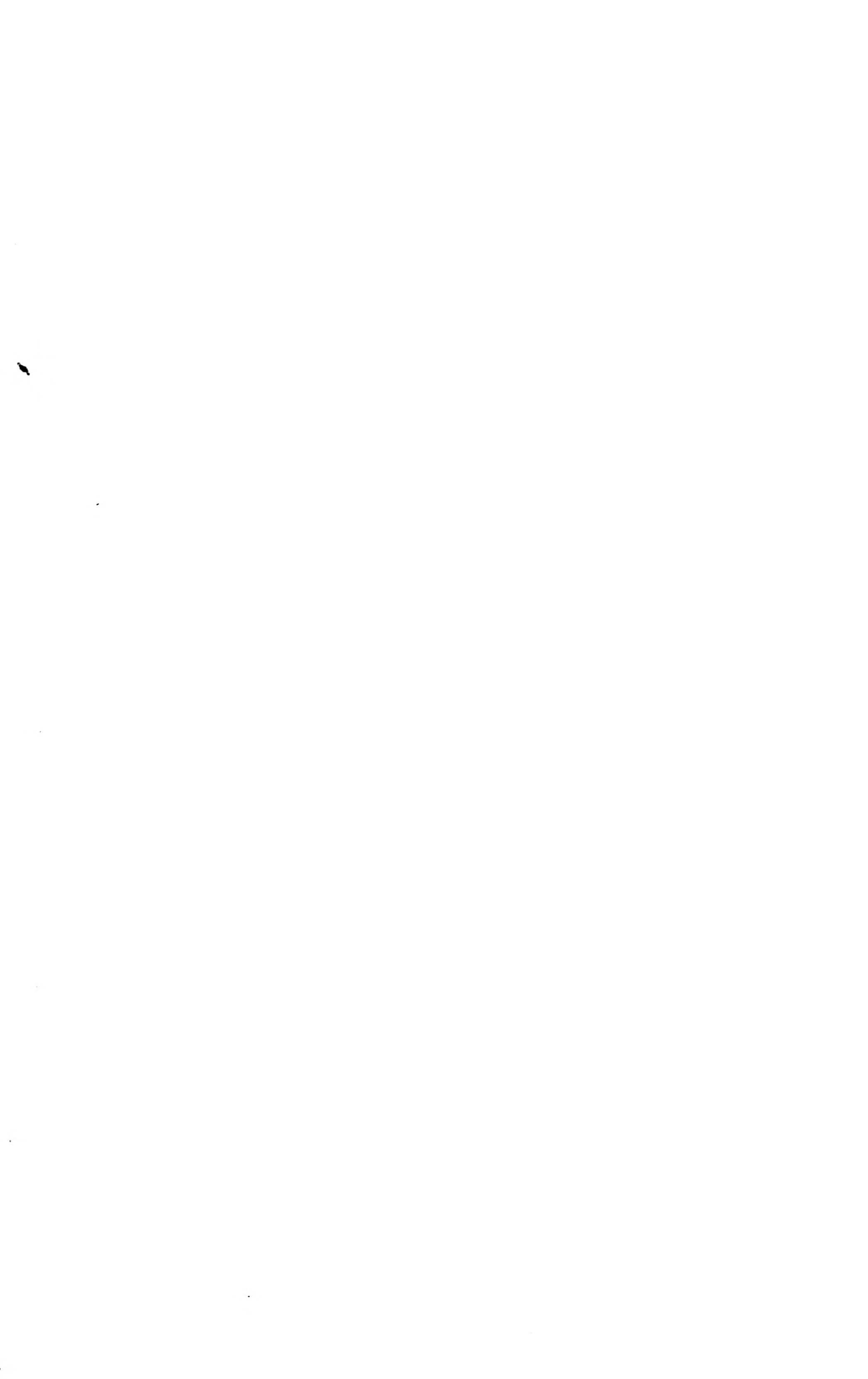
Was nun die Viehzucht betrifft, so wird nur die der Schweine in einigen Plantagen der Küste im großen betrieben, und nirgends in der Welt habe ich so wahre Monstra von fetten Schweinen gesehen wie dort [1].

[1] Von darwinistischer Seite ward behauptet, die spanischen Schweine hätten sich im tropischen Amerika in der kurzen Zeit von drei Jahrhunderten bedeutend verändert, sie seien sämtlich schwarz geworden und sogar ihr Skelett habe Umbildungen erlitten, und die Richtigkeit dieser Behauptung wurde von Naturforschern bestätigt, welche das tropische Amerika flüchtig durchreisten und vermutlich der Landessprache nicht genügend mächtig waren, was sie verhinderte, näher nachzuforschen. Die ganze Sache beruht aber auf einem Irrtum. Schon bald nach der Entdeckung von Amerika brachten die Spanier spanische Schweine nach dem tropischen Amerika, die aber in den heißen Küstenstrichen kränkelten und deren Junge bald krepierten. Im kühlern Hochlande hingegen kamen sie gut fort und vermehrten sich rasch, wo man heute noch ihre verschieden gefärbten Nachkommen, die wenig von den spanischen Schweinen abweichen, vorfindet. Da nun die Schweinezucht an der warmen Küste nicht gedeihen wollte, so brachten die Spanier später aus Manila schwarze, nackte, chinesische Schweine, die sich schnell vermehrten und deren Nachkommen jetzt ausschließlich in den Küstengegenden Südamerikas zu finden sind. Ich traf sie im südlichen Mejico, in Colombia, Ecuador, Peru und Nordbrasilien, und erfuhr, daß diese Rasse überall dort im Tieflande vorherrscht; auch werden sie von den Eingeborenen „chanchos chinos“ (chinesische Schweine) genannt. Diese schwarzen, nackten Schweine, welche besonders in Peru oft ein enormes Gewicht erlangen, sind also chinesischer und nicht spanischer Abkunft und nur wenig von ihren Verwandten in China verschieden. Eine hierauf bezügliche Beobachtung machte ich in der deutschen Kolonie am Pozuzoflusse. Diese liegt am Ostabhange der Andes ungefähr 1000 m über dem Meere und hat noch eine durchaus tropische Vegetation — Bananen und Kaffee gedeihen vollkommen, wenn auch der

Überall, wo Schweine sich aufhalten, ist der Reisende in Peru den lästigen Angriffen der Sandflöhe (Piques) ausgesetzt, auch mehrere Leute unserer Expedition hatten daran zu leiden. Diese Insekten bohren ein Loch in die Haut, meist unter den Nägeln der Fußzehen, wo sie die Eier deponieren. Im Anfange empfindet man ein angenehmes Kitzeln; wenn man dies aber nicht beachtet und die Brut ungestört läßt, so entwickelt sich diese und dringt tiefer in das Fleisch. Bald darauf zeigt sich die Entzündung, die oft sehr gefährlich wird, und namentlich dann, wenn man im Seewasser badet. In solchen Fällen wird zuweilen die Amputation des Fußes notwendig. Ich selbst bekam im Jahre 1861 auf den Galapago-Inseln, wo viele verwilderte Schweine vorkommen, beide Füße voll von Sandflöhen. Auf der Seereise, welche acht Tage dauerte, empfand ich im Anfange dasselbe angenehme Jucken, das ich, da es mir unbekannt war, nicht weiter beachtete. Bald stellte sich aber eine heftige Entzündung ein, die zuletzt so schlimm ward, daß ich, in Guayaquil angekommen, mich nach dem Wirtshause tragen lassen mußte, wo ich, nachdem die Tiere herausgenommen waren, noch einige Tage im Bett zu verbringen hatte. Am besten verstehen es die Negerinnen, die Eier zu entfernen. Mit einer Nadel öffnen sie die Haut rings um den die Eier enthaltenden Sack und ziehen ihn unversehrt heraus. Darauf streichen sie Öl und Cigarrenasche auf die Wunde, um, falls noch Eier oder Larven darin sein sollten, dieselben zu vernichten.

Nachdem wir die dürre Küste mit ihren Sandwüsten verlassen hatten, folgten wir beständig steilen Gebirgspfaden, die noch ebenso aussahen wie zur Zeit, wo Humboldt denselben Weg passierte, und die nur für Maultiere und Lamas gangbar sind. Alle Wege, welche von der peruanischen Küste nach den Gebirgen führen, haben einen ähnlichen Charakter. Sie folgen fast immer dem Laufe der Flüsse, die sich von den Kordilleren herabstürzen. Je höher man steigt, um so enger werden die Flußthäler, um so steiler die Pfade. Der Reisende, der zum erstenmal diese Gebirgswege im Innern von Peru betritt, schaudert bei ihrem Anblicke. Oft wird die Schlucht so eng und die Felsen nähern sich so sehr dem tosenden Flusse, daß kein Raum für den Pfad übrig bleibt, der dann aus den über ihm hängenden Felsen gebrochen ist. Oft bilden die Felsblöcke Treppen auf diesen schauderhaften Wegen; bergauf und bergab führen sie, wie es gerade

Kakao nicht mehr gut fortkommt. Die deutschen Kolonisten kauften im Anfange Schweine spanischer Rasse in den benachbarten Dörfern an der Westseite des Gebirges, die etwa 2400—3000 m über dem Meere gelegen sind. Diese Schweine kränkelten am Pozuzo und ihre Jungen krepierten. Darauf wurden chinesische Schweine hingebracht, welche sich dort sehr wohl befanden und vermehrten. Die ersteren werden von den Kolonisten „deutsche“ (wegen ihrer Ähnlichkeit mit deutschen Schweinen), die letzteren „amerikanische Schweine“ genannt.



Schlucht in Peru.



die Natur des Terrains erheischt, ohne die Kunst zu Hilfe zu nehmen. Die Formation an unserem Wege war meist ein roter Porphyr, dessen Stelle höher oben ein sehr grobkörniger Trachytporphyr einnahm. Oft drehen diese Pfade plötzlich in spitzen Winkeln, so daß man zuweilen auf einmal, ohne ausweichen zu können, anderen Reisenden oder gar Truppen von Maultieren, die rasch getrieben werden, begegnet, wodurch schon manche Unglücksfälle verursacht wurden.

Hat man die Bananengärten und Zuckerrohrfelder der Küste verlassen und steigt man den westlichen Abhang der Kordilleren hinauf, so bemerkt man an der allmählichen Abnahme der Temperatur und am Wechsel der Vegetation auch den Wechsel der Klimate, die hier sozusagen gürtelförmig übereinandergelagert sind. Bei 1600 m Höhe sehen wir noch Bäume und Sträucher von Laubholz, und es gedeihen noch alle Plantagengewächse der warmen Zone bei einer durchschnittlichen Temperatur von + 18° R. (im Schatten); gedeiht doch der beste peruanische Kaffee, der von Ambo und Huanuco, auf einer Meereshöhe von 2000 m. Wieder 1600 m höher, d. h. bei 3600 m, ist ungefähr die Grenze für die verschiedenen Kakteen, welche hier wie in Mejico ganze Waldungen bilden. Der holzige Schaft des Riesenkaktus, welcher oft eine Höhe von 7 m und darüber erreicht, dient als Bau- und Brennholz; die Opuntien liefern die wertvolle Cochenille, die leider in Peru nicht kultiviert wird, und die wohlschmeckenden indischen Feigen, hier Tunas genannt. Bis zu dieser Höhe gedeihen auch noch Gerste, Weizen, Kartoffeln, die europäischen Gemüse und die Alfalfa (Luzerne), welche als Hauptfutter für Pferde, Maultiere und Rindvieh mit künstlicher Bewässerung viel gebaut wird. Hier gefriert das Wasser in kalten Nächten (von Mai bis August) schon zu halbzolldickem Eise, während mittags im Schatten eine durchschnittliche Wärme von + 10° (in der übrigen Zeit von + 14° R.), in der Sonne dagegen von + 35° und zuweilen selbst noch mehr beobachtet wird.

Als wir im Juni durch diese Gegenden kamen, waren die benachbarten Berge, selbst in der Nähe der Küste, mit frischem Grün überzogen. In den Sommermonaten hingegen bieten diese nackten, verbrannten Berge den ödesten und traurigsten Anblick. Sobald aber mit dem Eintreten des Winters im Mai die Nebel herabfallen, bedecken sich in wenigen Tagen Hügel und Berge mit Gras und Blumen; Herden von Rindvieh und Schafen weiden dann auf den grünen Matten und finden monatelang hinlängliches Futter. Obgleich sie auf den Höhen kein Wasser finden, leiden sie doch keinen Durst, indem die vom Nebel nassen Gräser das fließende Wasser ersetzen.

Prächtige Aussichten eröffnen sich oft von den Bergen nach den Thälern. Die Abwechslung von Gebüschen, Wiesen, Obstgärten und Feldern, das verschiedene Grün des Mais, des Weizens und der Luzerne, die schän=

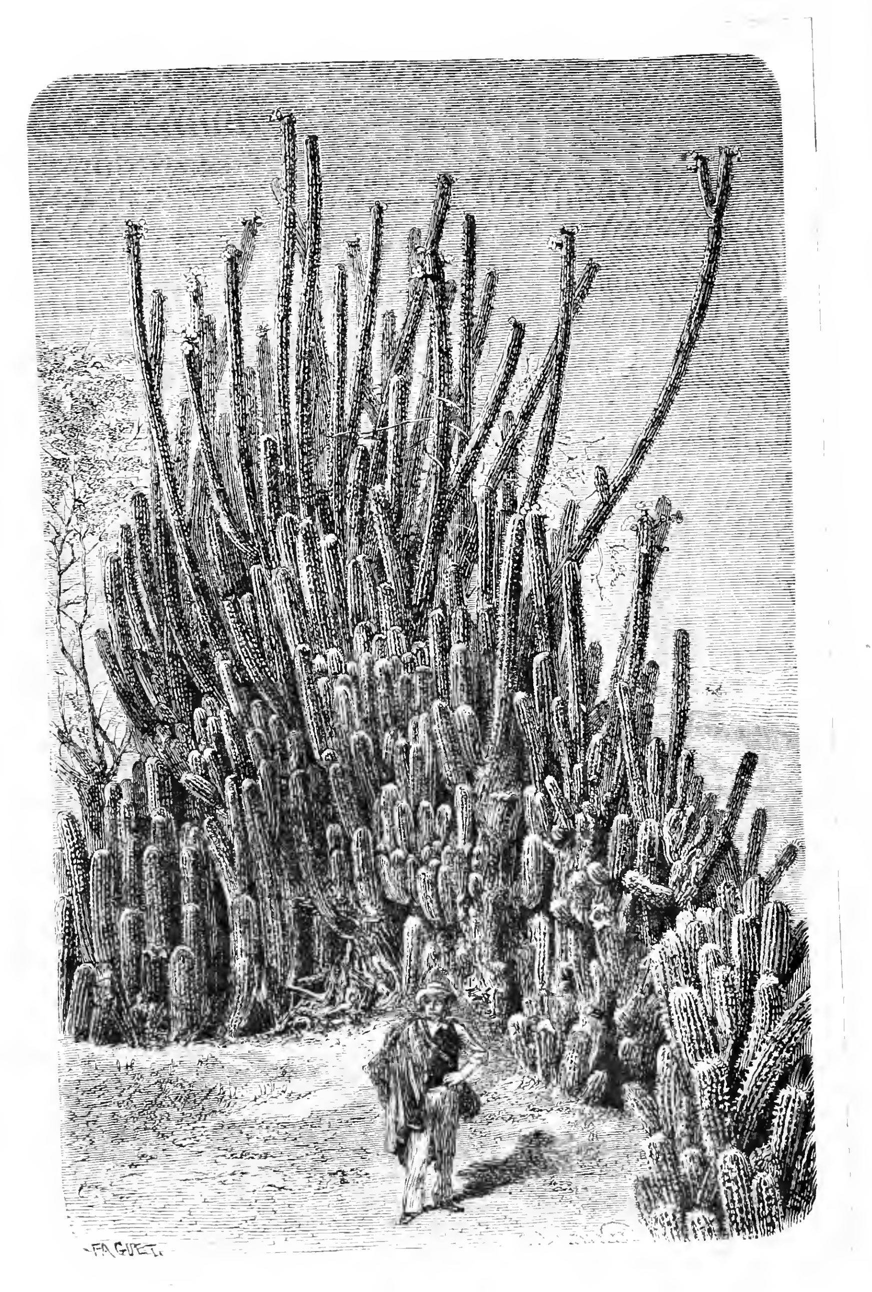



Fig. 6. Riesenkaktus.

menden Gießbäche, die kleinen Indianerdörfer, die sich in einer Tiefe von tausend Metern weit besser ausnehmen als ganz in der Nähe, die zahl=

reichen Viehherden auf den Höhen, alles dieses bildet zuweilen anmutige Landschaftsbilder. Wegen der schlechten Wege, die den Transport mit Wagen unmöglich machen, müssen alle Produkte auf dem Rücken von Maultieren fortgeschafft werden, deren große Menge den so starken Anbau der Luzerne*, der Hauptnahrung der peruanischen Pferde und Maultiere, nötig macht. Man kann annehmen, daß im Innern von Peru die Hälfte der spärlichen Bevölkerung entweder als Maultier- und Lamatreiber oder mit dem Anbau des für die Lasttiere nötigen Futters beschäftigt ist. Daraus kann man abnehmen, welch unendlichen Nutzen die Anlage guter Wege — nicht Eisenbahnen, die sich noch lange nicht rentieren werden — dem Lande gewähren würde. Aber auch bessere Brücken hätte man nötig, als die, welche man oft in schwindelnder Höhe über die schäumenden und brüllenden Bergwasser gespannt sieht. Diese Brücken bestehen aus Baumstämmen, die an hervorspringenden Felsen oder zuweilen auch an Mauerwerk befestigt sind. Darüber liegen kreuzweise 6—8 cm dicke Stöcke, welche mit kleingehauenen Steinen, Aloeblättern und Erde bedeckt sind und dem Reisenden arges Bedenken einflößen, wenn er sie hinter einer großen Truppe von Packmaultieren zu Pferde passieren muß.

Im Innern von Peru darf der Reisende keine großen Ansprüche auf Komfort machen. Sein Bettzeug muß er mit sich führen, teils unter, teils über seinem Sattel, und ist er ein Neuling, der noch an alle möglichen Bequemlichkeiten gewöhnt ist, so hat er seine Bettstelle und Matratze auf einem Packmaultiere nachzuschleppen. Mir waren diese Überflüssigkeiten schon längst auf meinen Fahrten durch Texas, Kalifornien und Mexico abgewöhnt worden. Der Reisende wird immer wohl daran thun, in seinen Satteltaschen Schokolade, Cognac und einige Lebensmittel mitzunehmen, denn häufig kommt er in Orte, wo auch rein gar nichts zu haben ist. Namentlich sind die Indianerdörfer in dieser Beziehung sehr schlimm. Die Indianer wollen nichts verkaufen. Auf alle Anfragen antworten sie: „Manam canchu“ — „es ist nichts da“, und manchmal sah ich mich auf meinen Touren im Innern genötigt, ein Ferkel oder Huhn ohne Umstände totzuschießen, um nur etwas zum Essen zu haben. Wenn dann hernach der Indianer sein Geld für das getötete Tier erhielt, war er ganz zufrieden und ließ es mit großer Bereitwilligkeit durch seine Frau kochen, allein freiwillig wollten viele nichts hergeben. Ob hieran Abneigung gegen die Weißen, oder — wie andere behaupten — ihre große Anhänglichkeit an ihre Haustiere die Schuld trägt, wage ich nicht zu entscheiden.

An den besuchteren Straßen sind in gewissen Entfernungen sogenannte „Tambos“ oder Absteigequartiere errichtet, die aber selbst in den größeren Städten nicht sehr einladend aussehen. Meist sind sie von ungebrannten Backsteinen erbaut und mit Hohlziegeln oder Stroh gedeckt und haben, mit Ausnahme der Städte, wo sie viele kleine Zimmer ohne Fenster und

Möbel enthalten, meist nur einen einzigen großen Raum, worin alle Gäste untergebracht werden. Ein gemauerter, drei Fuß breiter Vorsprung geht längs der Wand um den ganzen Saal und dient als Bettstelle, was auch genügt, da jeder Reisende seine eigene Matratze und Bettdecken mitbringt. Kommen mehr Gäste, als auf dem Vorsprung Platz finden, so breiten die letzten ihre Decken auf dem Fußboden aus. Oft ist der Raum vollgepfropft mit Weißen, Negern, Indianern, Koffern, Kisten, Sätteln, Pferdezeug, Kampfhähnen u. s. w. Dazwischen laufen Hunde, Meerschweinchen und Indianerkinder — kurz, es ist ein höchst sonderbarer und komischer Anblick, nur nicht für den, der sich selbst dazwischen befindet. Ich für meinen Teil zog immer vor, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war, im Freien zu kampieren. In diesen Tambos ist stets Chicha (Maisbier) oder Branntwein zu haben; oft kann aber der hungernde Reisende kaum eine Kartoffel oder etwas Mais erhalten und kann Gott danken, wenn die Tambera sich herabläßt, für ihn eine Kartoffelsuppe zu kochen.

Eine Sache vergißt aber der Peruaner nie mitzunehmen, wenn er auf Reisen geht, nämlich sein Nachtgeschirr, das überhaupt in Peru eine bedeutende Rolle spielt und oft auch als Lavoir gebraucht wird. Keine Serrana — Frau aus dem Innern — steigt an Bord eines Dampfers ohne ein solches Instrument in der einen Hand und ein oder zwei Kinder auf dem andern Arme zu tragen. Früher waren sie häufig von schwerem Silber, in neuerer Zeit aber haben unternehmende deutsche Juden sehr mit diesem Luxusgegenstande aufgeräumt, indem sie als Hausierer viele Geschäftsreisen in das Innere unternahmen und es verstanden, ihre geringwertigen Pforzheimer Goldwaren den biederen Serranos aufzuhängen und dieselben gegen schwere Silbergeräte zu vertauschen. Dadurch sollen jetzt die deutschen Goldwaren in Peru sehr in Mißkredit gekommen sein, und das erste, wonach bei einem solchen Handel der Käufer jetzt fragt, ist, ob es deutsches oder französisches Fabrikat sei. Mir selbst ist es einmal auf einer Reise in das Innere passiert, daß in einer Hacienda, wo meine beiden Begleiter und ich gastliche Aufnahme fanden, bei Tisch für uns drei zusammen nur ein einziges Trinkglas hingestellt ward; beim Schlafengehen fand aber jeder ein schweres silbernes Nachtgeschirr vor.

Das Thal von Magdalena befindet sich am Fuße der Kordillera und wird nicht mehr zur Küstengegend, sondern zur Sierra, dem Gebirge, gerechnet. Die Gebirgsbewohner oder Serranos stehen in Peru im Rufe, mißtrauisch und weniger gastlich und freundlich gegen Fremde zu sein, als die heiteren, leichtlebigen Kreolen der Küste, und mag dies vielleicht daher rühren, daß die sogenannten Weißen im Innern fast alle mehr oder weniger Beimischung von indianischem Blute zeigen; überall aber, in Nordamerika sowohl als in Südamerika, hat der Indianer einen verschlossenen Charakter. Mir fiel schon damals dieser Unterschied zuerst im Thale von

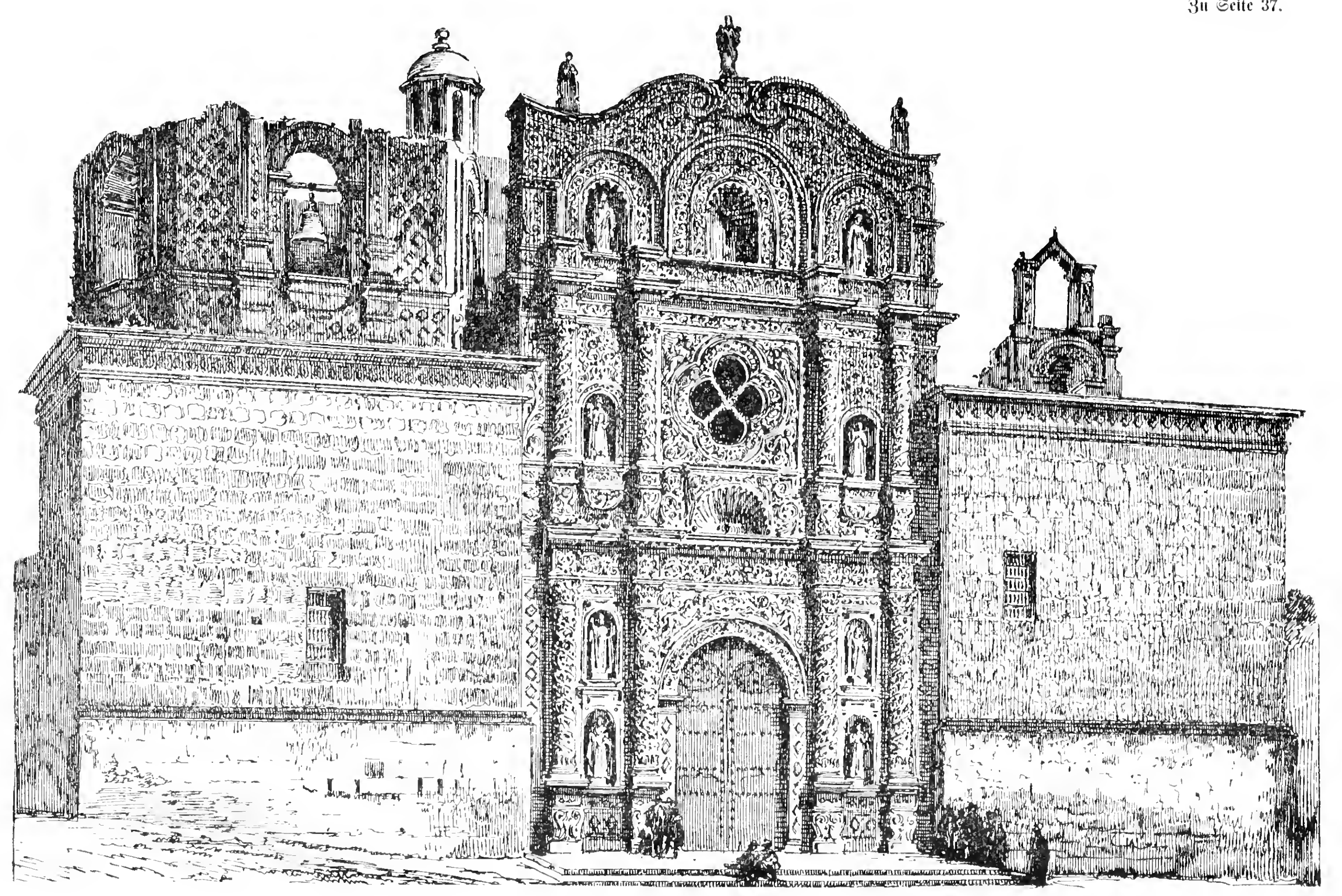
Magdalena auf, und in neuester Zeit erwähnt ihn wieder der französische Reisende Wiener, der auch bei den Bewohnern von Magdalena keine gastliche Aufnahme fand, sondern genötigt wurde, mit seinen müden Tieren noch zwei Leguas (drei Wegstunden) weiter auf schauderhaften Gebirgswegen nach Niamas zu steigen.

Wenige Stunden hinter Niamas, auf einer Höhe von etwa 4000 m über dem Meere, wo zuweilen schon ziemlich hoher Schnee liegt, fängt man an, die Wirkungen des verminderten Luftdruckes zu spüren. Menschen und Tiere bekommen zuweilen schon hier oft die „Veta", eine Art Seekrankheit, die von furchtbaren Kopfschmerzen und großer Ermattung begleitet ist. Die davon befallenen Pferde und Maultiere stürzen plötzlich nieder, und wenn man sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt, so zittern sie an allen Gliedern und können sich vor Mattigkeit kaum selber von der Stelle schleppen, viel weniger noch einen Reiter tragen. Die Arrieros pflegen dann den Pferden die Nasenlöcher aufzuschlitzen, um ihnen das Atmen zu erleichtern; auch soll das Einreiben der Nasenlöcher mit Knoblauch ein gutes Präservativ gegen die Veta sein. Im ganzen sind die Maultiere dem Übel weniger ausgesetzt als die Pferde; am meisten leiden die in der Küstengegend gezogenen Pferde, während die in der Sierra gezüchteten nichts davon merken lassen. Bei den Menschen bestehen die ersten Symptome der Veta in Kopfweh, Übelkeit und Schwindel, doch bekommt sie nicht jeder; ich selbst z. B. habe in den hochgelegenen Gegenden nie etwas anderes davon verspürt, als Appetitlosigkeit; korpulente Personen bekommen gewöhnlich stärkere Anfälle als magere. Die Spanier nennen die Krankheit „Veta" (Erzgang), weil sie glauben, daß dieselbe von der Ausdünstung gewisser Erze herrührt; diese Ansicht entstand wohl dadurch, daß das Übel zuweilen in niedriger gelegenen Gegenden, wo viele Erzgänge vorkommen, heftiger auftritt als in höhergelegenen. Ein gutes Mittel dagegen ist der Genuß von Cocathee. Wegen seiner Ähnlichkeit mit der Seekrankheit (mareo) wird das Übel von den Spaniern auch „Mareo" genannt; doch fühlt man bei der Seekrankheit nicht die Atmungsbeschwerden wie bei der Veta, die manchmal sogar einen tödlichen Ausgang nimmt. Leute, die gerade von der Küste kommen, leiden darunter am meisten; nachdem man aber einige Zeit im Hochlande zugebracht, gewöhnt man sich an die dünnere Atmosphäre und verspürt nichts mehr von der Veta. Merkwürdig ist es, daß einige Haustiere sich gar nicht an diese Luftveränderung gewöhnen können. In einer Höhe von mehr als 4000 m über dem Meere krepieren fast alle Katzen unter furchtbaren Konvulsionen, weshalb man in den Städten und Dörfern der Puna (kalte Hochebene) keine Katzen antrifft; auch Hunde werden zuweilen von der Krankheit befallen, doch nie so stark wie die Katzen; auch erholen sie sich meist rasch wieder.

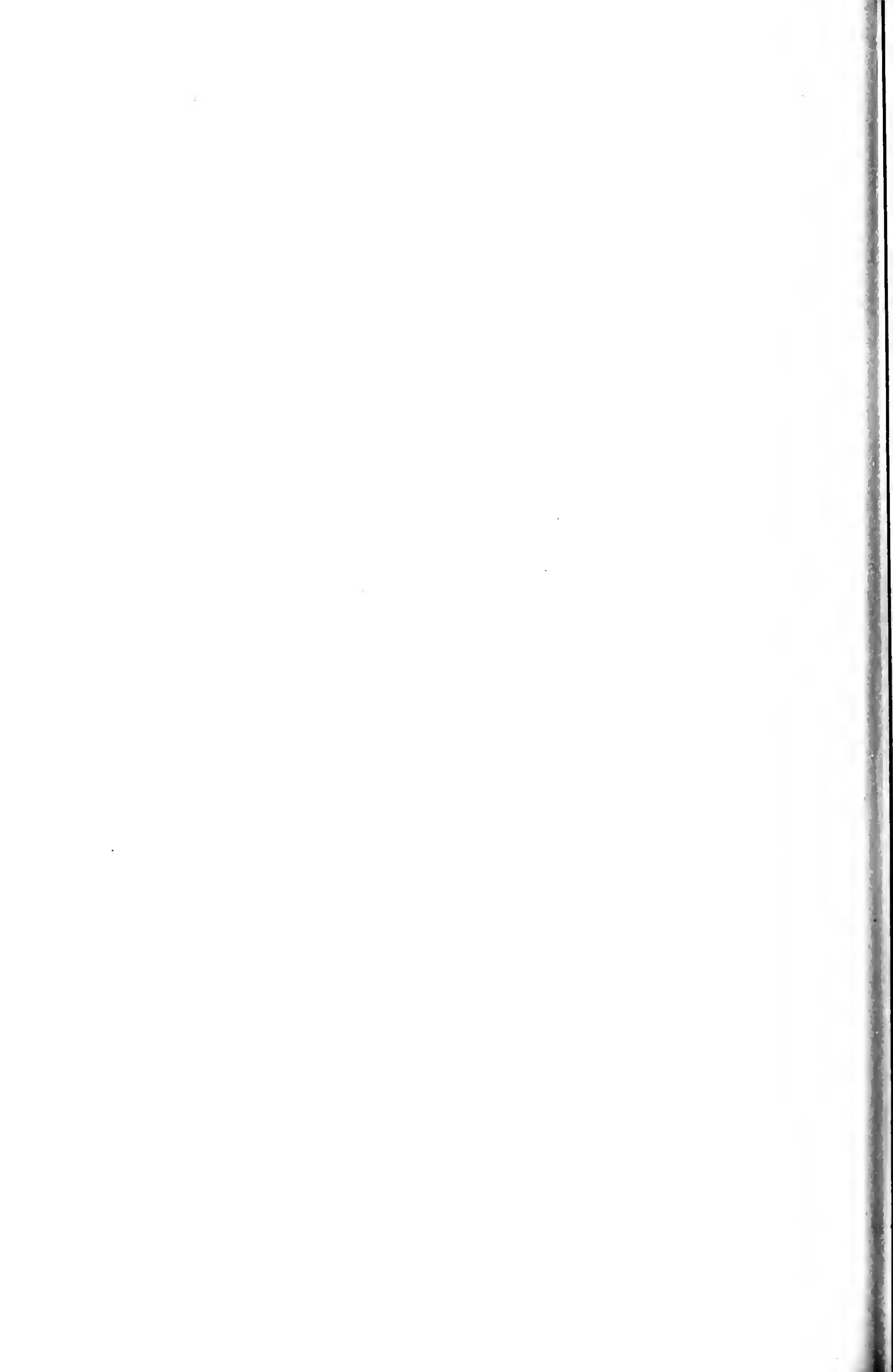
Die Hochebene oder Puna, welche das große Thal von Cajamarca beherrscht, ist wenig breiter als eine Wegstunde, und vom Rande derselben sieht man tief unten im Hintergrunde des schönen, weiten Thales, von verschiedenen Türmen überragt, die alte Residenz des unglücklichen Atahualpa, des letzten Inca von Peru. Das Hinabsteigen ist nicht leicht, das Terrain ist felsig und schlüpfrig, und man braucht gut anderthalb Stunden, bis man zu den ersten Häusern von Cajamarca gelangt.

---

Zu Seite 37.



Kirche von Belen zu Cajamarca.



# II.

# Cajamarca.

**Kultur der alten Peruaner. — Vernichtung derselben durch die Spanier. — Die peruanischen Indianer der Gegenwart.**

Die spanisch-amerikanischen Städte gleichen sich so ziemlich alle: dieselben geraden, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen, die alle von der Plaza, dem Marktplatze, ausgehen; dieselbe Bauart der Häuser, nur daß sie in Peru an der Küste, wo es nie regnet, mit flachen Dächern, und im Gebirge der starken Regengüsse wegen mit steil abfallenden, roten Ziegeldächern versehen sind. Das obere Stockwerk der Häuser — wenn eines vorhanden — tritt gewöhnlich etwas zurück, um für einen breiten Korridor Raum zu lassen, der unter dem weitvorspringenden Dache angebracht ist, und an der Plaza befinden sich häufig bedeckte Arkaden. In den meist von Indianern bewohnten Vorstädten trifft man oft zwischen indianischen, mit Stroh gedeckten Lehmhütten Obstgärten und grüne Felder mit wogender Gerste und Luzerne, und im Hintergrunde erscheinen die schneebedeckten Bergriesen der Kordilleren.

Ähnliches sieht man auch in Cajamarca. Die Stadt mag mit ihren Vorstädten an 24 000 Einwohner zählen, besitzt viele Kirchen und Klöster, worunter sich die Hauptkirche Santa Catalina, die Kirche von San Francisco und die von Belen durch ihre schönen Fassaden auszeichnen. Die Stadt wird durch einen kleinen Fluß in zwei Teile geteilt, die durch mehrere schlechte Brücken verbunden sind. In der Mitte ist der große Marktplatz mit einem schönen Brunnen von Granit. Die Häuser sind von Adobes gebaut, von außen und innen weiß angestrichen und mit Hohlziegeln gedeckt. Alles Holz- und Eisenwerk an den Häusern, namentlich die Thüren, sind entsetzlich plump gearbeitet, ganz noch wie zu den Zeiten Pizarros. Die Fußböden sind nicht mit Dielen belegt, sondern mit Gips. Statt mit Teppichen sind sie mit Strohmatten bedeckt, und tapezierte Zimmer findet man nicht viele. Alle Häuser haben in der Mitte große, ziemlich reingehaltene Höfe, und viele haben große Obstgärten, in denen man wenig tropische Gewächse, wohl aber Apfel- und Pfirsichbäume antrifft.

Wie bei den meisten Landstädten des spanischen Amerika, ist auch der Eindruck, den man beim Betreten von Cajamarca empfängt, kein günstiger; man merkt ihnen allen an, daß sie wenig in Verbindung mit der andern Welt stehen, alles sieht verkommen und verfallen aus, überall herrscht die Langeweile. Dürftig ist das kirchliche Leben; die Leute gehen zwar viel in die Kirche, aber oft mehr, um sich zu zerstreuen, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Wie langweilig und einförmig ist in allen diesen Landstädten das Leben der Männer und Frauen! Ohne Berührung mit der intellektuellen Bewegung der Welt, fehlen hier überall die ersten Elemente der Bildung, fehlt jegliches Interesse für Natur, Kunst, Wissenschaft: roh sind die Vergnügungen, dürftig sind die politischen Verhältnisse, das Geld regiert allein. Der Kaufmann, der große Landbesitzer ist ein gemachter Mann, aber wenn er verarmt, so fühlt er sich auch als Maultiertreiber wohl und ist in dieser Beziehung noch besser daran, als unsere Geldprotzen und Börsianer in Europa, denen ihr Reichtum auch keine geistige Erhebung bringt, für die aber, wenn sie ihn verlieren, das Leben keinen Wert mehr besitzt.

Fig. 7. Indianer von Cajamarca (Wasserträger).

Der alte Palast des Atahualpa, der später als Gefängnis und dann als Wohnung des Corregidor benützt ward, gehört heute einem Indianer, der ihn mit einem von Ziegeln eingefaßten Strohdache, das von halbverfaulten Balken getragen wird, bedeckt hat, und so ist aus der Wohnung des letzten Inca, trotz ihrer prächtigen Granitmauern, eine schmutzige, armselige Hütte geworden, in der Hunde, Hühner und Schweine ihr Lager mit den zerlumpten Indianerkindern teilen. Noch zeigt man darin den Strich an der Wand — ob echt, oder später angebracht, will ich nicht entscheiden —, bis wohin der unglückliche Inca das Gemach mit Gold füllen wollte, wenn man ihm das Leben schenkte. Eine Legua östlich von der

Stadt befinden sich die sogenannten Bäder des Inca, die noch wohl erhalten sind. Warmes, schwefelhaltiges Wasser sickert hier aus dem Boden und bildet einen kleinen Bach, der sich in Wiesen verliert. Das Hauptreservoir, ungefähr 10 m im Quadrat haltend, ist von Mauerwerk eingefaßt, mit einer Granittreppe versehen und sieht noch so aus, wie es im sechzehnten Jahrhundert ausgesehen haben mag. Am Allerseelentage werden hier große Feste gefeiert, zu denen die Indianer aus großen Entfernungen hinströmen. Sie glauben, der Teufel habe die Bäder geschaffen, und sie gießen an diesem Tage große Quantitäten Weihwasser in die Quelle. Ein merkwürdiges, buntes Leben entfaltet sich dann auf diesen blumigen Wiesen. Indianerinnen kommen angeritten, wie Männer zu Pferde sitzend, andere treiben zu Fuß ihre mit Chicha und Eßwaren bepackten Eselein vor sich her; hier wird gekocht, dort wird getrunken und zum Klange einer Rohrpfeife getanzt, eine Art Jahrmarkt wird zugleich abgehalten, wobei auch die weißen Honoratioren der Stadt und selbst Mönche nicht fehlen.

Nicht sehr weit von Cajamarca sind auch die Reste der berühmten Incastraße noch sichtbar, welche so sehr die Bewunderung der spanischen Eroberer erregte, indem damals in Europa nichts der Art zu finden war. Die Straße führte von Cuzco nach Quito 2000 km weit über die schwierigsten Bergpässe der Welt; sie war 6 m breit, eben und gepflastert. Felsen waren durchbrochen und Schluchten ausgefüllt, während Seilbrücken über die Flüsse führten. In kurzen Unterbrechungen waren Vertiefungen angebracht, um die großen Wassermassen der häufig wiederkehrenden wolkenbruchartigen Regen abzuleiten, und die Ruinen der Stationshäuser für die Läufer des Inca kann man heute noch stellenweise sehen. Diese Gebäude waren je nach der ebenen oder steilen Beschaffenheit der Straße in größeren oder kleineren Entfernungen voneinander erbaut.

Nach einer Überlieferung der heutigen Indianer soll auf dieser Straße eine ungemein schnelle Beförderung stattgefunden haben. So wird erzählt, daß der Inca in Cajamarca täglich frische Fische verspeiste, die aus der Gegend von Huanchaco — über 200 km entfernt — bezogen wurden. Bedenkt man, daß an jedem Stationshause ein frischer Läufer bereit stand, der im vollsten Laufe zum nächsten Posten eilen konnte, so ist es nicht geradezu als unmöglich zu bezeichnen, daß die am frühen Morgen gefangenen Fische am Abend in den Händen des Inca-Koches waren. Unzweifelhaft diente dieser Kurierdienst auch politischen Zwecken; durch denselben wurden die Incas Meister der Entfernung und übten so den nachhaltigsten Einfluß auf die zahlreichen unterworfenen Volksstämme.

Nicht weniger bewundernswert als diese Straßenbauten waren die Bewässerungsanlagen der alten Indianer. Im Thale von Nasca z. B. befindet sich ein kleiner Bach, der die Hälfte des Jahres trocken liegt. Schon die Vorgänger der Incas — denn die Incas waren nicht die ersten Grün-

der der altperuanischen Kultur — hatten tiefe Gräben im Thale und weit hinauf im Gebirge graben lassen, und wo dieselben ihren Anfang nahmen, wissen die heutigen Bewohner gar nicht mehr zu sagen. Diese Gräben sind über 1 m tief, ausgemauert und mit Steinplatten bedeckt. Weiter unten im Thale teilen sie sich in kleinere unterirdische Kanäle, die sich in verschiedenen Richtungen verzweigen und mehreren großen Pflanzungen das zur Bewässerung nötige Wasser heute noch gewähren. Ein anderer großer Kanal war zur Bewässerung ausgedehnter Ländereien mehr als 200 km weit längs des östlichen Abhanges der Centralkette der Cordilleras geführt, den aber die Spanier ebenso wie die Straßen der Incas verfallen ließen.

In der Keramik waren die alten Peruaner ziemlich weit vorgeschritten, nur zeigten sie dabei geringen Schönheitssinn. Der französische Reisende Wiener, ein guter Kenner der altperuanischen Kunst, sagt hierüber folgendes: „Die Formen der verschiedenen Muster, die wir besitzen, scheinen zuerst den technischen Bedürfnissen entsprungen zu sein, später der praktischen Erfahrung und zuletzt einer servilen Nachahmung der Natur. Nirgends kann man eine reichere Mannigfaltigkeit der Formen beobachten als in Peru, und wenn man nicht das Leben der alten Peruaner und ihre Umgebung kennte, so müßte man die Wirkungen einer überreichen Imagination annehmen. Dies ist indessen durchaus nicht der Fall, und wenn man die Formen der peruanischen Töpferei logisch klassifiziert, so begreift man, daß diese Mannigfaltigkeit gerade von einem absoluten Mangel an Imagination herrührt, daß sie das Resultat einer sonderbaren Nüchternheit des Geistes ist, der sich dem Einflusse der vorhandenen Mittel unterwirft oder die Modelle blind nachahmt, die sich dem Handwerker darbieten."

Die ältesten Muster sind natürlich die Töpfe, deren Form nur an einen praktischen Zweck erinnert. Darauf folgen die Nachahmungen von Kürbissen und anderen Früchten, später von Tieren und zuletzt vom Menschen. Betrachtet man nun die sich durch nichts weniger als durch Schönheit auszeichnenden Indianer der Quichua- und Aymara-Rasse, so begreift man, warum die altperuanische Keramik keine schönen menschlichen Formen produziert hat; die Töpfer ahmten eben nur das nach, was ihnen in die Augen fiel. Man suche keine Schönheit oder Harmonie der Formen oder gar einen edlen Ausdruck menschlicher Gefühle in diesen Artefakten, alles ist düster und kalt, gerade wie der Charakter der Indianer des peruanischen Hochlandes. Auch fällt bei ihnen allen ein großer Mangel an Geschmack auf; die besten Erzeugnisse der peruanischen Keramik sind noch diejenigen, wo nur der Kopf des Menschen dargestellt ist und der übrige Körper fehlt.

Auch in der kunstvollen Bearbeitung der Metalle waren die alten Indianer schon weit vorgeschritten. Nach Garcilazo de la Vega befanden

sich in den Palästen der Incas zahlreiche Statuen von Männern und Frauen, auch Nachbildungen von Vierfüßlern, Vögeln, Fischen und anderen Tieren, sowie von Kräutern und Blumen, alle aus reinem Gold und Silber kunstreich angefertigt. Auch alle anderen Hausgeräte, sowie alles Eß- und Trinkgeschirr bestanden aus Gold und Silber oder zum mindesten aus vergoldetem Kupfer; verreiste aber der Inca, so war es nicht nötig, all diese Dinge mitzuschleppen, denn solcher Paläste nebst zahlreichen einfachern Absteigequartieren für den Hof gab es in jeder Provinz, so daß man daselbst allen Bedarf in Hülle und Fülle antraf. Auch an Bädern fehlte es in den kaiserlichen Palästen nicht: große goldene und silberne Becken, in welche warmes und kaltes Wasser nach Belieben floß. In den großen Gärten, die sich an die Paläste anschlossen, waren wie in einem modernen botanischen Garten alle Arten von Bäumen, Sträuchern und Blumen angepflanzt, die in Peru vorkommen, und damit nicht zufrieden, hatte man zwischen denselben wieder künstliche Bäume, Sträucher und Blumen angebracht mit allen dazu passenden Tieren, alles lebensgroße Nachbilder aus purem Gold und Silber, ebenso wie menschliche Statuen, Gefäße und Springbrunnen mit goldenen Fischlein, gleich denen in den kaiserlichen Zimmern.

Die Quichua-Sprache ist reich und ausdrucksvoll, besitzt eine komplizierte Grammatik, und obgleich sie viele zusammengesetzte Wörter enthält, macht sie es doch möglich, die Gedanken kurz und bündig auszudrücken. Ihre Deklinationen und Konjugationen werden durch Anhängung von Partikeln an die Wurzel gebildet. Eine andere Eigentümlichkeit ist die Einfügung des persönlichen Pronomens — sowohl des Nominativs als des Accusativs — in das Zeitwort; auch hat das Quichua zwei Formen des Plurals. Ferner ist das Zahlensystem sehr vollständig, und viele Worte hat man, um die Verwandtschaftsverhältnisse auszudrücken. Obwohl die Incas kein Alphabet und keine Schriftzeichen besaßen — nach Wiener soll ihnen indes eine Bilderschrift nicht fremd gewesen sein —, so konnten sie doch vermittelst der Quipus, die in einem System von Knoten bestanden, welche in verschiedenfarbige Schnüre geschlungen waren, statistische Berichte aufbewahren und so die komplizierten Geschäfte eines großen Reiches besorgen. Diese Quipu-Schrift ist freilich wenig geeignet zur Aufzeichnung von Begebenheiten und Namen, weswegen auch die Glaubwürdigkeit der Geschichte des Inca-Reiches großen Zweifeln ausgesetzt ist. Übrigens sollen die dort vor Errichtung der Inca-Dynastie schon ansässigen Völker nebst der Knotenschrift noch mehrere andere Schriftarten, Bilder- und Silbenschriften besessen haben. Auch hat in neuerer Zeit ein deutscher Forschungsreisender, Keller-Leuzinger, am Madeiraflusse alte Schriftzeichen in Felsen tief eingegraben gefunden, von denen er in seinem Werke eine Abbildung giebt. Da der Madeira zum Teile im Hochlande von

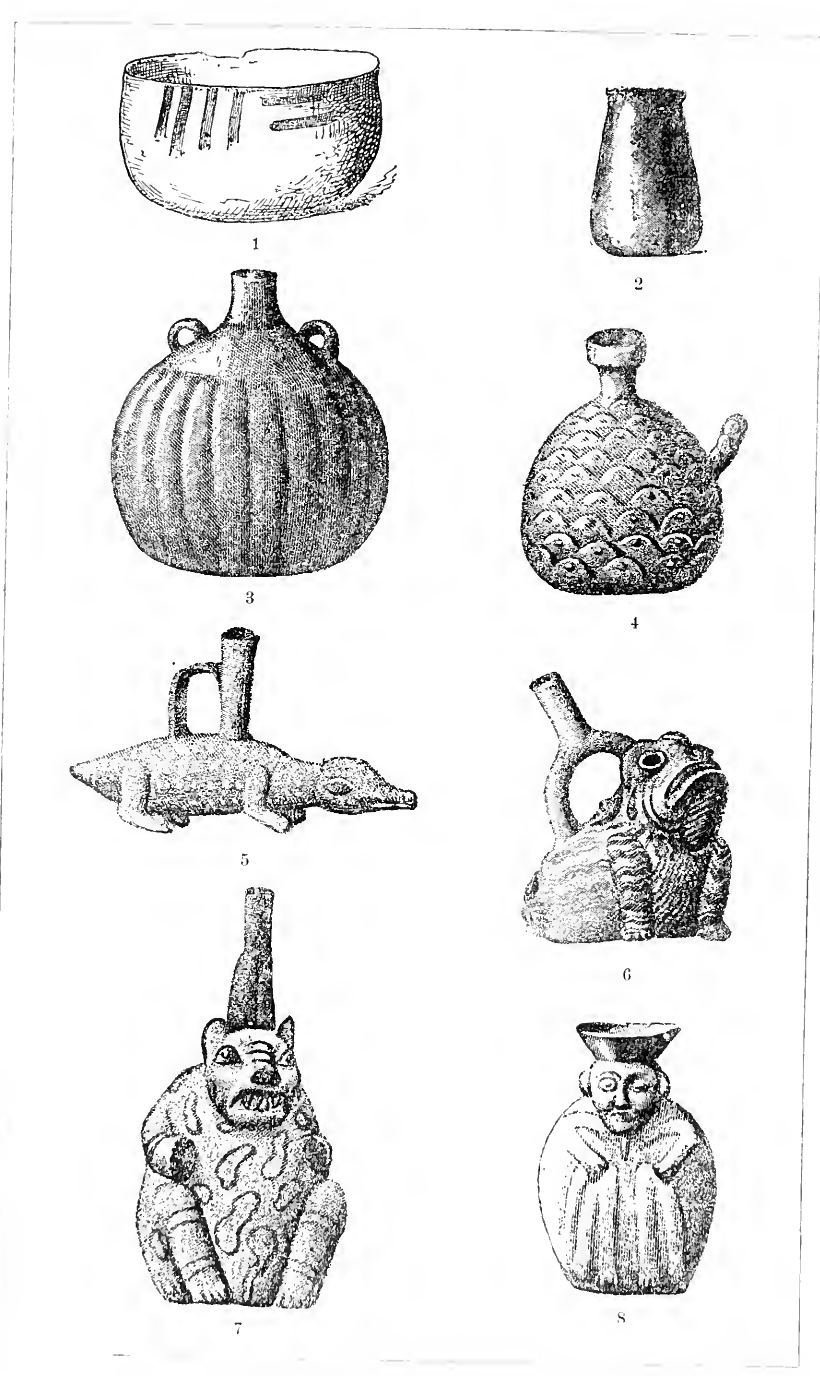



Fig. 8. Peruanische Thongefäße.

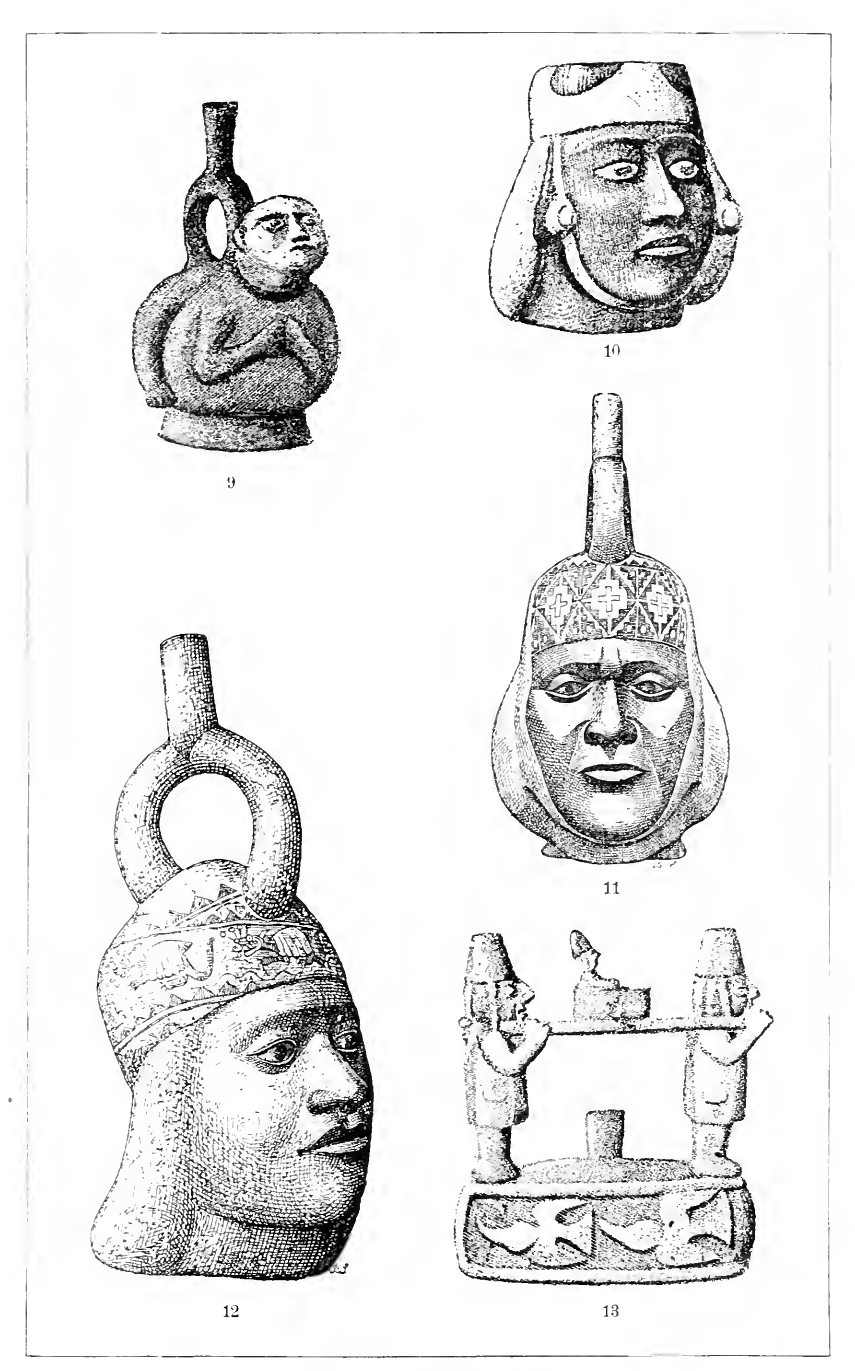



Fig. 9. Peruanische Thongefäße.

Peru und Bolivia seinen Ursprung hat und im brasilianischen Tieflande nie ein Kulturvolk existiert zu haben scheint, so würde dies auf große Wanderungen gebildeter Volksstämme von Westen her schließen lassen. Auch die Kalenderrechnung der alten Peruaner soll wohlgeordnet gewesen sein; nach Montesinos teilte schon der König Inti Capac das Jahr in 365 Tage und 6 Stunden. Peschel hingegen schreibt diese Einteilung den nördlichen Kulturvölkern Amerikas zu (Völkerkunde, S. 447), während die Peruaner sich nur mit der Beobachtung der Aufgangsorte (Azimute) des Tagesgestirnes zur Zeit der Sonnenwenden durch Steinpfeiler begnügten.

Ihrer Tapferkeit und Kriegskunst hatten die alten Peruaner es zu

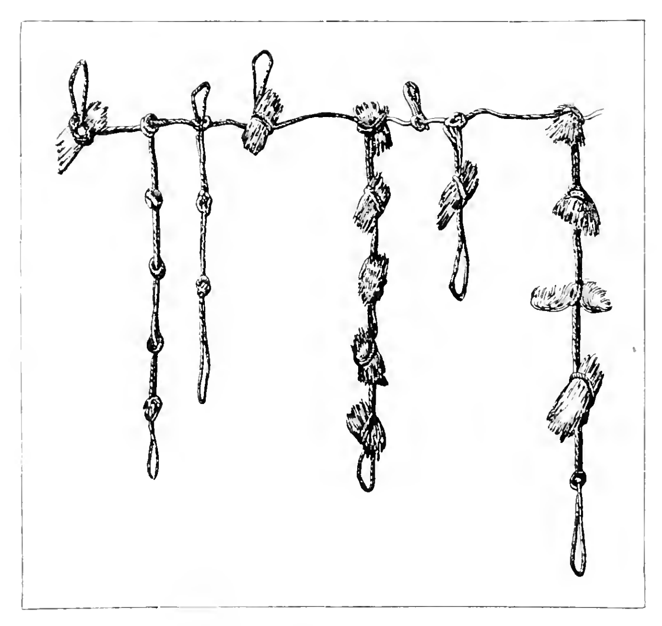


Fig. 10. Quipu (Knotenschrift).

danken, daß sie ihre Herrschaft so weit ausdehnen konnten und daß kein anderer eingeborener Volksstamm, mit dem sie in Berührung kamen, lange ihren Waffen widerstehen konnte. „Das rasche Wachstum des Incareiches aus geringen Anfängen im Laufe von höchstens fünf, vielleicht nur von drei Jahrhunderten hat der amerikanische Archäologe Squier befriedigend erklärt. Der Keim des peruanischen Staates entwickelte sich nämlich auf den Punas oder den kahlen, 3—4000 m hohen Hochebenen zwischen den doppelten oder dreifachen Ketten der Andes. Zwischen dem westlichen Abhange dieser Gebirge und dem Stillen Meere erstreckt sich, wie wir gesehen haben, ein schmaler Küstensaum, auf dem fast nie oder höchst selten Regen fällt, und der höchstens während sechs Monaten im Jahre von

Nebeln befeuchtet wird. Nur wo von den Anden Küstenflüsse der Südsee zuströmen, ist Bewässerung und demnach Ackerbau und Baumzucht möglich. So konnten sich entlang jenen spärlichen Gewässern wohl einzelne Stämme lange Zeit getrennt und unabhängig voneinander behaupten; sowie aber auf den Hochebenen der erste kräftige Staat entstand, wurden die an den Küstenflüssen wohnenden Bevölkerungen, schwach und getrennt wie sie waren, der Reihe nach unterworfen und durch ihren Zuwachs die Macht des Reiches auf den Hochebenen vermehrt. Da wo im Süden der regenlose Küstensaum aufhörte, nämlich bei dem heutigen Chile, erreichte auch die Herrschaft der Incas ihre Grenze. Ebensowenig hat sie sich binnenwärts an dem Ostabhang der Andes durch die Urwälder zu den Ebenen des Amazonas herabzusenken vermocht, wo noch heute rohe Jägerstämme in ungestörter Wildheit umherstreifen."

Peschel glaubt, daß drei Naturprodukten der peruanischen Hochlande die Erziehung der hier seßhaft gewesenen Kulturvölker zu verdanken war, nämlich dem Vorkommen der Lama-Arten, der Kartoffel und der Quinoahirse. Ein anderer Grund, weshalb die Westhälfte Amerikas ausschließlich den Kulturvölkern gehörte, ist in ihrer vergleichsweise größern Trockenheit zu suchen. Ein Übermaß von Regen ergießt sich auf die Westküsten Nord- und Südamerikas nur unter hohen Breiten, und vom reichlichen Regen wird immer die Bildung geschlossener Waldungen abhängen. Große zusammenhängende Wälder füllten dagegen die Räume des Ostens aus, in Brasilien so gut wie in den Vereinigten Staaten.

Garcilazo de la Vega, selbst ein Nachkomme der Incas, der uns die Sitten und Gebräuche der alten Peruaner so ausführlich beschrieben hat, bemerkt wiederholt, daß ein außerordentlicher Mangel an Fleischnahrung dort herrschte. Nur bei den großen Treibjagden, welche die Incas veranstalten ließen, erhielt das unterjochte Volk Lama- oder Vicuñafleisch, wahrscheinlich weil es außerdem verdorben wäre; an sonstigen Festtagen wurde von ihnen als Leckerbissen eine Kaninchenart verzehrt, welche sie sorgsam hegten, die auch nach Spanien frühzeitig ausgeführt, dort aber wegen ihrer Unschmackhaftigkeit der Aufzüchtung nicht wert gehalten wurde. Auf dem regenlosen Küstensaume vollends bestand die Fleischkost nur in dem, was der Fischfang gewährte. Es ist wahrscheinlich, daß zuerst von der Küste aus kühne Männer die Kordillerenkette erstiegen haben mögen, um auf den Punas die flüchtigen Lama-Arten zu jagen und zu zähmen. Doch hätten sie auf jenen luftigen Ebenen niemals dauernde Wohnsitze gründen und eine größere Kultur entfalten können, da der Mais dort nur an wenigen geschützten Stellen reift, wenn nicht die Kartoffel und die Quinoahirse selbst noch auf Höhen gediehen, die den höchsten Berggipfeln der Schweiz wenig nachgeben. Daß übrigens nicht von der atlantischen Seite her brasilianische Jägerstämme nach dem Hochlande von Peru ge-

kommen sind, sondern umgekehrt von der pacifischen Küste aus die Puna erstiegen wurde, dürfen wir — wie Peschel richtig bemerkt — deswegen voraussetzen, weil wir in den Händen der Andesbewohner bis hinab zum Feuerlande eine ungewöhnliche Waffe finden, die kein waldbewohnender Jägerstamm jemals erfunden hat, die wir dagegen vorzugsweise bei Hirten antreffen: nämlich die Schleuder und die ihr verwandten Waffen, den Lasso und die Bolas oder die Wurfleine.

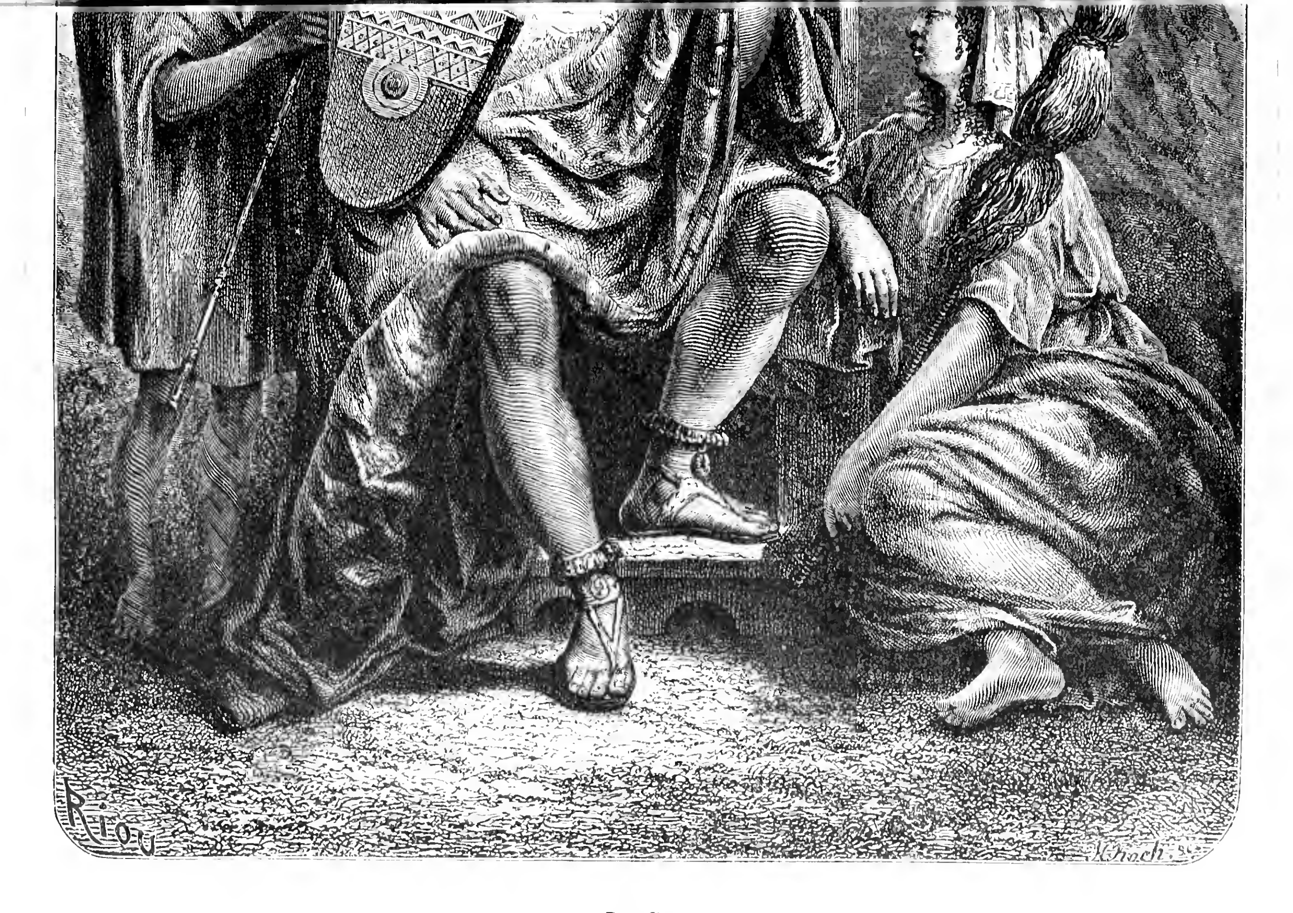
Nach allem, was von den alten Peruanern bekannt ist, scheinen mehrere Kulturepochen aufeinander gefolgt zu sein, von denen die der Incas die späteste war. Der Sage nach hieß der Gründer der ersten peruanischen Dynastie Pirhua, wovon einige den Namen Peru ableiten wollen; ihm wird auch die Erbauung von Cuzco, der alten Hauptstadt des Reiches, zugeschrieben. Nach Montesinos, der übrigens eine Reihe von 101 Monarchen bis zum letzten Inca namentlich anführt, dessen Angaben aber nur als Mythen zu betrachten sind, wäre unter einem König Manco-Capac I. — der nicht mit dem Gründer der Inca-Dynastie Manco-Capac verwechselt werden darf — die erste fremde Einwanderung in Peru erfolgt. Später kamen neue Fremde ins Land, die als „Riesen“ oder Chimus bekannt sind; sie nahmen Besitz von den Ufern der Südsee, wo sie ihre noch sichtbaren Denkmäler — wie die bereits erwähnten in der Nähe von Trujillo — hinterließen. Nach ihnen kamen von Süden her, aus der heutigen argentinischen Provinz Tucuman, neue Stämme; andere zogen längs der Cordillera herab und behaupteten aus einem Lande zu sein, wo sie ihrerseits durch fremde Eindringlinge von mächtiger Körpergestalt vertrieben worden seien. Die zwei Jahrhunderte, welche auf ihre Ankunft folgten, schildert Montesinos als den Glanzpunkt der altperuanischen Geschichte; unmittelbar darauf trat jedoch, durch den Einbruch wilder Horden veranlaßt, eine Epoche des tiefsten Verfalles ein, welche den Untergang der ganzen Civilisation herbeiführte; der Gebrauch der Schrift ging verloren, und Cuzco, selbst von den Priestern der Sonne verlassen und gänzlich zerstört, hörte auf, die Hauptstadt des Reiches zu sein. Im Norden des Reiches waren beiläufig im 9. Jahrhundert n. Chr. wilde Anthropophagen erschienen, welche die Landenge von Panama durchzogen hatten. Fast gleichzeitig waren andere Völker unter einem Anführer Caran zur See im Norden angekommen, die im Laufe von ein oder zwei Jahrhunderten das ganze Gebiet des Rio Esmeraldas und endlich im 10. Jahrhundert das ganze Königreich Quito eroberten[1].

Dies sind die großen Fremdenzüge, die der Sage nach vor der Gründung des Inca-Reiches stattgefunden haben sollen. Der Ursprung der Inca-Dynastie wird auch verschieden erzählt und gemeiniglich auf Manco-

[1] Siehe „Ausland“ 1871, „Beiträge zur peruan. Ethnologie“ von F. v. Hellwald.



Zu Seite 46.



Der Inca.

Capac zurückgeführt, der im 11. Jahrhundert n. Chr. gelebt haben soll und eine ebenso mythische Person zu sein scheint, wie sein Namensvetter Manco-Capac I. und die übrigen von Montesinos angeführten Könige der Urzeit. Allgemein läßt man den Gründer der Inca-Dynastie zuerst in der Nähe des Titicaca-Sees erscheinen, und soll er nach Besiegung der Amazonen Cuzco erobert, oder nach anderen erst gegründet haben. So viel geht aus allen diesen Sagen hervor, daß vor Gründung des Inca-Reiches seit den ältesten Zeiten, wovon eine Erinnerung im Volke bewahrt ward, zahlreiche Einwanderungen in die heutigen Gebiete von Ecuador, Peru und Bolivia, und zwar meistens in der Richtung von Nord nach Süd, stattgefunden haben.

Kaum minder dunkel und verworren sind die religiösen Mythen der Peruaner. Wie überhaupt die Naturvölker die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmungen beseelt zu denken pflegen, und selbst Steinen und Felsen oft Willenshandlungen und menschliche Empfindungsfähigkeit zutrauen, so glaubten die alten Peruaner, alle Dinge in der Natur hätten ein Ideal oder eine Seele, welche dieselben regiere und leite und zu der man um Hilfe flehen könne. Dies war der Glaube des Volkes, der heute bei ihm noch nicht ganz ausgerottet ist. Aus diesem Glauben hat sich vermutlich später der Sonnenkultus der Herrscher entwickelt; gleichzeitig bestand aber auch unter den civilisierten Küstenvölkern der Glaube an einen Schöpfer der Welt, Pacchacamac — nach Tschudi bedeutet das Wort: „Er, welcher die Welt aus nichts erschuf“, und ist zusammengesetzt aus Paccha, die Erde, und camac, das Participium Präsentis von caman, etwas aus nichts hervorbringen. Die Küstenstämme scheinen auch ihre Orakel gehabt und an Wahrsagungen und Zauberei geglaubt zu haben.

Die Inca-Dynastie selbst leitete ihren Ursprung von der göttlich verehrten Sonne her, und ihr mythischer Stammhalter Manco-Capac galt für einen Sohn der Sonne. Trotz aller Mühe jedoch, die früheren religiösen Systeme zu unterdrücken, konnten die Incas die Verehrung anderer, älterer Gottheiten nicht völlig verhindern und mußten sich begnügen, dieselben meist in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Sonnengotte zu bringen. Die wichtigste dieser älteren Göttergestalten ist der nach einer Sündflut dem Titicaca-See entstiegene Viracocha, der die Sonne, den Mond und die übrigen Gestirne geschaffen, und nach Garcilazo de la Vega dieselbe Gottheit war wie Pacchacamac, der Schöpfer der Erde, welcher besonders in den Küstengegenden neben dem Sonnengotte, ja trotz der Anstrengungen der Incas dort mehr als dieser letztere verehrt ward.

Höchst wichtig zur Beurteilung der Kulturverhältnisse und des Ursprunges der alten Peruaner sind ihre Baudenkmäler, von denen noch viele vorhanden sind und von namhaften Archäologen untersucht wurden. Diese Ruinen sind über Peru, Bolivia und Ecuador zerstreut und lassen er-

kennen, daß sie zu verschiedenen Zeitepochen erbaut worden sind, da verschiedene Baustile vorkommen. Jedoch trifft man wieder denselben Stil in sehr weit voneinander entfernten Gegenden, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Monumente wohl zu verschiedenen Zeiten, aber nicht von verschiedenen Volksrassen erbaut wurden. Die ältesten derselben stammen wohl aus sehr früher Zeit, und im ganzen lassen sich — nach der Ansicht Markhams — fünf bestimmte Baustile nachweisen, von denen jeder einen langen Zeitraum repräsentiert. Der älteste besteht aus Wällen von unbehauenen Steinen und Lehm auf Terrassen oder Plattformen, und die noch vorhandenen Reste aus dieser sehr entfernten Periode hatten wahr-

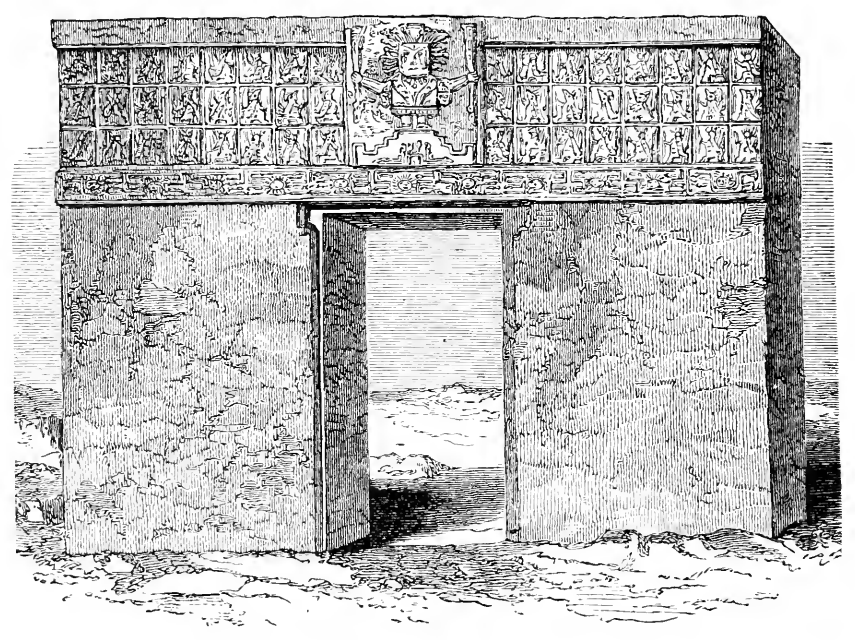


Fig. 11. Monolithportal bei Tiahuanaco. (Restauriert.)

scheinlich als Festungen zur Verteidigung gedient. Der dem Alter nach zweite Stil wird durch die cyklopischen Ruinen repräsentiert, die erst zu einer Zeit entstanden sein können, als die peruanischen Herrscher große, dichtbevölkerte Länder erobert hatten, so daß sie, absolute Despoten wie sie waren, über zahllose Arbeitermassen nach Belieben verfügen konnten. Der cyklopische Baustil wird durch ungeheure Steinblöcke charakterisiert, welche nur da, wo sie an den nächsten stoßen, dort aber haarscharf behauen sind; ferner durch große Steinplatten und Steinbalken, durch das Bestreben, rohe Figuren an diesen Platten auszuhauen, durch kolossale, aber sehr rohe Figuren, und durch Sitze und Treppen, die ganz genau aus riesigen Mono-

lithen oder auch aus dem stehenden Felsen gehauen sind. In Peru finden sich noch sechs Ruinen dieser Art vor, sowohl im Norden bei Huaraz als im Süden am Titicaca-See; die letzteren liegen jenseits der Grenze in Bolivia und sind die merkwürdigsten von allen, die berühmten Ruinen von Tiahuanaco. Über die Erbauer derselben sind die Gelehrten durchaus nicht einig. Prescott, der sie natürlich auch für die Werke eines civilisierten

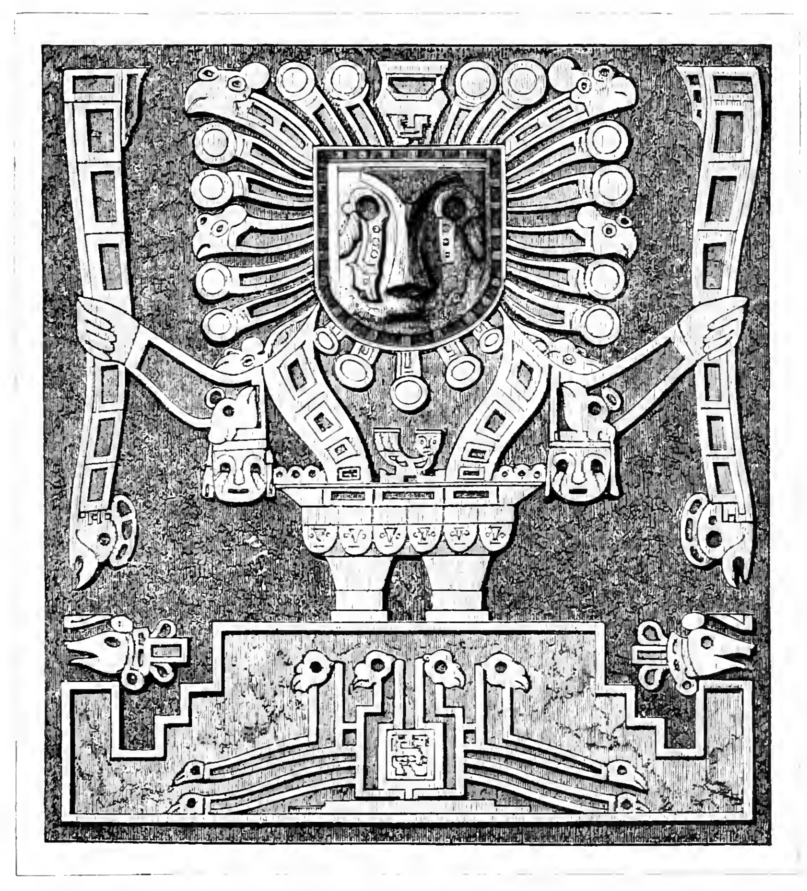


Fig. 12. Weinende Gottheit. (In Stein gehauene Figur vom Monolithportal bei Tiahuanaco.)

Geschlechtes hält, sagt ganz richtig: „Wer eigentlich dieses Volk war, von wo es kam, bietet ein interessantes Feld zur spekulativen Untersuchung." Einige Forscher schreiben sie den Aymara zu, die von den Incas unterworfen wurden und heute noch in derselben Gegend, in der Nähe des Titicaca-Sees wohnen. Andere, wie Squier, Markham und Bollaert, halten sie für älter, da sie mit den Überbleibseln aus der Aymara-Zeit, von denen noch viele vorhanden, keine Ähnlichkeit zeigen. Merkwür-

dig dabei ist, daß sie sich auf einer kalten und öden Hochebene, wo nichts mehr gedeiht, 4000 m über dem Meere befinden.

Der dritte peruanische Baustil, der viel jünger als der vorhergehende zu sein scheint, zeigt schon einen großen Fortschritt in der Kultur. Vernünftigere Herrscher sahen bereits ein, welch unnütze Verschwendung von Arbeitskraft darin lag, riesige Steinblöcke, die viele Hunderte von Zentnern wogen, abzusprengen und manchmal auf große Entfernungen weiterzuschleppen. Doch ward dasselbe Muster beibehalten; noch immer wurden Mauern aus polygonförmigen Steinen, die zwar rauhe Außenflächen hatten, aber genau aufeinander paßten, errichtet; jedoch war die Größe der Steine



Fig. 13. Kopf von Granit an einer Mauer.

schon sehr reduziert, so daß sie leicht weitergeschafft und emporgehoben werden konnten. In den Mauern finden sich Reihen von Thorwegen und Vertiefungen mit steinernen Thürstürzen, die schief nach innen sich wenden. Der vierte Stil wird durch regelmäßigere Lagen der Steine charakterisiert, wobei jedoch nicht alle Steine Parallelogramme sind und zuweilen die oberen und unteren Steine schwalbenschwanzartig ineinandergefügt sind. Diese Mauern haben gewöhnlich ein Karnies unter der obersten Steinlage. Schließlich finden wir die neuesten Gebäude mit vollkommen horizontalen Lagen und glatt behauenen Steinen. Hier sieht man rechtwinkelige Thorwege, Fenster und Mauervertiefungen, zuweilen auch Schlangen und an-

dere Figuren in erhabener Arbeit an den Mauern ausgehauen. Die Paläste in Cuzco, der Hauptstadt der Incas, die östliche Seite des dortigen Sonnentempels und die Gebäude auf den Inseln des Titicaca-Sees gehören diesem Baustile an. In Cuzco sind die Steine ein dunkler Trachyt, dessen grobes Korn eine größere Adhäsion zwischen den Blöcken bewirkte. Die Arbeit ist unübertreffbar, und was das Behauen und Einfügen der Steine betrifft, so findet man in der ganzen Welt nichts so Kunstvolles, wie in den Ruinen der Inca-Paläste zu Cuzco. Kein Cement ward angewendet und die größten Steine befinden sich in der untersten Reihe, wobei jede höhere Lage immer schmäler wird, was sich sehr gut ausnimmt. Der Sonnentempel war gänzlich mit Goldplatten belegt, von denen noch mehrere, so dünn wie Papier, in einigen Privathäusern zu Cuzco aufbewahrt werden. In Cuzco sind überhaupt noch viele Reste von Palästen und Tempeln vorhanden; im allgemeinen sind ihre Mauern glatt, doch trifft man auch daran Schlangen, die an den Steinen in erhabener Arbeit angebracht sind, und es ist wahrscheinlich, daß die Inca-Paläste mit vielen Skulpturen, die später zerstört wurden, geschmückt waren. Noch kann man dort zwei große Steinfiguren, ein unbekanntes Tier vorstellend, sehen, die aus den Gärten des Sonnentempels stammen sollen. Nur das Gewölbe scheint die Peruaner nicht angesprochen zu haben, wenigstens kennt man nur ein einziges Beispiel eines solchen in den Ruinen von Tiahuanaco; auch der Rundbogen gehört zu den ganz besonderen Seltenheiten, doch fand sich dieser, und zwar in sehr schöner Form, oben an dem Sonnentempel zu Cuzco, von welchem Dr. v. Tschudi in seinem großen Werke „Antiguedades peruanas“ uns eine schöne Zeichnung hinterlassen hat.

Obwohl man nun berechtigt ist, die Stämme, welche vor der Gründung des Inca-Reiches die peruanischen Hochlande bewohnten, als die Besitzer einer schon weit vorgeschrittenen Kultur zu betrachten, so läßt sich doch über ihre staatlichen Verhältnisse kaum etwas Sicheres aussprechen. Nach der Ansicht des amerikanischen Archäologen Squier gab es in der weiten Region, welche das spätere Inca-Reich umfaßte, mehrere Mittelpunkte der Civilisation, die beinahe ebensosehr vorgeschritten war, als jene der Incas selbst. Diese Kulturcentren mochten mehrere kleine Staatengemeinden oder Königreiche gebildet haben, die jedoch nur schwache Verbindung untereinander unterhielten und jedenfalls nur geringen politischen Einfluß besaßen. Einer der merkwürdigsten dieser Staaten ist sicherlich die Republik von Gran Chimu gewesen, dessen Hauptstadt, wie bereits erwähnt, in der Nähe von Trujillo in Trümmern liegt. Die Großartigkeit dieser Ruinen giebt uns einen hohen Begriff von den Kulturverhältnissen dieses Freistaates, von dem wir wissen, daß er dem eroberungssüchtigen Inca-Geschlechte durch drei Generationen heldenmütigen Widerstand leistete, ehe er dem wachsenden Reiche der Sonne einverleibt werden konnte. Auf

kaum geringerer Stufe standen die Aymara-Stämme, welche ihre Kultur, die sicher nicht geringer als die der Incas gewesen, schon vor denselben besessen haben[1]. Ganz im Norden des Reiches endlich, auf dem Hochplateau von Quito, hatte sich in früheren Jahrhunderten eine bedeutende Kultur entwickelt und unter der Dynastie der Schyris von Caran ein Staat herangebildet, der als selbständiges Königreich von Quito fortbestand bis zum Jahre 1487 unserer Zeitrechnung, wo es von dem mächtigen Inca Huayna Capac erobert und zu einer Provinz von Peru herabgedrückt ward.

Der Ursprung der altperuanischen Kultur verliert sich nun, wie bereits erwähnt, in der Nacht der Zeit. Betroffen über die Höhe derselben, haben gar manche, weil sie die Anlagen des sogenannten roten Mannes unterschätzten, angenommen, sie sei aus der Alten in die Neue Welt auf den Flügeln des Zufalls getragen worden. Bald sind es Ägypter, bald Phönizier, Karthager, Chinesen oder gar Israeliten und Normannen gewesen, welche die Mexikaner und Peruaner civilisierten. Die Möglichkeit, daß aus der Alten Welt Seefahrer bis nach Amerika verschlagen werden konnten, läßt sich nicht bestreiten; ist doch im Jahre 1731 eine mit fünf oder sechs Köpfen bemannte Barke, die mit einer Weinladung auf der Fahrt von Teneriffa nach einer westlichen Canarieninsel vom Sturm ergriffen ward, schließlich vom Passatwinde nach Westindien getragen worden und in Trinidad angelangt. Allein eine höhere Kultur läßt sich höchst schwer nur durch wenige Leute übertragen, denn die Fortschritte derselben entstehen — wie Peschel richtig bemerkt — „nur unter einer verdichteten Bevölkerung durch eine fortgeführte Teilung der Arbeit, die jeden Einzelnen hineinfügt in eine höchst verwickelte, aber äußerst wirksame Gliederung. Wird aus diesem Ganzen der eine oder der andere abgesondert, so erscheint er noch viel hilfloser als der Naturmensch" — wie man ja viele Beispiele kennt, daß Europäer unter den Wilden vollständig verwilderten, ohne irgend einen civilisatorischen Einfluß auf dieselben auszuüben —, „ja er ist nicht mehr wert, als etwa zur Teilung der Zeit das weggeworfene Rad einer zertrümmerten Uhr." Deshalb ist es wahrscheinlich, daß die peruanische Kultur eine amerikanische war, daß sie aber von Norden her gekommen ist, worauf nicht nur die Schöpfungssagen der Incas deuten, sondern auch der Typus der Baudenkmäler, der mit dem der Monumente der mexikanischen Tolteken übereinstimmt.

Wenn aber auch die Kultur der Peruaner in Amerika entstanden zu sein scheint, so ist damit nicht gesagt, daß die peruanischen wie überhaupt alle anderen Rothäute nicht ursprünglich aus der Alten Welt eingewandert sein könnten. Die ersten Einwanderungen aus Asien können bereits zu

[1] F. v. Hellwald a. a. O.

einer Zeit stattgefunden haben, als die Beringsstraße noch nicht eine Meerenge, sondern eine Landenge vorstellte. Damals würde auch das Klima dort viel milder als heutzutage gewesen sein, weil keine Strömung aus dem Eismeere in den Stillen Ocean eindringen konnte. Übrigens findet heute noch ein Verkehr zwischen den asiatischen und amerikanischen Küstenbewohnern der Beringsstraße statt, und leicht können selbst in früher Zeit, wo die Schiffahrt noch in ihrer Kindheit war, größere asiatische Horden die schmale Meerenge passiert haben. Außerdem, so gut wie malayische Einwanderer die Osterinsel besiedeln konnten, ebensogut konnten sie auch noch etwas weiter bis zur Westküste von Südamerika gelangen. Überhaupt ist mir oft in Nordamerika sowohl als in Südamerika aufgefallen, daß sich unter den Indianerstämmen zwei verschiedene Typen erkennen lassen, wovon der eine die echten Mongolenmerkmale, dicke, runde Köpfe, platte Gesichter, breite, scharf vortretende Jochbeine, schiefe, oft geschlitzte Augen, straffes, pferdeartiges Haar und Armut oder gänzlichen Mangel an Bartwuchs zeigt, während der andere sehr an den polynesischen oder malayischen und selbst an den Hindu-Typus erinnert. Oft trifft man ganz nahe zusammen solche in ihrem Aussehen ganz verschiedene Stämme; so z. B. am Ausflusse des Huallaga in den Marañon die Cocamas und am Ucayali die Conibos mit mongolenartigen breiten Gesichtern und Stumpfnasen, während die nicht weit von ihnen am Marañon wohnenden Yaguas hübsche ovale Gesichtsformen und gebogene Nasen haben. Ich kann daher jener weit verbreiteten Ansicht nicht beipflichten, daß alle Ureinwohner Amerikas sich untereinander so gleichen „wie Vollblutjuden“, und daß die einzige Rasse, zu der sie in nähere Verbindung gesetzt werden können, die mongolische sei.

Dr. v. Tschudi ist infolge vieler Schädelmessungen, die er vorgenommen, zu der Ansicht gelangt, daß drei ganz scharf zu unterscheidende Rassen vor Gründung des Inca-Reiches auf diesem Gebiete wohnten: die Küstenstämme, dann die Bewohner der kalten Hochebenen, die in ihrem Schädelbau eine große Ähnlichkeit mit den Guanchen, den alten Bewohnern der Canarischen Inseln, zeigen, und endlich die Huancas, die gleichfalls im Hochlande, aber nur zwischen 9—14° südl. Breite, zwischen der Küsten-Cordillera und der Centralkette der Andes, wohnten. Der französische Forscher Marcov, der gleichfalls sehr viele Gräber untersucht hat, sagt, man könne auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die in den Gräbern gefundenen Mumien angehören. Bei den Aymaras, den Bewohnern der südlichen Hochlande, sitzt der Tote im Grabe, bei den Huancas liegt er auf dem Rücken, und bei den Quichuas, dem Volke, dem die Incas entstammten, hat die Leiche die Kniee bis zum Kinn hinaufgebogen. Dem sei nun wie ihm wolle, soviel ist sicher, daß jedenfalls im Gebiete des alten Inca-Reiches — Ecuador, Peru, Bolivia — sich zum wenigsten

zwei sehr deutlich voneinander geschiedene Kulturstufen nachweisen lassen — jene der vor-incasischen und die der incasischen Epoche.

Was nun die sogenannte väterliche Regierung der Incas betrifft, so war ihr socialistisch-theokratisches System der vollendetste Staatsabsolutismus, den man sich denken kann; es herrschte darin eine Vielregiererei, wie sie der strammste deutsche Bureaukrat nicht schöner wünschen kann; nichts war der Initiative des Einzelnen überlassen, das Individuum ging völlig im Staate unter, und dieses ist auch der Grund, weshalb es den Spaniern, nachdem sie einmal des Inca sich bemächtigt hatten, so leicht ward, das große, mächtige Reich zu erobern. Ebenso war zur Inca-Zeit in Peru kein Eigentum denkbar, denn es herrschte dort eine strenge Gütergemeinschaft, oder vielmehr, es gab nur einen einzigen Eigentümer, den Inca, der durch seine Beamten den Unterthanen Frondienste auferlegte und alle Erzeugnisse der Arbeit wieder unter sie verteilen ließ. Das Regierungssystem der Incas liefert auch wieder einen Beweis, daß ohne Staatsabsolutismus kein Socialismus oder Kommunismus möglich und daß dieselben mit der persönlichen Freiheit unverträglich sind. Für das Wohl des Volkes war indes auf das beste gesorgt, nur war jedes Detail desselben, sogar des häuslichen Lebens, auf das genaueste reguliert und beaufsichtigt. Das ganze Reich war in vier große Provinzen eingeteilt, deren jeder ein Vicekönig vorstand. Unter diesen standen die Beamten, welche über tausend Familien zu regieren hatten, unter diesen wieder in regelmäßiger Ordnung die, welche für fünfhundert, hundert, fünfzig und zehn Familien zu sorgen hatten. Des Decurio Pflicht war es, Saatkorn für die Felder und Wolle zum Weben herbeizuschaffen und über die Bedürfnisse seiner Pflegebefohlenen zu berichten, sowie Vergehen zu bestrafen und statistische Aufzeichnungen über Geburten, Krankheiten, Sterbefälle, Ernten u. s. w. anzufertigen. Armut war unbekannt, und der Tyrannei und Willkür der Unterbeamten ward durch die das Land stets bereisenden Inspektoren gesteuert. Die höheren Beamten sammelten zu bestimmten Zeiten alle Berichte und alle Einnahmen und übergaben alles dem Curaca oder Gouverneur.

Die spanische Eroberung machte nun dieser komplizierten Staatsmaschinerie ein jähes Ende. P i z a r r o ward ermächtigt, an seine Gefährten Encomiendas oder große Lehensgüter zu verteilen. Diese Lehenträger bekamen außer den Ländereien, die oft Hunderte von Quadratmeilen umfaßten und auf zwei Leben ausgedehnt wurden, auch noch das Recht auf die persönlichen Dienste der darauf wohnenden Eingeborenen, waren aber verantwortlich für das richtige Eingehen des Tributes an die Krone, und hatten die Verpflichtung, die Eingeborenen gerecht zu behandeln und zu beschützen, sowie in jedem Distrikte einen Seelsorger für dieselben zu bestellen. Allein hier hatte man den Bock zum Gärtner gemacht. Die

rohen, habgierigen Abenteurer begingen solche Excesse und Grausamkeiten, daß Bischof Las Casas und andere wohlmeinende Männer den Kaiser Karl V. bewogen, im Jahre 1542 die sogen. „neuen Gesetze“ zu erlassen, nach welchen die Encomiendas gleich nach dem Tode des Lehenträgers an die Krone zurückfielen, die Indianer eine feste Kopfsteuer als Tribut zu zahlen hatten und die Zwangsarbeit derselben verboten ward. Diese „neuen Gesetze“ erregten einen wahren Sturm unter den Abenteurern; Gonzalo Pizarro, Bruder des Eroberers, zettelte eine Revolution an, und obgleich dieselbe unterdrückt ward, war man in Madrid doch schwach genug, die neuen Gesetze, gegen welche die Abenteurer noch immer protestierten, im Jahre 1545 wieder aufzuheben. Im Jahre 1629 wurden die Encomiendas sogar auf drei Leben verlängert.

Im Jahre 1568 ward ein sehr strenger Vicekönig, Don Francisco de Toledo, nach Peru geschickt, welcher das harte Regierungssystem entwarf, unter dem die eingeborene Bevölkerung von Peru zwei Jahrhunderte lang zu leiden hatte. In seinem „Libro de Tasas“ (Taxenbuch) war der Tribut, den die Indianer zu zahlen hatten, genau festgesetzt und alle Männer über fünfzig und unter achtzehn Jahren waren davon befreit. Übrigens war er ein tüchtiger Administrator und sah bald ein, daß das System der Encomiendas bedeutend geändert werden und daß man bis zu einem gewissen Grade wieder zum alten Systeme der Incas seine Zuflucht nehmen müsse. Die Indianer sollten wieder von ihren eigenen Häuptlingen regiert werden, welche wie in der Inca-Zeit den Tribut einzutreiben, denselben an die spanischen Corregidores (Präfekten eines Departements) abzuliefern und gewisse richterliche Funktionen auszuüben hatten. Diese Häuptlinge oder Curacas hatten Unterbeamte unter sich, die über 500 Familien gesetzt waren, unter denen wieder andere standen, die nur hundert Familien regierten. Viele Curacas waren Abkömmlinge der Incas oder von Adeligen aus der Inca-Zeit. Außer dem Tribute aber, an den die Indianer von früher her gewohnt waren, führte Toledo noch zwei Institutionen ein, die zu den schändlichsten Mißbräuchen und furchtbarsten Erpressungen Anlaß gaben, nämlich die Mita und die Repartimientos. Die Mita war Zwangsarbeit in den Bergwerken, Plantagen und Fabriken. Toledo bestimmte, daß der siebente Teil der männlichen Bevölkerung jedes Indianerdorfes zu diesem Dienste heranzuziehen wäre, dafür aber Bezahlung erhalten sollte; auch durften sie nicht weit von ihrer Heimat weggeführt werden. Jeder Spanier nun, der solche Arbeiter nötig hatte, konnte sie vom Corregidor angewiesen erhalten unter der Bedingung, dem Indianer $^1/_2$ Dollar täglich für Arbeit in den Bergwerken und $^1/_4$ Dollar für Feldarbeit zu zahlen, sowie jährlich der Regierung eine Taxe von 8 Dollars (statt des Tributes, von dem der Indianer befreit ward) zu entrichten. Dann gab es unter den Indianern

noch eine Klasse, die schon zur Inca-Zeit aus Kriegsgefangenen gebildet worden war, welche Yanaconas genannt und zu häuslichen Arbeiten verwendet wurden.

Toledo, dessen einzige Absicht bei der Gründung der Mita gewesen war, das Land zu heben und seinen Reichtum zu vermehren, hatte wohl die schrecklichen Folgen derselben nicht vorhergesehen. Aber schon im Jahre 1620 berichtete der Vicekönig Prinz von Esquilache nach Madrid, „der Arm des Vicekönigs sei nicht mächtig genug gegen die Nachlässigkeit und die schlechte Verwaltung der Corregidoren". Im Jahre 1697 klagte der Vicekönig Herzog von Palata über die Entvölkerung der Indianerdörfer, die davon herrühre, daß man die Indianer in den Plantagen, Bergwerken und Fabriken übermäßig lange Zeit mit Gewalt zurückhalte. Ebenso erklärten noch andere Vicekönige, dieser Ursache sei die rasche Entvölkerung des Landes zuzuschreiben. Eine ausführliche Schilderung der Mißbräuche, die mit der Mita getrieben wurden, lieferte Antonio de Ulloa, der von der spanischen Regierung den Auftrag erhalten, die in Peru herrschenden Zustände genau zu untersuchen, in seinem im Jahre 1740 geschriebenen Berichte, aus dem wir hier einiges mitteilen wollen.

Die Indianer sollten eigentlich, wie Ulloa bemerkt, nur für den Zeitraum eines Jahres die Mita leisten und nach Verlauf dieser Zeit nach ihren Dörfern zurückkehren. Andere hätten sie dann abzulösen, sie selbst aber sollten frei bleiben, bis die Reihe sie wieder treffe. Allein diese Formalität, obgleich durch das Gesetz vorgeschrieben, werde selten mehr beachtet, und für die armen Indianer bleibe es auch ganz dasselbe, ob sie für einen Pflanzer oder Bergwerksbesitzer Mita leisten, oder als sogenannte freie Leute für den Corregidor arbeiten — die Qual bleibe immer dieselbe.

Auf den Plantagen erhielt nach Ulloa der zur Mita verpflichtete Indianer 18 Dollars Lohn im Jahre und ein Stück Feld, ca. 30 m im Quadrat, um seine Lebensmittel darauf zu ziehen. Dafür mußte er 300 volle Tage im Jahre arbeiten, die übrigen 65 verblieben ihm für Sonn- und Festtage, seinen eigenen Feldbau, Krankheiten u. dgl. Von diesen 18 Dollars wurden nun vorweg die 8 Dollars Tribut abgezogen, welche sein Herr für ihn jährlich an die Regierung zu entrichten hatte, es blieben ihm also nur 10 Dollars übrig. Hiervon gingen 2 Dollars ab für 2 m Zeug zu seiner Kleidung, und mit dem Reste von 8 Dollars sollte er seine Familie, wenn er eine solche besaß, ernähren und kleiden. Da das ihm überlassene Feld zu klein war, um darauf den für ihn und seine Familie nötigen Mais zu ziehen, so mußte er von dem Gutsherrn noch Mais kaufen, der ihm natürlich doppelt angerechnet wurde, so daß er dadurch wieder in Schulden geriet, die er im nächsten Jahre abzuarbeiten hatte. Dies war aber noch nicht alles. Häufig krepierte auf der Weide irgend ein Stück Vieh, und um seinen Wert nicht zu verlieren, ließ der Gutsherr

es dann nach Hause schaffen und das Fleisch, das oft kaum für Hunde gut genug war, an die Indianer pfundweise verkaufen.

Noch ein anderer grausamer Mißbrauch ward mit den armen Indianern getrieben. In schlechten Jahren stieg nicht nur der Preis des Brotkorns, des Mais, zu enormer Höhe, sondern im Verhältnis auch der Preis aller andern Bedürfnisse, nur nicht der Lohn der zur Mita verpflichteten Indianer. Dieser zog in seinem kleinen Gärtchen, das ihm der Gutsherr zur Benutzung überließ, etwas Mais und Kartoffeln, womit er in guten Jahren sich und seine Familie teilweise ernährte, in schlechten Jahren reichte es kaum für einen Monat hin. Fleisch bekam er, wie bemerkt, nur zu kosten, wenn ein Stück Vieh krepierte. In schlechten Jahren geriet also der unglückliche Mann tief in Schulden, der Gutsherr hatte aber als Gläubiger dann das Recht auf seine Person erlangt und nötigte ihn, im Dienste zu verbleiben, bis die Schuld abbezahlt war. Oft war ihm dies unmöglich und dann blieb er zeitlebens ein Sklave; sogar seine Kinder waren gegen alles Recht verpflichtet, mit ihrer Arbeit für die Schuld des Vaters zu haften. Und — so sonderbar es auch klingen mag — in manchen Teilen der „freien Republiken" von Peru und Bolivia ist dieses schändliche System den Indianern gegenüber noch heute im Gebrauche. Obschon ungesetzlich, zwingen die Gutsherren dort noch oft die Indianer, für die Schulden ihrer Väter einzustehen und dieselben abzuarbeiten, wodurch die Indianer in ewiger Knechtschaft gehalten werden.

Noch schlechter als auf den Plantagen und selbst schlechter als in den Bergwerken, wo sie wenigstens höhern Lohn erhielten, erging es den Indianern in den Tuch- und Baumwollfabriken. Die Arbeit begann hier vor Tagesanbruch, jedem Indianer ward das Tagewerk, das er verrichten mußte, aufgegeben und dann die Thüre verschlossen. Gegen Mittag ward sie wieder geöffnet, damit die Weiber ihren Männern das kärgliche Mahl bringen konnten; dieses mußte rasch verzehrt werden und dann ward die Thüre wieder verschlossen. Nach Dunkelwerden erschien der Aufseher, um die Arbeiten einzusammeln; diejenigen Indianer, welche ihre Arbeit nicht beendigt hatten, wurden, ohne daß man ihre Entschuldigungen anhörte, auf die grausamste Weise bestraft. Peitschenhiebe regneten förmlich auf dieselben; darauf wurden sie entweder in demselben Saale wieder eingesperrt, um die Arbeit zu vollenden, oder sie wurden in das Loch geworfen und in den Stock gesteckt, wobei es wieder Hiebe absetzte. Jedes andere Vergehen oder Versehen ward gleichfalls stets mit Auspeitschung bestraft und jeden Tag wurden sie in den Fabriken auf dieselbe Weise behandelt — ein um so infamerer Gebrauch, als dem Indianer ohnehin schon jeder Fehler in seiner Arbeit angerechnet ward und er nach dem Ende des Jahres alles Versäumte extra nachholen mußte. So wuchs auch in den Fabriken oft die Schuld dieser unglücklichen Leute von Jahr zu Jahr

und zuletzt ward der Indianer mit seinen Kindern der Sklave des Fabrikbesitzers.

Die Folge dieser schrecklichen Behandlung war nur zu oft, daß die Indianer bald nach ihrer Ankunft in der Fabrik erkrankten. Der Hunger, die schlechten Lebensmittel, die so oft wiederholten grausamen Strafen, Krankheiten u. s. w. rieben die Indianer rasch auf, und oft starben dieselben, ehe sie durch ihre Arbeit den Tribut bezahlen konnten. Dies war eine der Ursachen der so raschen Abnahme der indianischen Bevölkerung in Peru.

Der Gebrauch, die Indianer zur Strafe nach den Fabriken zu bringen, war so allgemein geworden, daß dies schon wegen geringer Vergehen geschah, ja selbst für kleine Privatschulden wurden sie oft dorthin geschickt. Allgemein war in Peru die Ansicht verbreitet, daß ohne die Mita die Indianer einem vollständigen Müßiggange fröhnen und dann Ackerbau, Bergbau und Industrie unmöglich sein würden; allein diese Annahme, meinte Ulloa, sei grundfalsch. Es sei wohl wahr, daß die Indianer gleichgültig seien und es viele Mühe koste, sie zur Arbeit zu bewegen; doch komme dies großenteils daher, daß diese Unglücklichen so niedergedrückt und durch die üble Behandlung, welche sie von den Spaniern erfahren, so mutlos geworden seien, daß es nicht zu verwundern sei, wenn sie alles mit Widerwillen verrichten. Man könne allerdings nicht leugnen, daß die Indianer wenig Liebe zur Arbeit zeigten, denn sie schienen auch von Natur langsam, phlegmatisch und fahrlässig zu sein; allein ebenso gewiß sei es, daß ihre Trägheit sie nicht am Arbeiten hindere, wenn sie irgend einen Vorteil für sich selber davon zu erwarten hätten. Die ökonomischen Grundsätze, welche in jenen Ländern herrschten, seien in Bezug auf die Indianer so unsinnig, daß es für die letzteren vollkommen gleichgültig sei, zu arbeiten oder nichts zu thun, und deshalb könne man sich nicht wundern, wenn sie mehr zur Trägheit als zur Thätigkeit hinneigten. Für den Indianer sei es ganz dasselbe, Geld zu verdienen oder nicht, er könne sich doch keinen Genuß dafür verschaffen; denn je mehr er arbeite, desto rascher gehe das Geld aus seinem Besitze in den der Gutsbesitzer, Beamten und Pfarrer über. Mit weit mehr Recht könne man die Spanier gottlose Tyrannen als die Indianer träge Faullenzer nennen.

Ulloa weist dann auf die großartigen Werke hin, die zur Inca-Zeit ausgeführt wurden, Bewässerungen, Brücken, Wege u. s. w., welche die Spanier aus Nachlässigkeit zum Teile wieder verfallen ließen, und bemerkt dann weiter, daß die freien Indianer auch zu seiner Zeit noch ihre Ländereien mit Sorgfalt bebauten. Nur seien ihre Ackergüter viel zu klein, weil man ihnen nicht mehr Land übrig gelassen habe. Die Kaziken, denen man größere Besitztümer gelassen habe, bebauten große Felder, züchteten viele Herden und benützten alles Mögliche, ohne dazu gezwungen zu werden und ohne ihre Diener mit Grausamkeit zur Arbeit anzuhalten.

Auch die anderen Indianer benützten, wenn sie nicht gerade Frondienste leisteten, jede Stunde Zeit, um für sich selbst zu arbeiten. Wenn aber den Indianern die Mita als Strafe für ihren Hang zur Trägheit auferlegt werden müßte, so würden eine solche Strafe noch weit mehr alle Kreolen und Mestizen verdienen, welche es für eine Schande hielten, zu arbeiten, und zu gar nichts gut seien. Dem könnte man noch hinzufügen, daß sich in dieser Beziehung — d. h. was die weißen Kreolen und Mestizen betrifft — seit Ulloas Zeit bis heute wenig geändert hat, sowie man überhaupt einen großen Teil seines Werkes mit der nötigen Abänderung von Namen, Jahreszahlen u. s. w. nur abzuschreiben brauchte, um ein getreues Bild der heute noch in jenen Ländern herrschenden Zustände zu liefern.

Eine andere unsinnige Maßregel, welche die „väterliche" spanische Regierung zum Wohle der Indianer erfand, waren die Repartimientos. Es ward nämlich verordnet, die Corregidoren sollten für ihren Distrikt die nötigsten Waren anschaffen und dieselben zu mäßigen Preisen unter die Indianer verteilen, damit diese etwas hätten, womit sie arbeiten könnten, ihre angeborene Trägheit ablegten und das zu ihrem Lebensunterhalte und zur Bezahlung des Tributs Nötige erwürben. Wie Ulloa berichtet, bestanden die Repartimientos in Maultieren, einheimischen und europäischen Fabrikaten und in Getreide. Die Corregidoren nahmen nun sämtlich ihre Waren in Lima auf Kredit, da sie bei ihrem Amtsantritte fast nie Geld besaßen und nichts bar bezahlen konnten; natürlich mußten sie alles nehmen, was der Kaufmann ihnen aufhängen wollte, und außerdem hohe Zinsen für das Geld entrichten, welches ihnen der Kaufmann zur Anschaffung der Transportmittel vorschoß.

War der Corregidor in seinem Distrikte angekommen, so begann er seine Funktionen damit, daß er die Indianer jedes Dorfes zählte und mit der größten Willkür für jeden die Quantität, Qualität und Preise der Waren festsetzte, die er zu empfangen hatte, ohne daß die Leute selbst erfuhren, was ihnen zugewiesen ward. Darauf übergab er dem Kaziken die Waren zur Verteilung nebst einer Liste sämtlicher Steuerpflichtigen, und begab sich sofort nach einem andern Orte, um dort dieselbe Arbeit fortzusetzen. Nachdem der Kazike und die Indianer die Waren und Preise angesehen hatten, so begann ihr Jammer; vergeblich waren alle ihre Vorstellungen und Klagen: sie mochten noch so sehr beteuern, daß ihre Kräfte nicht ausreichten, um so hohe Summen zu zahlen, oder daß diese oder jene Waren für sie völlig unnütz oder die Preise übertrieben seien, — es half ihnen alles nichts. Nach anderthalb Jahren war die Schuld fällig und dann ward wieder zu einem neuen Repartimiento geschritten. Den Indianern war es nicht freigestellt, an anderen Orten Waren zu kaufen, sie mußten sie vom Corregidor entnehmen, der in den indianischen Dörfern außer seinem Kramladen keinen andern erlaubte. Auch

ward den Leuten kein Rabatt bewilligt, wenn sie die aufgedrungenen Waren gleich bar bezahlen wollten, der festgesetzte Preis mußte entrichtet werden.

Unter allen Repartimientos war der schlimmste der der Maultiere. Der Corregidor kaufte dieselben zu je 15 bis 18 Dollars und verkaufte sie dem Indianer zu 40 bis 50 Dollars, wobei er nach Gutdünken für jeden vier oder sechs gute oder schlechte Tiere bestimmte. Die Leute konnten aber ihre Maultiere nicht benutzen wie sie wollten, sondern durften nur für solche Kaufleute Fracht annehmen, welche der Corregidor ihnen zuwies, um so, wie es hieß, den Schmuggelhandel zu verhindern. Kam nun ein Reisender nach einem dieser Orte, so hatte er sich wegen Beschaffung der nötigen Transportmittel an den Corregidor zu wenden (noch heute muß man sich im Innern von Peru meistens an die Behörden wenden, um Pferde oder Maultiere zur Reise zu erhalten), der ihm einen indianischen Maultiertreiber zuschickte. Der Corregidor empfing den Betrag des Frachtpreises, wovon er die Hälfte auf Rechnung der Schuld für sich zurückhielt. War so nach und nach die Schuld getilgt, so wies der Corregidor dem Indianer keine Reisenden mehr zu und seine Maultiere konnten nun zwecklos auf der Weide umherlaufen, oder der Corregidor zwang ihn, wieder neue Tiere von ihm zu kaufen.

Durch diese Repartimientos wurden auch den Indianern oft die unnützesten Sachen aufgehängt, wie Samt, seidene Strümpfe, Rasiermesser — obgleich sie keinen Bart haben —, Spiegel, Papier, Schreibfedern — nur die wenigsten können schreiben —, kurz, alle Ladenhüter, welche der Kaufmann dem Corregidor auf langen Kredit mitgab. Ebenso mußten sie Wein annehmen, Speiseöl, Oliven — lauter Sachen, die der Indianer nie anrührt und die er daher zu Spottpreisen wieder an die Kreolen verkaufen mußte. Konnte aber der Indianer nach Ablauf des Termins nicht zahlen, so ward er in die Fabriken oder Bergwerke geschickt. Ein so furchtbarer Unfug ward mit diesen Repartimientos getrieben, daß jeder Corregidor — wie Ulloa berichtet — in seinem Distrikte jährlich für 100- bis 150 000 Dollars Waren durchschnittlich verteilte.

Im Jahre 1780 hielten die Corregidoren von Chayanta und Tinta drei Repartimientos auf so skandalöse Weise, daß sich die Indianer unter der Führung des Kaziken Tupac Amaru, eines Nachkömmlings der Incas, erhoben und beinahe alle Corregidoren, sowie überhaupt alle Spanier, die ihnen in die Hände fielen, ermordeten. Sämtliches Militär von Lima, Santiago und Buenos Aires ward nach dem Innern von Peru geschickt und das ganze Land verwüstet und ausgemordet, bis endlich nach einem dreijährigen Vertilgungskriege, nachdem Tupac Amaru in Gefangenschaft geraten war, die Indianer unter das spanische Joch zurückgebracht werden konnten. Der unglückliche Kazike ward zum Tode verurteilt und nach dem Richtplatze geschleppt, wo vor seinen Augen seine Gattin, Kinder

und nächsten Verwandten erdrosselt wurden. Dann ward ihm vom Henker die Zunge ausgerissen, worauf man ihn durch vier nach verschiedenen Richtungen angetriebene Pferde vierteilen ließ. Nachher wurden alle noch lebenden Nachkommen der Incas nach Spanien geschleppt, wo sie — 250 Jahre nach der Zerstörung des Inca-Reiches durch Pizarro — in verschiedenen Kerkern umkamen. So groß war aber damals noch die Verehrung der Indianer für die Inca-Familie, daß, als Tupac Amaru vor seiner Hinrichtung durch die Stadt geführt wurde, sämtliche Indianer trotz aller Drohungen der Spanier vor ihm auf die Kniee fielen. Die Repartimientos waren auch die Ursache der großen Indianer-Revolution vom Jahre 1742, wo alle Missionen der Franziskaner durch die wilden Chunchos zerstört wurden.

Noch über eine andere Art, die Indianer zu berauben, berichtet Ulloa. Kurz nach der Eroberung wurden nämlich jedem Kaziken zur Verteilung unter die ihm untergebenen Indianer gewisse Ländereien zugewiesen, welche aber nach und nach so beschnitten wurden, daß sich zu Ulloas Zeit nur noch geringe Strecken im Besitze der Indianer befanden und die Mehrzahl der Eingeborenen gar kein Grundeigentum mehr besaß. Einigen ward ihr Land abgeschwindelt oder auch mit Gewalt abgenommen, andere wurden durch die benachbarten Gutsbesitzer genötigt, ihnen ihr Gütchen für das, was die Blutsauger geben wollten, zu verkaufen, und wieder andere wurden durch falsche Vorspiegelungen überredet, ihr Land freiwillig abzutreten. Viele Gutsbesitzer ließen durch ihre Verwalter die armen Indianer so lange quälen, bis sie, der schlimmen Nachbarschaft müde, ihre Ländereien zu Spottpreisen verkauften und nach anderen Gegenden wegzogen.

Selbst der Klerus, welcher doch die armen Indianer gegen die Bedrückungen der Beamten in Schutz nehmen sollte, handelte zum Teil, wie Ulloa berichtet, mit letzteren im Einverständnisse: wieder eine der verderblichen Folgen des Staatskirchentums, das in den spanischen Besitzungen vorzugsweise florierte.

Ulloa verurteilt in dieser Beziehung ebensosehr die spanisch-amerikanischen Ordensgeistlichen, wie die Weltgeistlichen; nur von den Jesuiten macht er eine Ausnahme, von denen er folgendes sagt: „Die Jesuiten sind von großem Nutzen in den Städten, indem sie die Jugend unterrichten, an bestimmten Tagen der Woche den Indianern predigen und ihnen nützlichen Unterricht erteilen; ferner halten sie Missionspredigten in Städten und Dörfern und lassen nicht nach in ihren Bemühungen, den Lastern zu steuern. Zu jeder Stunde der Nacht sind sie bereit, Beichte zu hören oder entfernt wohnenden Kranken den Trost der Religion zu spenden, während sich die anderen Orden um alle diese Sachen nicht kümmern und nur auf die Wahrung ihrer weltlichen Interessen bedacht sind."

Dadurch machten sich die Jesuiten bald die übrige Geistlichkeit zu

Feinden — wie sie auch heute noch dort ihre Hauptgegner in den Reihen des verweltlichten Klerus finden — und zugleich erweckte der Umstand, daß sie die Indianer zu heben und sie beständig gegen alle Unterdrückungen in Schutz zu nehmen suchten, den Haß der spanischen Beamten und großen Landbesitzer. Der große Kontrast, der zwischen den Indianern der Jesuiten-Missionen und denen ihrer eigenen Städte und Plantagen herrschte, mußte diese Räuber immer mehr erbittern und vermehrte ihr Geschrei gegen den Orden; stets wuchs die Anzahl ihrer Feinde, mit immer mehr Anklagen wurden die Kabinette von Madrid und Lissabon gegen die Jesuiten bestürmt, bis dieselben, eifersüchtig auf die große Macht des Ordens und bereits unter dem Einflusse der Freimaurer stehend, die Austreibung beschlossen — zu ihrem eigenen Schaden! Denn die Vertreibung der Jesuiten hat viel dazu beigetragen, das Ende der spanischen und portugiesischen Herrschaft in Südamerika zu beschleunigen. Nach ihrer Entfernung, nachdem ihr Einfluß auf die Eingeborenen verschwunden war, blieb dem Staate und der Kirche keine andere Macht über die Bevölkerung mehr in der Hand, als die, welche eine Klasse von Beamten und josephinischen Geistlichen bewahren konnte, deren Leben beständig Grund zum Ärgernis gab, deren Unwissenheit sie verächtlich und deren Habsucht sie verhaßt machte. Auf das niedere Volk aber wirkt ein gutes Beispiel weit mehr, als die schönsten Reden, und wie konnte es von denen Gehorsam lernen, die ihren eigenen Vorgesetzten nicht gehorchten? Wenn es, unterdrückt durch Beamte und Gerichte, Trost bei seinen Pfarrern suchte, fand es dieselben im Bunde mit den Unterdrückern; und konnten die Ärmsten die Erpressungen ihrer Pfarrer nicht mehr ertragen, so wurden sie noch obendrein bestraft, wenn sie Klage bei den Behörden erhoben. Diese Mißhandlung der Indianer zerstörte rasch die jenem Volke so eigene und ihm von den Incas anerzogene Unterwürfigkeit, und sicher wäre die Revolution der spanischen Kolonieen verhindert oder wenigstens noch auf lange Zeit hinausgeschoben worden, wenn die Jesuiten dort geblieben wären, denn der Einfluß dieses Ordens auf die Indianer war ganz außerordentlich. Die Indianer gehorchten ihnen blindlings und betrachteten sie als höhere Wesen. Wenig Mühe würde es den Jesuiten gekostet haben, die Indianer allenthalben zu bewaffnen und sie zu bewegen, für den König und gegen die Revolution zu kämpfen, während sie so auf die Dauer des Unabhängigkeitskrieges unthätig blieben und weder für die Royalisten noch für die Republikaner Partei ergriffen. Die Kreolen wären dann verloren und der Ausgang des Krieges nicht zweifelhaft gewesen. Mit der Vertreibung der Jesuiten gaben die spanischen Bourbons ihrer Herrschaft in Amerika den Todesstoß.

Allein, wenn auch die Bedrückungen und Greuel der Spanier gegen die unglücklichen Indianer, von denen wir lesen, zum großen Teile wahr sind, so standen ihnen doch königliche Befehle entgegen, daß man wenigstens

die Dienstleistungen der Indianer bezahlen sollte; leider wurden diese humanen Befehle nicht befolgt. Indes lag das ganze Verfahren im Geiste der Zeit, und andere Nationen haben es nicht besser gemacht. Die Geschichte der spanischen Kolonieen kennt keinen Fall, der sich an Verworfenheit — wie Peschel bemerkt — mit dem messen könnte, daß Portugiesen in Brasilien die Kleider von Scharlach- oder Blatternkranken auf die Reviere der Eingeborenen ablegten, um die Pest künstlich unter ihnen zu verbreiten, oder daß die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von den Rothäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden, oder daß, wie in Australien, zu Hungerszeiten die Frauen von Ansiedlern Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie die bettelnden Eingeborenen beschenkten, oder daß, wie in Tasmanien, die englischen Ansiedler die Eingeborenen niederschossen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden. Solche Schändlichkeiten haben die Spanier nie begangen, auch haben sie nicht wie die Nordamerikaner ganze Völkerschaften mit Vorsatz ausgerottet, die Indianer wie wilde Tiere niedergeschossen oder sie um das Land, das ihnen in feierlichen Friedensverträgen von der Regierung garantiert worden war, auf die niedrigste Weise beschwindelt. Immerhin muß man den Spaniern lassen: sie waren besser als ihr Ruf.

Betrachten wir nun die großartigen Bauten, welche aus der Inca-Zeit noch übrig sind, und werfen wir einen Blick auf die heutigen Indianer von Peru, Bolivia und Ecuador, auf die Nachkommen jener, welche diese Werke errichtet hatten, so erscheint es fast unglaublich, daß beide zu derselben Rasse gehört haben können, so sehr sind diese Indianer jetzt verkommen! Allein den Nachkommen der Azteken und Tolteken ist es nicht besser ergangen. Es giebt wohl keinen mehr degenerierten Volksstamm, als die Diggers in der Sierra Nevada von Kalifornien, und doch sind diese nahe Verwandte der mutigen Schoschonen und stammen mit diesen und mit den wilden Comanches von den Azteken ab, ihre Sprache wenigstens ist nach Buschmann mit dem Nahuatl oder Altmerikanischen nahe verwandt.

Die heutigen peruanischen Indianer sind nun ein Beispiel jenes bodenlosen Stumpfsinnes, wozu eine starre socialistische Theokratie, ein vollendeter Staatsabsolutismus, der für keine individuelle Freiheit Raum läßt — wenn er auch sonst noch so wohlwollend für alle Bedürfnisse des Volkes sorgt — und eine darauffolgende, jahrhundertelang dauernde Unterdrückung fremder Eroberer ein Volk herabwürdigen können. Reichtum, Ehre und selbst Furcht haben auf die Mehrzahl keinen Einfluß mehr — „ich habe keinen Hunger“, ist die Antwort, welche man oft hört, wenn man einen indianischen Arbeiter mieten will.

Charakteristisch ist für den peruanischen Indianer seine unendliche Gleichgültigkeit — Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut, gute oder schlechte

Kost, ist alles dasselbe; wenn er sich nur den Bauch füllen und Coca kauen kann, ist er zufrieden. Selbst seine natürlichen Fähigkeiten, die, den vorhandenen Altertümern nach zu schließen, früher nicht unbedeutend gewesen sein können, erscheinen heute noch geringer als die des Negers. Großen Lastern ist er nicht ergeben, ausgenommen dem allgemeinen indianischen Fehler: der Trunksucht und kleinen Diebereien; im ganzen aber sind die peruanischen Indianer ein ziemlich harmloses Geschlecht; nur in den großen Städten, wie Lima, La Paz, Arequipa und Cerro de Pasco, wo sie in beständige Berührung mit den Weißen und Mestizen kommen, sind sie sehr verdorben, und einige der grausamsten Banditen dort waren Indianer.

Im allgemeinen ist der peruanische Indianer nachlässig und langsam und braucht für alles, was er anfängt, lange Zeit. Daher kommt das peruanische Sprüchwort für alle Arbeiten, welche Zeit und Geduld erfordern: „Dies ist Indianerarbeit.“ Zu dieser Langsamkeit gesellt sich noch ihre Trägheit, die jetzt so tief eingewurzelt zu sein scheint, daß selbst ihr eigenes Interesse sie nur schwer dazu bringt, dieselbe abzuschütteln. Die Kreolen pflegen zu sagen: „Nur durch Gewalt und Schnaps bringt man den Indianer zur Arbeit und nichts ist ihm heilsamer als Prügel.“ Diese Ansicht teile ich nun nicht unbedingt, da verschiedene Fälle gerade das Gegenteil beweisen. Auch fängt bereits der Indianer bei der sich mehrenden Niederlassung von Europäern im Innern von Peru an zu begreifen, daß er bei den Fremden besser aufgehoben ist, als bei den Kreolen. Schon gehen häufig Indianer aus den kalten Hochebenen herunter nach der deutschen Kolonie am Pozuzo-Fluß, um Arbeit zu suchen, weil sie dort genügende und gute Kost und ihren Lohn regelmäßig ausgezahlt erhalten. Auch in Huancabamba sowie im Chanchamayo-Thale (ebenso wie die deutsche Kolonie östlich von der zweiten Andeskette und auf derselben Meereshöhe gelegen), wo mehrere größere deutsche Pflanzer sich niedergelassen haben, finden diese wenig Schwierigkeit mehr, sich indianische Arbeiter zu verschaffen. Ein Herr Mörner aus Preußen hatte zuweilen 40—50 Indianer auf seiner Pflanzung beschäftigt.

Von ihren in der Hochebene gelegenen Dörfern kommen die Indianer, um Verdienst zu suchen, oft 150—220 km weit nach dem Chanchamayo, wie mir Herr Mörner erzählte. Selten bleiben sie aber länger als einen Monat und ziehen dann mit dem Ersparten nach ihrer kalten Heimat zurück. Ob nun dieses Ersparte der Arbeitszeit und auch der Zeit entspricht, die sie zur Hin- und Rückreise bedürfen, etwa 8—10 Tage, ist ihnen ganz gleichgültig; der Wert der Zeit, die Mühen der Reise sind ihnen ganz unbekannt. Der indianische Arbeiter trägt 50 und mehr Kilogramm in Lebensmitteln auf dem Rücken, die er aus seiner Heimat mitbringt, damit sie ihm da, wo er zu arbeiten gedenkt und sich selbst zu beköstigen hat, zum Lebensunterhalte

dienen; oft bringt er Frau und Kinder mit, gleichfalls schwer bepackt. Sind die Lebensmittel zu Ende, dann fordert er seinen Lohn und zieht frisch und froh heimwärts. An Orten, wo der Arbeitslohn hoch war, pflegte der Mann etwa 15 Dollars Silber im Monate zu verdienen — wie er sich bei der jetzigen Papierwirtschaft seit dem Kriege mit Chile steht, ist mir nicht bekannt — Frau und Kinder, die bei leichterer Arbeit, wie bei der Kaffee-, Baumwoll- und Coca-Ernte beschäftigt werden, verdienen die Hälfte.

Der Indianer ist Feind aller Veränderung, er ist der Typus der Stabilität und thut nur gerne, wie sein Vater und Großvater gethan. Während der Mestize, weniger stabil als der Indianer, die warme Kleidung nach Umständen mit einer leichtern vertauscht, benutzt der letztere in jedem Klima — in seiner kalten Puna sowohl wie in den warmen Waldthälern — dasselbe dicke, wollene Hemd, dieselben weiten, nur bis über das Knie reichenden, baumwollenen Beinkleider. Wollene lange Strümpfe und aus roher Kuhhaut geschnittene Sandalen, die mit Riemen am Fuße befestigt werden, und ein um den Leib geschlungenes wollenes Tuch vollenden den Anzug.

Und so arbeitet dieser Mann von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, den Strahlen einer tropischen Sonne ausgesetzt, sei es, daß er Bäume fällt, sei es, daß er Lasten von 50—75 kg auf dem Rücken fortschafft, oder daß er Erdarbeiten, wie Jäten u. s. w., gebückt verrichtet. Obgleich der Indianer nur langsam arbeitet, so könnte doch der Europäer dieses wenige unter gleichen Umständen nicht leisten, ohne seine Gesundheit aufzuopfern. Wenn deshalb der Europäer seine Ackergerätschaften zweckmäßig einrichtet, um nicht gebückt arbeiten zu müssen, und dadurch vermeidet, die sengenden Sonnenstrahlen auf den Rücken zu bekommen, so ist es doch vergebens, den Indianer von diesen Vorteilen überzeugen zu wollen. Er schaut die neuen Gerätschaften an, nimmt sie gleichgültig hin, arbeitet aber damit schlecht, oft weniger als bisher, und wenn ihm die Wahl bleibt, so greift er bald wieder zu seinen alten Werkzeugen, so wenig praktisch, so unbequem sie auch sein mögen.

Der Indianer spricht wenig. Macht man ihm einen Vorschlag, oder giebt man ihm einen Rat, so sagt er nicht nein, selten ja: er antwortet ausweichend, und man muß oft staunen, mit welcher Geschicklichkeit, welcher Wendung der Sprache — kurz, man bleibt ebenso klug wie vorher, man hat eine Antwort erhalten und weiß doch nicht, woran man ist. Die meisten getauften Indianer von Peru sprechen, wenn auch nur notdürftig, Spanisch, unter sich aber sprechen sie stets Quichua, die Sprache der Incas. Sie essen mäßig, wenn sie sich selbst die Kost stellen; werden sie aber auf der Pflanzung ernährt, so können sie Erstaunliches im Essen leisten. In der Regel halten sie nur zwei Mahlzeiten — die eine, wenn sie zur Arbeit

gehen, vor 6 Uhr morgens, die andere, nachdem sie von der Arbeit gekommen, etwa 7 Uhr abends. In kleinen irdenen Töpfen, für welche ein paar auf der Erde zusammengehäufte Steine den Herd bilden, bereiten sie ihre Speisen, und zwei oder mehr Personen bilden gewöhnlich eine gemeinschaftliche Küche, indem sie ihre Lebensmittel zusammenlegen, d. h. wenn sie auswärts in einem Bergwerke oder auf einer Pflanzung arbeiten, ohne ihre Familie bei sich zu haben.

Ist die Mahlzeit bereitet, dann verzehren sie dieselbe auf der Erde sitzend; Kürbisschalen dienen dabei statt Teller, die Finger statt der Gabel, die guten Zähne statt des Messers, ein Holz- oder Blechlöffel ist alles was sie bedürfen; einer aber ist genug für vier oder fünf Personen. Die Ingredienzen zu dem Mahle sind fast immer dieselben, sie bestehen aus Mais- oder Gerstenmehl, geröstetem Mais, Kartoffeln und zuweilen, aber sehr selten, aus an der Sonne getrocknetem Schaf- oder Rindfleische. Der Mais ist stets ein Hauptbestandteil der Mahlzeit; er vertritt, gekocht oder geröstet, die Stelle des Brotes und ist sehr nahrhaft. Der Indianer aber ist genügsam, und solange er sich eine Mehl- oder Kartoffelsuppe mit etwas Zwiebeln, spanischem Pfeffer und Schweinefett anmachen kann und Mais als Zukost hat, so ist er zufrieden. Nur eine Sache darf ihm nicht fehlen — nämlich die Coca.

Nachdem der Indianer seinen Morgen-Imbiß genommen, geht es um 6 Uhr an die Arbeit. Zuvor aber setzt er sich mit seinen Landsleuten auf die Erde oder die umliegenden Baumstämme, ein jeder nimmt seine Ledertasche hervor, in welcher die Coca-Blätter aufbewahrt sind; aus derselben Tasche bringt er ein Kürbisfläschchen zum Vorschein, in welchem sich pulverisierter Kalk befindet, den er zum Coca-Kauen benutzt. Wie bei dem Betel der Malayen wird nämlich auch bei der Coca Kalk oder die Asche gewisser Pflanzen gebraucht, um den Geschmack und die Wirkung der Blätter zu vermehren. Der Genuß der Coca ist dem Indianer eine Notwendigkeit, in ihrer Ermangelung wird ihm jede Arbeit schwer und mühselig, und er ist nur dann zufrieden, wenn ihm seine Ration Coca nicht fehlt. Solche besteht aus etwa vier Lot täglich. Für den mit dem Genuß Unbekannten hat sie einen adstringierenden, herben, aber nicht unangenehmen Geschmack. Wahrscheinlich wirkt der Genuß narkotisch, vielleicht auch verdauend, ihre nervenstärkende Wirkung habe ich selber erprobt; denn als ich einmal eine Meereshöhe von über 5000 m zu ersteigen hatte, trank ich zuvor etwas Coca-Thee und blieb von der Veta befreit. Das übermäßige Coca-Kauen zeigt aber ähnliche Erscheinungen wie das Opiumrauchen.

Fast unglaublich ist es, wie wenig Nahrung der Indianer für eine lange Zeit nötig hat und welch schwere Arbeit er dabei verrichtet. Mit etwas geröstetem Mais oder Gerstenmehl unterzieht er sich langen Reisen. Er wandert bergauf, bergab, oft mit schwerer Last auf dem Rücken, zu-

weilen Tag und Nacht hindurch — er marschiert immer vorwärts, ohne müde zu werden. Sagt man dem Indianer: wache die Nacht hindurch — er kann es nicht ohne Coca; giebt man ihm diese, so wird es ihm ein Leichtes sein.

Die meiste häusliche Arbeit überläßt der Indianer der Sorge seiner Frau. Die Weiber spinnen — immer kann man sie mit ihren Spindeln einhergehen sehen, dabei schwere Lasten tragend —, besorgen die Küche, kochen die Kartoffeln, rösten den Mais und bereiten das Maisbier (Chicha), während die Männer zusammengekauert, den Kopf auf den Ellbogen und diesen auf das Knie gestützt, dasitzen und auf die Weiber hinstarren, oder Chicha trinken und sich nicht rühren, bis sie der Hunger dazu treibt. Die einzige Arbeit, welche sie für ihre Familie vollbringen, ist die Bebauung eines kleinen Feldes, aber auch hierbei besorgen die Weiber das Säen, Jäten und Ernten; was die Männer außerdem als Tagelöhner, Schäfer oder in den Bergwerken verdienen, wird meist für Schnaps und Coca ausgegeben. In seinem Dorfe (ausgenommen sind die Indianer, welche einem Gutsherrn verschuldet und vollkommen dessen Leibeigene sind) arbeitet der Indianer fast nie für andere, geht aber auf zwei oder drei Monate nach einer benachbarten Stadt, in ein Bergwerk oder in die Waldregion (Montaña), um dort zu arbeiten, und kehrt dann mit etwas Geld zurück, um es daheim zu vertrinken.

Geriebene Spitzbuben giebt es sehr wenig unter den Indianern: dazu sind sie zu unpraktisch. Man kann dem Indianer große Summen vorschießen, er arbeitet sie redlich ab; mit kleineren Beträgen läuft er davon. Bezahlt man einem indianischen Maultiertreiber die ganze Fracht im voraus, so besorgt er sie ehrlich an Ort und Stelle; schießt man ihm aber nur ein paar Dollars davon vor, so läßt er die Ladung oft irgendwo liegen und entflieht. So stehlen die Indianer nie große Summen, man kann ihnen dieselben ruhig anvertrauen, aber Kleinigkeiten stehlen sie wie die Raben. Der Eigensinn dieser Leute geht über alle Beschreibung. Sehr schwer ist es, ein Verbrechen durch Zeugenaussagen zu entdecken. Der Indianer sagt nichts aus, wenn man ihn mit Gewalt dazu zwingen will.

Immer ist es schwer, den Indianer aus seiner Trägheit aufzurütteln. Wenn ein Reisender seinen Weg verfehlt hat und in einer Indianerhütte einen Wegweiser verlangt, so versteckt sich der Indianer und läßt seine Frau antworten, er sei nicht zu Hause. Betritt nun der Reisende die Hütte, so kann er weder die Anwesenden noch sonst irgendwas sehen, denn es ist inwendig zu finster und alles mit Rauch erfüllt; es ist nur eine meterhohe Thüre und sonst keine Öffnung in der Hütte vorhanden. Der Reisende mag nun bitten und versprechen, was er will, alles ist umsonst, durch nichts kann er den Indianer bewegen, aus seiner Hütte zu treten, nur durch die Peitsche. Dasselbe ist der Fall mit irgend einer an=

dern Beschäftigung, die er dem Indianer vorschlägt, oder mit irgend etwas, das dieser verweigern kann. Sie verkaufen nichts, und ihre beständige Antwort, wenn man sie auch nur um einen Trunk Wasser anspricht, ist: „Manam cancho“ (es ist nichts da), so daß nichts übrig bleibt, als mit Gewalt zu nehmen, was man braucht.

Nur die Kirchenfestlichkeiten, wobei stark getrunken wird, beobachten sie regelmäßig — ihr größter Genuß ist eben neben dem Coca-Kauen die Trunkenheit. Solche Festlichkeiten dauern gewöhnlich drei Tage, und das Schlimmste dabei ist, daß selbst gewissenlose kreolische Priester dieselben oft begünstigen, da dies das einzige Mittel ist, um die Indianer zu bewegen, reichlich beizusteuern. Der Indianer setzt großen Stolz darein, zum „Mayordomo“ (Verwalter) eines Festes ernannt zu werden. Er erklärt öffentlich in der Kirche, die Unkosten tragen zu wollen, und wird darauf vom Pfarrer zum „Mayordomo“ ernannt. Die oft sehr beträchtlichen Unkosten bestehen in den Ausgaben für die Prozession, Wachskerzen, Raketen, den Gebühren für den Geistlichen und für große Quantitäten von Branntwein und Chicha. Viele Indianer ruinieren sich damit so vollständig, daß sie nicht nur ihre ganze Habe verkaufen, sondern auch genötigt sind, sich in Schulden zu stürzen, und dadurch auf zeitlebens zum Leibeigenen irgend eines benachbarten kreolischen Gutsbesitzers herabsinken.

Dem Spiele sind die Indianer nicht ergeben, und in dieser Beziehung ahmen sie nicht das Beispiel der weißen Kreolen und Mestizen nach. Ihre Hauptnahrung ist, wie gesagt, gekochter oder gerösteter Mais und Kartoffeln in Peru, in Ecuador ist es die „Macha“, geröstetes Gerstenmehl. Dies nehmen sie trocken und setzen Wasser oder Chicha darauf. Letzteres ist eine gegorene Maisabkochung, sie ist kühlend, öffnend und berauscht, wenn im Übermaße genossen. Sie ist sehr nahrhaft, und deshalb sind die Indianer so gesund, kräftig und fähig, die größten Strapazen zu ertragen. Höchst merkwürdig ist die lange Lebensdauer der peruanischen Indianer; in keinem Lande der Welt kommen wohl so viele Hundertjährige vor, als unter den Indianern des peruanischen Hochlandes, wo sogar ein Alter von 130 Jahren keine sehr große Seltenheit ist. Und doch sind ein Beweis des Verkommens der Indianer die häufig wiederkehrenden Pocken- und Typhus-Epidemieen, welche in den letzten 30 Jahren wohl ein Viertel der indianischen Bevölkerung von Peru hinweggerafft haben, während nur wenige Weiße davon befallen wurden.

Die indianischen Wohnungen sind kleine, elende Hütten von kreisrunder Form, mit einer einzigen, niedrigen und engen Öffnung, die als Thüre dient. Sie sind von unbehauenen Steinen gebaut und mit trockenem Grase bedeckt. Sie haben keine Abteilungen in der Hütte, die ganze Familie wohnt darin nebst Schweinen, Hunden, Hühnern, Lämmern und Meerschweinchen. Ihr sämtliches Hausgeräte besteht in einigen irdenen

Geschirren und Kürbissen, etwas Wolle oder Baumwolle zum Spinnen für die Weiber und einigen Schaffellen (gewöhnlich voll von Läusen), worauf sie schlafen und die sie auf dem feuchten Boden ausbreiten. Viele Indianer legen sich zum Schlafen nicht nieder, sondern sitzen zusammengekauert mit den Ellbogen auf den Knieen. Sie entkleiden sich beim Schlafengehen nie; in den kälteren Gegenden waschen sie sich höchst selten. Das Feuer befindet sich in der Mitte der Hütte und erfüllt dieselbe mit Rauch.

Obgleich sie einige Hühner und Schweine ziehen, so essen sie, wie gesagt, doch selten Fleisch; sie fühlen so große Zuneigung zu ihren Haustieren, daß sie sich schwer entschließen, eines zu töten. Auf Reisen führt der Indianer häufig seine ganze Familie mit sich, wobei die Mutter die kleinen Kinder auf dem Rücken in ein wollenes Tuch geschlungen trägt. Die Thüre des Hauses wird mit einer Schnur zugebunden, da inwendig nichts vorhanden ist, was die Habsucht reizen könnte. Die Haustiere werden der Sorge eines Nachbars anvertraut, wenn die Reise einige Zeit dauern soll — wenn nicht, so haben die Hunde die übrigen Tiere zu bewachen. Die Indianerhunde sind so treu, daß sie niemand der Hütte sich nähern lassen; im allgemeinen hassen sie die Weißen, während die Hunde der Weißen den Indianer nicht leiden mögen.

Die Indianer des Innern sprechen alle die Quichua- oder Inca-Sprache (im Süden von Peru und im größten Teile von Bolivia das Aymará), welche auch von den Mestizen unter sich in den meisten Städten des Gebirges gebraucht wird. In den Schulen (wo solche vorhanden sind) müssen sie jetzt Spanisch lernen; aber sie sprechen es nie gerne, selbst nicht mit Personen, welche kein Quichua verstehen, und oft sind sie so eigensinnig, auf spanische Fragen keine Antwort zu geben, wenn sie das Spanische auch wohl verstehen und sprechen. In den Küstenstädten hingegen thun viele Mestizen und Indianer des Innern, als ob sie das Quichua nicht verständen, und halten es für eine Schande, es zu sprechen.

Alle Indianer sind höchst abergläubisch, und in einigen Gegenden haben sie noch Überbleibsel ihrer alten Religion beibehalten, welche alle Bemühungen der Geistlichkeit nicht ausrotten konnten; sie besitzen gewisse Mittel, wodurch sie glauben, die Zukunft deuten oder einen glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen bewirken zu können. In den Mund der Toten stecken sie Coca-Blätter und hängen um den Hals des Leichnams ein Säckchen mit Coca und Mais. In jedem Hause, in welchem in demselben Jahre ein Angehöriger gestorben ist, wird am Allerseelentage ein Tisch gedeckt mit Branntwein, Coca, Papiercigarren und den Lieblingsgerichten des Verstorbenen. Die Hütte wird den ganzen Tag verschlossen gehalten, denn die Verwandten des Verstorbenen glauben, daß er an diesem Tage wieder seine alte Wohnung besucht und die dort vorrätigen Speisen kostet.

Vom Christentum wissen die Indianer sehr wenig, und alle Pfarrer klagen über ihre Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, während die Neger durchschnittlich frömmer seien. Wenn die Indianer im Katechismus unterrichtet werden, so machen sie nie Einwürfe, geben alles zu, glauben aber in Wirklichkeit nichts. Werden sie auf ihrem Todbette ermahnt, als gute Christen zu sterben, so hören sie ruhig zu, ohne das geringste Zeichen von Aufregung. Die Idee des Todes und die Furcht, welche seine Nähe bei andern Menschen erregt, hat weniger Gewicht bei dem Indianer, als bei dem Weißen oder Neger. In ihren Krankheiten empfinden sie nichts als die Schmerzen; sie begreifen nie, daß ihr Leben in Gefahr sein könne, noch scheinen die Ermahnungen der Priester Eindruck auf sie zu machen.

In der Ehe sind sie sehr eifersüchtig, und grausame Morde werden aus Eifersucht begangen. Unter den jetzigen Umständen ist auch jeder Versuch, die Indianer zu bessern, unnütz; zudem sind diese Kreolen-Regierungen zu erbärmlich, um in dieser Hinsicht etwas thun zu können oder zu wollen. Da keine Strafe bei den Indianern für eine Schande angesehen wird, so ist auch keine streng genug, um sie ganz im Zaume zu halten. Körperliche Züchtigungen haben noch den meisten Effekt bei ihnen, da sie Schmerz verursachen, und vor ihnen haben sie die meiste Scheu; bald nachher aber, wenn der betroffene Körperteil nicht mehr weh thut, haben sie auch diese vergessen. Sowie die Erfahrung die Schwierigkeit gezeigt hat, die Fehler der Indianer zu ändern, so kam auch zuletzt der bessere Teil des Klerus (leider schwach genug in Peru vertreten) zur Überzeugung, man würde am besten thun, einen Teil ihrer Laster einstweilen weniger zu berücksichtigen und seine Anstrengungen nur auf die gefährlichsten zu beschränken. Die Jesuiten hatten dies schon lange eingesehen und verstanden es besser als alle andern, die Indianer zu behandeln; diese eifrigen Priester haben in Peru sowohl als in Paraguay aus den Indianern bessere Menschen gemacht.

Da die Fähigkeiten der Indianerkinder so wenig durch die Erziehung, die sie jetzt erhalten, entwickelt werden, so ist ihr Stumpfsinn ganz natürlich; doch bei solchen, welche ein wenig Unterricht genossen haben, ist schon ein bedeutender Unterschied wahrnehmbar, obgleich sie nicht die schnelle Auffassungsgabe der weißen Kreolenkinder besitzen. Wenn die Kinder von Indianern sowohl als von Negern gehoben werden sollen, so müssen sie durchaus von ihren Eltern getrennt werden, da deren schlechtes Beispiel jede Besserung hindert und jeden Unterricht unnütz macht.

Höchst sonderbar ist die instinktive Scheu der Indianer vor den Weißen, obgleich sie, wenn von Weißen angeführt, oft großen Mut zeigen. Ein einziger Weißer genügt zuweilen in einem Dorfe, um alle indianischen Bewohner im Zaume zu halten. Diese Furcht scheint von alten Traditionen herzurühren, die auch den Spaniern die Eroberung erleichterten. Der

Inca Viracocha soll schon im 14. Jahrhundert die Unterjochung des Landes durch weiße, bärtige Leute prophezeit haben, und noch heute nennen die Indianer den Weißen „Viracocha"; wenn die Indianerkinder diesen schrecklichen Namen hören, laufen sie weg und verstecken sich.

In allen Gegenden, wo, wie z. B. in der Provinz Jauja, keine großen Plantagen vorhanden sind, in denen die Indianer durch verschiedene Mittel zu vollständigen Leibeigenen gemacht werden, besitzen sie etwas Eigentum und sind verhältnismäßig wohlhabend. In Vilcabamba bei Cuzco giebt es selbst Indianer, welche 50 Pferde und 1000 Schafe besitzen. Die Wolle verkaufen sie oder weben sie selber, verkaufen aber nie ein Schaf. Diese Indianer sind viel sittlicher und weniger dem Trunke ergeben, als ihre übrigen Stammesgenossen in der Provinz Cuzco, wo es im Interesse der Weißen liegt, sie im Trunke und dadurch in Schulden und Knechtschaft zu erhalten. Auf noch einfachere Weise verstand es der Richter von Santa Ana bei Cuzco, Leibeigene zu erwerben. Jeden Verbrecher schickte er auf seine Coca-Pflanzung, wo er ihn arbeiten ließ und von wo der Sträfling so bald nicht wieder loskam. Andere Richter, welche selber in der Nähe keine Pflanzungen besaßen, pflegten die Sträflinge gegen Vergütung an benachbarte Plantagen abzutreten, wo sie oft zeitlebens Leibeigene blieben.

In Huanuco erfuhr ich manches, wie die dortigen reichen Pflanzer die Indianer in der Leibeigenschaft erhalten. Ein Indianer sieht sich z. B. genötigt, 10 oder 12 Dollars zu leihen und verspricht die Schuld abzuarbeiten. Nachdem er eine Woche lang auf der Plantage gearbeitet hat, wird ihm sein Tagelohn nicht von der Schuld in Abzug gebracht, sondern in Waren zum doppelten Preise ihres Wertes ausbezahlt, in Rohzucker, Mais, Coca u. s. w. Braucht der Ärmste Zeug zu Kleidern, so darf er es nicht kaufen, wo er will, sondern muß es in der Plantage zu doppelten Preisen entnehmen. Wollte sich irgend ein Händler herbeilassen, in der Pflanzung Waren zu billigen Preisen anzubieten, so würde er bald hinausgeprügelt oder mit Hunden hinausgehetzt werden. Keine Behörde würde es wagen, ihn zu beschützen. Die Schuld des Indianers steigt also beständig, und nach seinem Tode müssen seine Kinder für diese Schuld haften, und werden dadurch gleichfalls Leibeigene der Plantage. Dieses Verfahren ist freilich ungesetzlich, allein im Innern von Peru haben die Gesetze gar keine Kraft, die großen Gutsbesitzer sind dort feudale Herren, die thun und lassen, was sie wollen. Jeden Tag wird dem Indianer seine Aufgabe bestimmt, die er zu arbeiten hat; Trägheit, Trunkenheit oder Diebereien werden mit Ketten oder Peitschenhieben bestraft. An ein Entfliehen ist kaum zu denken, da die verschiedenen Pflanzer unter sich eine gute Polizei organisiert haben, welche jeden Flüchtling bald gebunden zurückbringt — seine Strafe sind dann 50 Peitschenhiebe. Die auf der Plantage geborenen Indianer müssen drei Tage in der Woche für die Kost und drei Tage für

die Kleidung, Coca und Tabak arbeiten — sonst erhalten sie nichts. All dies ist der Regierung in Lima wohl bekannt, aber sie versucht nicht einmal, etwas dagegen zu thun. Kein Präfekt wagt es zu verhindern, im Gegenteile, sie unterstützen es und suchen den mächtigen Gutsherren, die es in ihrer Macht haben, sie wegzujagen, zu schmeicheln.

Die Mißachtung der Behörden und Gesetze im Innern von seiten der meisten Bewohner ist allgemein. Die Indianer respektieren keinen Präfekten oder Subpräfekten, der kein Grundeigentum in der Provinz besitzt; die Geistlichkeit hat auch nicht mehr den Einfluß wie früher, und so ist in vielen Gegenden des Innern keine andere als die feudale Gewalt der Gutsherren geblieben; fast jedes Thal besitzt dort seinen Herrn. Diese haben noch ein anderes sehr mächtiges Mittel, die Indianer zu fesseln, nämlich die Anhänglichkeit des Indianers an die Scholle, wo er geboren ist, und die Sucht desselben, sein eigenes Stück Land zu bearbeiten, welches ihm der Gutsherr oft überläßt unter der Bedingung, daß der Indianer drei Tage in der Woche für ihn arbeitet. So können viele Landbesitzer in Tarma soviel Arbeiter umsonst bekommen, als sie haben wollen, während Fremde, die gut bezahlen, oft die größte Mühe haben, welche zu finden.

Auch die Unwissenheit der Indianer wird oft benützt, um sie zu knechten. So kannte ich im Gebirge östlich von Cerro de Pasco einen Gutsbesitzer, dessen Indianer in der spanischen Zeit „Yanaconas“ (fronpflichtig) gewesen waren, wofür der Gutsherr einen jährlichen Tribut an die spanische Regierung zahlen mußte. Die armen Indianer waren in dieser abgelegenen Gegend im Glauben gelassen worden, sie seien noch immer „Yanaconas“, mußten für den Gutsherrn ohne Lohn arbeiten und bekamen von diesem nur ein Stück Land, das ihre Frauen und Kinder bebauten.

Ist es demnach ein Wunder, daß der Indianer so stumpfsinnig geworden ist, wenn jeder ihn mißhandelt und jeder ihn mißbraucht? Am Wegbau muß er umsonst arbeiten, für Botendienste (im Auftrage der Behörden) wird er nicht bezahlt. Kommt irgend ein Reisender in einem Orte an und braucht ein frisches Pferd oder Maultier, so wendet er sich an den Alkalden und bezahlt diesem die Taxe. Letzterer nimmt dem ersten besten Indianer ein Tier weg — bei keinem Weißen, Mestizen oder Neger würde er dies wagen — und schickt es auf die Reise, von wo es oft zusammengebrochen zurückkehrt, ohne daß der Indianer vom Alkalden etwas ausbezahlt bekommt.

Einer der verwerflichsten Krebsschäden des Landes ist das gewaltsame Ausheben der Rekruten, und da dieselben fast nur aus der arbeitenden Bevölkerung, den Indianern, genommen werden, so werden dem Lande ungeheure Nachteile dadurch zugefügt. Dem Gesetze nach dürfen nur Vagabunden mit Gewalt unter das Militär gesteckt werden, sonst ist das

Heer durch Freiwillige zu rekrutieren; allein die schlimmsten Vagabunden finden sich gerade unter Kreolen, Mestizen und Mulatten, und diese dienen nur als Offiziere, nie als Soldaten. Neger befinden sich auch nicht viele im Heere, nur in der Kavallerie, da sie sich nicht so leicht pressen lassen wie die Indianer.

Der Indianer ist im Innern von Peru ebenso wie im ganzen andern spanischen Amerika die melkende Kuh, an der alle saugen, und trotz aller schönen demokratischen Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, womit die Verfassungen jener Republiken gespickt sind, ist er noch immer ein so vollkommener Sklave wie zu den Zeiten der Spanier. Unter diesen Umständen ist es nur zu verwundern, daß der Indianer nicht noch tiefer heruntergekommen ist und daß man unter ihnen überhaupt noch fähige und intelligente Leute antrifft.

## III.

# Chachapoyas.

**Die Puna-Region. — Das Vicuña. — Der Marañon. — Die Stadt Chachapoyas. — Der Ackerbau in der Sierra. — Die Kreolen im Innern. — Justiz und Verwaltung. — Der Klerus. — Don Pedro Ruiz. — Abenteuer eines Goldsuchers. — Gesundes Klima.**

In Cajamarca logierte ich im Hause des Subpräfekten, welcher mich mit der größten Gastfreundschaft aufnahm; die Expedition ward in einem der aufgehobenen Klöster recht bequem untergebracht. Wie schon erwähnt, herrscht in Peru große Gastfreundschaft und große Höflichkeit; doch muß man sich hüten, alle Höflichkeitsphrasen allzu wörtlich zu nehmen. In allen spanisch-amerikanischen Ländern sind sehr viele Artigkeitsformeln und banale Etikettenphrasen im Gebrauch, und man macht alle möglichen liebenswürdigen Versprechungen, ohne daß man im geringsten dabei denkt, sie zu halten, und sich sogar wundert, wenn jemand so naiv ist, an deren Erfüllung zu glauben. Daher kommt es, daß viele Europäer, denen diese absurde Sitte noch unbekannt ist, meinen, sie hätten es mit lauter falschen, perfiden Menschen zu thun, die kein wahres Wort zu sprechen vermögen. Man erzählt vom General Bolivar, daß er diese Sitte sehr auszunutzen verstand, um seine Kavallerie mit guten Pferden zu versehen.

„Que hermosos caballos!“ (welch prächtige Pferde!) pflegte er zu sagen, wenn er auf einer Plantage brauchbare Pferde erblickte.

„Estan todos à la disposicion de V.“ (sie stehen alle zu Ihren Diensten), beeilten sich die Eigentümer zu sagen.

„Muchas gracias!“ (vielen Dank).

Und sofort befahl der General einem Soldaten, die Tiere wegzuführen.

Oft wird im Innern die Gastfreundschaft lästig, namentlich das viele Nötigen zum Essen und Trinken. Alle Augenblicke heißt es beim Mahle: „Um Gotteswillen, wie wenig essen Sie! Ich darf Ihnen doch noch ein anderes Stückchen anbieten? Nehmen Sie diesen Bissen, er ist besonders gut!“ und ähnliche Phrasen mehr, durch welche der Eingeladene gegen

seinen Willen zum Essen genötigt wird, um nicht als unhöflich zu gelten. Oft reicht noch die Frau vom Hause als Zeichen ihrer besonderen Gewogenheit an ihrer Gabel einen ausgesuchten Bissen von ihrem Teller, den man bei Leibe nicht zurückweisen darf, denn dies wäre die größte Beleidigung; ebenso muß man durchaus trinken, wenn irgend eine der anwesenden Damen dazu einladet, und genau so viel, als sie vortrinkt. Diese Damen im Innern sind gar nicht ätherischer Natur und können einem gehörig zusetzen.

Bei dieser Gelegenheit will ich einige der gebräuchlichsten Gerichte beschreiben, welche die peruanische Küche liefert. Den ersten Rang nimmt der „Puchero" ein, in Spanien „Olla potrida" genannt, der durch die Menge seiner Bestandteile allein schon ein vollständiges Mittagsmahl ausmacht. Um den Puchero nach den Regeln der peruanischen Gastronomie zu bereiten, werden in einen großen Topf frisches und auch etwas getrocknetes Rindfleisch, Speck, Schweinsfüße, Wurst, Kohl, Bataten, Yucas, Bananen, Kartoffeln, Quitten, Erbsen und Reis geworfen; alles dieses läßt man mit Salz in der nötigen Quantität Wasser sechs Stunden lang auf gelindem Feuer kochen, worauf dieses monströse Gericht auf den Tisch kommt. Wer einen Teller voll von diesem „Puchero" gegessen hat, läuft keine Gefahr mehr, in den nächsten 24 Stunden an Entkräftung zu sterben.

Ein anderes Nationalgericht ist das unvermeidliche „Chupe", jedenfalls weit schmackhafter als der Puchero. Es wird aus Kartoffeln bereitet, die in Wasser oder Milch gekocht werden, wozu noch Krebsschwänze, gebackener Fisch, Käse, Eier, Schweinefett und Salz kommen. Viele andere peruanische Lieblingsgerichte schmecken fade, wie z. B. der „Tamal", eine Masse, bestehend aus Maismehl, Erdnüssen, spanischem Pfeffer, Schweinefleisch und sehr viel Fett, die zusammengeballt im Wasser abgekocht wird. Die Nationalgerichte par excellence sind aber die „Picantes". Sie bestehen aus verschiedenem Fleisch, Fisch, Kartoffeln u. s. w. und sind eher Gifte als Nahrungsmittel wegen der enormen Masse von spanischem Pfeffer, die sie enthalten. Dem neu angekommenen Europäer entreißen sie Thränen, wenn er sie in den Mund bringt. Das brennendste von allen ist der „Ceviche". Er wird aus kleinen Stücken rohen Fisches bereitet, die einige Tage lang mit sehr viel spanischem Pfeffer und Salz in sauren Orangensaft gelegt werden, bis der Fisch ganz vom Pfeffer durchdrungen und hierdurch, sowie durch die Säure der Orange gar geworden ist. Mancher Europäer, der diesen Ceviche zum erstenmal versuchte, stand minutenlang da mit weit geöffnetem Munde und fühlte in seinem Magen alle Qualen der Hölle. Um die Schärfe des spanischen Pfeffers zu mildern, wird viel Chicha dazu getrunken. Die peruanischen „Dulces" (Süßigkeiten) und Backwerke, die zu allen Tageszeiten in Masse genossen werden, können nur einem peruanischen Gaumen behagen. Europäer rühren sie selten an.

In Cajamarca wurden sämtliche Reit- und Lasttiere der Expedition gewechselt und andere genommen, die uns bis Chachapoyas — 230 km weit — zu tragen hatten. Bald hinter Cajamarca stieg der Weg allmählich bis zu einer Höhe von 4500 m über dem Meere, wo wir wieder die Puna-Region mit ihren düsteren, monotonen Hochebenen und unfreundlichem Klima betraten. Hier friert es Sommer und Winter fast jede Nacht; manchmal fällt sogar das Thermometer bis —5° R., während es im Sommer um die Mittagszeit oft bis zu + 18 Grad, aber nur auf wenige Stunden, steigt. Die kalten Winde, Hagel- und Schneestürme und furchtbare Gewitter machen diese Puna-Region zu einer der unangenehmsten der Welt — es ist das Sibirien unter den Tropen. Mit kurzem, bräunlich-grünem Grase sind die Punas bedeckt, ihr Boden ist im allgemeinen feucht und enthält ebenso wie die ihnen ähnlichen sibirischen Tundras viele Torfmoore, die dem Reisenden, wenn er den Weg verfehlt, gefährlich werden; denn schon manchmal sind Roß und Reiter in diesen trügerischen, mit grünem Rasen überzogenen Sümpfen versunken. Hier, wo kein Holz vorkommt, dient der Torf sowie trockener Kuhdünger als Brennmaterial. Und doch könnten wohl Lärchen, Föhren und Birken in den geschützteren Schluchten dieser hohen Regionen gezogen werden, um dem Bewohner Feuerung und das für den Bergwerksbetrieb so notwendige Bauholz zu gewähren. Allein an solche Dinge denkt keine peruanische Regierung.

Auf den ungeschützten, allen Winden ausgesetzten Hochflächen aber ist kein Anbau möglich. Nur Gerste, die aber nicht in Ähren schießt, wird als Viehfutter noch bis zu 4000 m Höhe gezogen, ebenso die Maca, eine rübenartige Wurzel von nicht unangenehmem Geschmacke. Man kann sie ein ganzes Jahr lang aufbewahren, wenn man sie ein paar Tage in die Sonne zum Trocknen legt und des Nachts gefrieren läßt. Die Indianer machen von diesen Macas eine Art Sirup von unangenehm süßlichem Geruche und Geschmacke, dem sie große Heilkräfte nachrühmen. Da die Bewohner dieser Hochebenen ihre Hauptnahrungsmittel aus den oft weitentlegenen wärmeren Thälern holen müssen, so gebrauchen sie verschiedene Mittel, um ihren Nahrungsbedarf, wie z. B. die Kartoffeln, auf längere Zeit zu erhalten. Diese Mittel sind gewöhnlich Trocknen und Frieren, und namentlich die Kartoffeln präparieren sie auf sehr verschiedene Weise. Die gewöhnlichsten Speisen hier sind der Chuno und die Chochoca. Ersterer wird bereitet, indem man die rohe Kartoffel einige Tage in Wasser legt, dann sie vollkommen trocken auspreßt und hernach gefrieren läßt. Bei der Chochoca-Bereitung wird die Kartoffel gekocht, dann geschält und zuletzt läßt man sie gefrieren. Beide Arten geben sehr gesunde und nahrhafte, leicht verdauliche Speisen, welche die Arrow-Root völlig ersetzen, und würden auf langen Seereisen vortreffliche Dienste thun.

Auf diesen Hochebenen wird viel Rindvieh- und Schafzucht betrieben:

auf manchen Gütern werden über 20000 Schafe und 500 Kühe gehalten Viele Stiere gehen hier monatelang ganz allein und werden dann sehr wild und gefährlich; der Indianer scheut es sehr, allein sich ihnen zu nähern. Die Schäfer wohnen in kleinen runden Hütten, deren etwa 1 m hohe Mauer von Steinen aufgebaut ist, auf denen ein spitzes Dach von dick aufeinandergelegten Binsen ruht. In dieser Hütte haben sie aus Lehm roh zusammengeklebte und von ihnen selbst aufgestellte Öfen, die so gut geformt sind, daß sie tüchtig ziehen und die Hütte gehörig durchwärmen. Rings im Innern läuft eine Bank von an der Sonne getrockneten Rasenstücken, die — zuweilen auch zur Feuerung benutzt — über Tag als Sitz und des Nachts als warme Lagerstätte dient. Der Rauch zieht natürlich durch das Dach oder wo er eben sonst einen Ausweg findet — Schornsteine kennt man nicht.

Die Schafe weiden an den Berghängen und trockeneren Stellen der Punas, die Lamas hingegen halten sich lieber in den tief gelegenen und sumpfigen Stellen auf, die das Schaf vermeidet. Das Lama hat aber auch breitere Hufe, mit denen es nicht so tief in den weichen Boden einsinkt, kann vielleicht auch eher das saure Gras vertragen als das Schaf. Diese Punas sind die eigentliche Heimat des Lamas, das aber nicht mehr wild hier angetroffen wird, sondern überall in zahmen Herden beisammen lebt. Das Lama findet sich von allen Farben, schwarz, weiß, hellbraun, gefleckt, und eine Herde Lamas gewährt einen hübschen Anblick, wenn diese netten, langhalsigen, zottigen Tiere nicht scheu, aber doch erstaunt den zierlichen Kopf emporwerfen, sobald ein einzelner Reiter die stille Öde ihrer kalten Weiden unterbricht. Zuweilen kommen sie bis zur Küste herunter, aber man treibt sie stets wieder so rasch als möglich in ihre kältere Bergheimat zurück, da sie das warme Klima durchaus nicht ertragen können. Zum Lasttragen sind sie übrigens nicht so besonders wertvoll, denn 40 bis 50 kg ist das größte Gewicht, das sie tragen, und bürdet man ihnen mehr auf, so legen sie sich einfach nieder und gehen eben nicht weiter. Verlangten sie soviel Futter wie Pferde oder Maultiere, so würden sie nie die Unterhaltungskosten einbringen; so aber kostet ihre Unterhaltung nicht das Mindeste, da sie mit dem dürftigsten und geringsten Futter zufrieden sind; vielmehr ist jede Arbeit, die sie dabei leisten, reiner Gewinn. Von den Verwandten des Lama kommt nur noch das Vicuña, eine kleinere Art, in Nord- und Mittelperu vor, und zwar nur wild; die Alpacas und Guanacos sind nach Südperu, Bolivia, Chile und Argentinien zurückgedrängt. Ausnehmend scheue Tiere sind die Vicuñas. Bei aller Scheu sind sie aber sehr neugierig. Begegnet man einem einzelnen Tiere oder einem kleinen Trupp, so stehen sie bewegungslos, spitzen die Ohren und stieren den Menschen an; dies dauert aber nur einen Augenblick, worauf sie schnell wie der Wind davoneilen. Ihre Neugierde macht sich

der Jäger aber doch zu nutze, indem er sie auf verschiedene Weise anlocken kann.

In Spanien sowohl als in Peru wurden schon verschiedene Versuche gemacht, dieses Tier zu zähmen und in Herden zu vereinigen. Ferdinand VI. machte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Versuch auf den Hochebenen von Andalusien, aber mit unglücklichem Erfolge, denn alle Tiere starben nach kurzer Zeit. Später wurden auch in anderen Teilen von Europa Versuche gemacht, aber wieder mit demselben Resultate, außer daß einige zoologische Gärten mit Exemplaren der Auchenia-Familie bereichert wurden. Im Jahre 1826 hielt man in der peruanischen Stadt Puno einige zahme Vicuñas, und vielleicht hätte man mit diesem Versuche im großen fortgefahren, wenn die republikanische Regierung die Wichtigkeit desselben eingesehen und Belohnungen ausgesetzt hätte. Später vereinigte der Pfarrer Cabrera eine Herde von 50 Stück und kreuzte sie mit Alpacas, deren Nachkommen sich aber als unfruchtbar erwiesen. Zur spanischen Zeit wurde die Wolle dieser Tiere häufig nach Spanien geschickt, und in Segovia ward feines Tuch aus dieser Wolle bereitet. Noch heute werden die aus der Vicuña-Wolle verfertigten Strümpfe, Handschuhe, Decken und Hüte in Peru teuer bezahlt.

In Bolivia fangen die Indianer die Vicuñas im sogenannten Chacu. Dieser wird in kreisrunder Form in einer freien Ebene, nahe den Weideplätzen der Tiere angelegt. Pflöcke werden in kurzen Entfernungen in den Boden getrieben und durch Seile verbunden, an welchen Fetzen farbigen Tuches hängen, die die Tiere erschrecken. Die Indianer treiben zu Pferde die Vicuñas vor sich her und zwingen sie, durch eine große Öffnung in den Chacu zu gehen. Darauf wird die Öffnung geschlossen und die Tiere werden mit dem Lasso eingefangen, getötet oder auch nur geschoren und dann wieder freigelassen. Wird aber zufälligerweise auch ein Guanaco mit den Vicuñas eingetrieben, so bricht ersteres gewöhnlich durch den Chacu und führt dann auch die Vicuñas mit sich fort. Der Geschichtschreiber Augustin Zarate erzählt, daß diese Chacus schon zur Zeit der Incas mit Tausenden von Indianern als Treiber veranstaltet wurden und sich auf eine Ausdehnung von mehreren Meilen erstreckten, wobei auch Kaninchen und Rebhühner in die Hände der Jäger fielen. Prescott sagt, daß, wenn der Inca selber bei der Jagd zugegen war, zuweilen bis 100 000 Mann versammelt wurden, welche alles Wild und selbst Raubtiere in diesen großen Kreis eintrieben.

Auch das Alpaca-Schaf hat man in Europa der feinen Wolle wegen zu acclimatisieren versucht. Seine Heimat sind die kalten Regionen der Andes von Südperu und Bolivia, für deren Klima die Natur dieses Tier bestimmt zu haben scheint; denn in anderen Ländern will es nicht heimisch werden noch sich fortpflanzen, trotz aller Anstrengungen, die man in Eng-

land, Frankreich, Deutschland und Holland gemacht hat. Der König von Holland machte damit die ersten Versuche; er kaufte eine ziemlich bedeutende Anzahl dieser Tiere, trat sie aber bald, da er kein Glück damit hatte, an die französische Acclimatisations-Gesellschaft ab. Beinahe zur selben Zeit wurden in England und Schottland von dem Herzog von Montrose, dem Marquis von Breadalbane und anderen großen Landbesitzern Versuche angestellt; die Wolle fiel aber weit schlechter aus als die peruanische und das Landvolk in England konnte sich an den Geschmack des Alpaca-Fleisches nicht gewöhnen. Ähnlich ging es in Belgien und Frankreich. Bisher ist es also in Europa nicht gelungen, Alpacas zu ziehen, welche dieselbe feine Wolle geben, wie ihre Verwandten in den Andes, noch pflanzten sie sich so leicht fort, wie in ihrer Heimat. Die Ursachen sind noch nicht hinreichend bekannt; sei es die große Erhöhung der dortigen Regionen über dem Meere, die verschiedene Qualität der peruanischen Alpengräser, die tropische Sonne in Verbindung mit der dünnen Luft der andinischen Schneeregion — soviel ist gewiß, daß die peruanische Alpaca-Wolle immer viel feiner bleiben wird, als die der in Europa gezüchteten Tiere. Nur das Fleisch und die Wolle der Alpacas wird in Peru benutzt, als Lasttiere können sie nicht gebraucht werden. Zuweilen wird eine Kreuzung zwischen Alpacas und Lamas vorgenommen; allein die daraus hervorgehenden Bastarde sind nicht fruchtbar, taugen nicht zu Lasttieren, und ihre Wolle, obgleich viel feiner als die Lama-Wolle und reichlicher als die der Alpacas, dient nur zur Verfertigung von groben Zeugen.

Wo es Vicuñas gibt, da kommt auch der Kondor und der Puma vor. Der gewöhnliche Aufenthalt des Kondors begreift Luftschichten von 3000—6000 m Meereshöhe. Die Nacht verbringt er in jenen öden, wilden Regionen, auf kahler Felsenspitze ruhend; nach Sonnenaufgang erhebt er sich noch mehrere tausend Meter, um ohne Flügelschlag schwebend auf viele Meilen weit das Land zu überschauen. Wenn irgendwo ein gefallenes Tier liegt, oder ein Puma seine Beute verschlingt, da finden sich mit wunderbarer Schnelle die Kondors zusammen. Wie scharf muß ihr Auge sein, das aus so großer Ferne den Fraß zu erspähen vermag! Nur um der Beute willen kommt der Kondor auch zur Küste herab; doch lebt er nicht ausschließlich vom Aase, sondern greift auch weidende Schafe, Vicuñas und selbst Rinder an. Seine Gefräßigkeit ist eine ungeheure; hat er sich recht vollgefressen, so fliegt er, wenn ihn die Last des Genossenen nicht vorerst zu ungeschickt macht, wieder auf in seine Höhen; hauptsächlich auf des Übersättigten Ungeschick im Auffliegen gründet sich die Kondorjagd. Man legt ein gefallenes Stück Vieh in eine Umzäunung, überrascht die Gierigen beim Fressen, fängt sie mit dem Lasso und schlägt sie tot.

Der Puma oder Kuguar ist nicht auf die Punas allein beschränkt,

sondern hat eine so ausgedehnte Verbreitungssphäre, wie wenig andere Tiere. Er kommt in den tropischen Wäldern am Ostabhange der Andes vor, in den kalten, vegetationsarmen Punas noch 5000 m über dem Meere, in Chile, in den Pampas von Argentinien, in dem naßkalten Klima am Feuerlande und der Magalhaës-Straße, in Mejico und Nordamerika bis nach Canada hin. In der Puna und den ihr benachbarten Regionen lebt er von Vicuñas, Hirschen, Lamas, Schafen, Füllen und Kälbern und ist, ähnlich wie der Kondor, ein sehr gefräßiger Geselle. Darwin sagt von ihm — wozu ich aber drei Fragezeichen setze, wie Darwin auch von den Galapago-Inseln, wo ich acht Monate lang gelebt habe, manches erzählte, was ich nicht unterschreiben kann —, der Puma fresse sich satt an seiner Beute; was übrig bleibe, bedecke er mit Zweigen, womöglich in einem Busche, und bewache es. Dann aber kommen die Kondors aus der Höhe, um teil am Fraße zu nehmen, und dadurch erfahre der Jäger, wo der Puma liegt. Dieser springe nämlich auf, um die Kondors zu vertreiben. Das Fleisch des Puma soll namentlich gekocht sehr gut schmecken, bei den Gauchos gilt es als ein Leckerbissen. Dieser sogenannte Löwe — von den spanischen Kreolen wird er vermutlich wegen seiner Farbe „Löwe" genannt — ist von allen Katzentieren, wie Musters richtig bemerkt, das katzenähnlichste. Seine großen braunen, prachtvoll glänzenden Augen erregen Bewunderung; es spricht aber aus ihnen ein solcher Grimm, daß die Behauptung, der Puma habe Teufelsaugen, leicht erklärlich ist. Er wird zuweilen bis 1,4 m lang ohne den Schweif, der im allgemeinen halb so lang ist wie der Körper. Der Puma ist feige, er läuft stets vor einem Reiter, vor einem Fußgänger wenigstens bei hellem Tage fort. Allerdings greift er, namentlich zur Paarungszeit oder wenn er sehr hungrig ist, dann und wann einen Fußgänger an; man ist aber allemal sicher vor ihm, wenn man ein Feuer anzündet, denn einem solchen kommt er nicht nahe. Ein verwundeter Puma kann übrigens sehr gefährlich werden und die Hunde werden von ihm zuweilen ganz erbärmlich zugerichtet. Die argentinischen Gauchos wissen am sichersten seiner habhaft zu werden, indem sie ihn mit dem Lasso fangen und diesen anziehen; dann bleibt er wie tot liegen und kann in aller Bequemlichkeit abgeschlachtet werden.

Nur wenige Leguas hatten wir hier durch die öde Puna zu reisen, dann ging es wieder bergab in liebliche Thäler. Schon nach wenigen Stunden befand man sich in einem verhältnismäßig milden Klima, denn hier wuchsen die ersten Kartoffeln, hier begann schon etwas Gerstenbau — diese Gerste bringt aber noch keine Körner, sondern wird als Futter für die Maultiere abgemäht —, hier war schon freundlich grünes Gras an den Berghängen, und dicht an dem Bergbach standen wieder Sträucher, die ihre überhängenden Zweige in die rasch vorbeischießende Flut tauchten. Noch weiter unten fand sich Mais und verschiedene Gartengemüse, und

dann öffnete sich das Thal etwas mehr und zeigte breitere grüne Flächen, in denen ganze Scharen von Maultieren und Rindern grasten. Diese Gebirgsthäler (die eigentliche Sierra, wie sie in Peru genannt wird) zwischen den verschiedenen Ketten und Ausläufern der Cordilleras sind selten so heiß, daß tropische Gewächse in ihnen gedeihen. Die angrenzenden Hügel und Berge gewähren noch immer einen dürftigen Anblick und sind noch nicht mit jenen prachtvollen Urwäldern bekleidet, welche die Vorberge und Ebenen im Osten der letzten Andeskette bedecken. Nur Agaven und Kaktus sieht man an den Abhängen, sowie an den Ufern der Bergströme und Bäche Weiden, Erlen und Quinoa-Bäume (Buddleia Incana) mit ihren dunkeln, düster aussehenden Blättern und rauher Rinde, die man ja nicht mit den Cinchonen verwechseln darf, denen sie übrigens auch gar nicht ähnlich sehen und die nur in den Urwäldern im Osten der zweiten Andeskette vorkommen. Fast alle europäischen Feldfrüchte gedeihen hier: Weizen, Gerste, Kartoffeln, Mais, Hülsenfrüchte und Luzerne. Von Gemüsen sieht man nur Kohl, Salat, Radieschen, Zwiebeln und Knoblauch, obgleich alle europäischen Gemüse gut fortkommen. Äpfel und Birnen sind schlecht, da nicht die geringste Sorgfalt auf ihre Kultur verwendet wird; hingegen findet man zuweilen recht gute Pfirsiche und Aprikosen, und herrliche Trauben könnten in einigen besonders günstig gelegenen Thälern gezogen werden.

Nochmals passierten wir eine andere hohe Gebirgskette und sahen dann von ihrem Rücken tief unten zu unseren Füßen das enge Thal des Marañon oder Amazonenstromes. Später sah ich seinen Ursprung im See von Lauricocha zwischen den hohen Schneebergen nordwestlich von Cerro de Pasco, und viele Hunderte von Stunden Weges habe ich diesen Riesenstrom befahren auf schwankem Kanoe durch die unendlichen Wildnisse, welche sich längs seiner Ufer und der seiner Nebenflüsse erstrecken. Ich habe gesehen, wie auf ihm das erste Dampfboot bis zur Grenze Perus hinauffuhr und die wilden Indianer erschreckte, die bei dem schrillen Pfeifen und dem Brausen des Dampfers von Entsetzen ergriffen in die Wälder flohen. Als ich dann nach langer Kanoefahrt, zusammengebrochen von den Strapazen, in Pará an seiner Mündung ankam, hatte ich nur den einen Wunsch, den mächtigsten Stromriesen der Welt dereinst wiederzusehen durchfurcht von Dampfern und seine Ufer bedeckt von wogenden Feldern, freundlichen Dörfern und reichen Städten: doch selbst heute noch dienen die tiefen Einöden des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse — des reichsten Flußgebietes der Welt — fast nur dem ungezähmten Indianer und den wilden Tieren des Waldes als Zuflucht.

Als Quellfluß gilt jetzt der im See von Lauricocha entspringende Tunguragua oder Marañon. Zwar hat der mächtige Nebenfluß Ucayali einen bedeutend längeren Lauf, doch hat man seit 1707, als der deutsche

Jesuit Samuel Fritz eine Karte vom obern Gebiet entwarf, seinem Vorschlage zugestimmt und den Marañon als den obern Lauf des Amazonas betrachtet. Dieser Fluß geht im Anfange in sehr gewundenem Laufe unter beständigen Stromschnellen und Wasserfällen zwischen den beiden Hauptketten der Andes in einem wilden Felsenthale über vier Breitengrade nordwärts und ist nirgends schiffbar, bis man Tomependa in der Provinz Jaen erreicht, von wo aus man mit großer Gefahr und Schwierigkeit auf Flößen und Kanoes den Fluß hinabgehen kann. Von hier aus sind immer noch siebenundzwanzig „Pongos“ oder Felsenthore zu passieren, durch die der Strom mit furchtbarer Schnelligkeit seine Gewässer drängt; nach einer Fahrt von vier Tagen erreicht man endlich die letzte Stromschnelle, den berüchtigten Pongo de Manseriche, wo der Fluß durch einen wenig mehr als 100 m breiten Engpaß in die Ebenen tritt und die ungehemmte Schiffahrt beginnt.

Auf unserem Wege nun, wo wir den Marañon zum erstenmal sahen, ist das Thal ganz eng, keine Luft erhebt sich bei der drückenden Hitze, von allen Seiten ist die Schlucht eingeschlossen von hohen Bergen, die sich in die Wolken verlieren und mehr als 2000 m über den Spiegel des Flusses sich erheben. In einem Floße fährt man über den Strom, der hier etwa die Breite der untern Lahn hat und noch weit von Tomependa entfernt ist. Wegen der fehlenden Ventilation ist das Thal drückend heiß und sehr ungesund. Berüchtigt sind die Tercianas (intermittierende Fieber) von Balsas, dem Indianerdorfe am rechten Ufer, durch welches wir kamen. Zum erstenmal in Peru sahen wir hier eine echt tropische Vegetation — dichten, wildverwachsenen Wald im Thale mit riesigen Bäumen, Palmen, Schlingpflanzen, baumartigen Farnen und Orchideen; die Hütten lagen versteckt in Bananengärten und Zuckerrohr.

Ebenso tief, als wir herunterstiegen, hatten wir auf der andern Seite wieder bergauf zu klettern, ohne jedoch bis zur Puna-Region zu gelangen. Nach einem Ritte von 25 Leguas, auf einem Wege, der im Innern von Peru als gut, in Deutschland aber als halsbrechender Alpenpfad gelten würde, kamen wir nach Chachapoyas, einer Stadt von 4—5000 Einwohnern, Sitz eines Bischofs und höhern Gerichts und Hauptstadt des Departements Amazonas. Die Stadt liegt noch 2323 m über dem Meeresspiegel.

Die Häuser von Chachapoyas sind, wie überall in der Sierra, von Adobes oder ungebrannten Backsteinen gebaut, mit Hohlziegeln gedeckt und haben große Gärten im Hintergrunde, voll von Obstbäumen, deren Schatten während der warmen Mittagsstunden einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Wie in allen spanischen Städten sind auch hier die Straßen in geraden, parallelen Reihen angelegt und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Ein Häuserblock (Quadra) gleicht an Größe dem andern. Die Straßen haben — wie es mit Ausnahme der größten Städte überall im

spanischen Amerika der Fall ist — keinen Namen, die Häuser keine Nummern. Es ist in diesen Städten oft eine förmliche Entdeckungsreise notwendig, um die Wohnung einer bestimmten Persönlichkeit ausfindig zu machen. Man muß dazu den Stammbaum der Familie und sämtliche Taufnamen kennen, denn im spanischen Amerika sind bekanntlich die Taufnamen die wichtigsten und gebräuchlichsten. Da aber hier unter sechs Menschen mindestens ein José Maria, ein Manuel, ein Francisco und ein Juan sich befinden, so bringt dieses Chaos den Europäer zuweilen in Verzweiflung.

Die meisten Häuser haben keine Glasfenster, die, weil es hierzulande keine Glasfabriken giebt und der Transport aller Waren per Maultier geschehen muß, sehr teuer zu stehen kommen. Der Fußboden besteht aus Backsteinen, der nur bei den reicheren Leuten mit Matten bedeckt ist. Das Meublement ist höchst einfach, Sophas sind keine häufigen Erscheinungen, dagegen stehen Reihen von Stühlen an den Wänden, dem Zimmer einen unheimlich öden Anstrich gebend. Spiegel, meist sehr kleinen Formates, stehen auf den Schränken und Simsen; selten befestigt man dieselben an der Wand, an der sich außer einigen schrecklich geklecksten Heiligenbildern keine Gemälde befinden. Kurz, hier ist noch alles sehr primitiv und noch wenig von der Kultur beleckt.

In den paar Hauptstraßen ist fast jedes Haus eine Tienda (Kramladen), indem hier wie in allen Städten des Innern die wohlhabenderen Bewohner verschiedene Geschäfte zusammen treiben, Ackerbau, Handel und Bergbau. In der Mehrzahl dieser Kramläden ist nichts vorhanden als ein paar Botijas (große thönerne Gefäße) mit Schnaps, Chancaca (Rohzucker), Brot, Tabak und Coca. In den größeren Buden finden sich Calicos, Wollenzeuge, Tuche, ordinäre Seidenwaren und Bänder, Leder, Seife, englisches Bier, katalonischer Wein, schlechte Cigarren, Wachs, Indigo und Eisenwaren. Indigo ist ein bedeutender Handelsartikel, die Indianer gebrauchen ihn viel, um damit ihre selbstgewebten Baumwollen- oder Wollenzeuge blau zu färben — blau ist nämlich ihre Lieblingsfarbe. Wachs wird sehr viel bei den vielen Kirchenfestlichkeiten verbrannt; das Pfund gilt in Chachapoyas 10 Real Silber (4 Mark).

Die meisten Krämer sowie die Besitzer von kleinen Landgütern (große Plantagen wie an der Küste kommen hier nicht vor) sind Mestizen, die sich selbst Weiße oder Gente de razon (Leute von Vernunft) nennen, zum Gegensatz von Indios brutos (unvernünftige Indianer). Hier verstehen alle Mestizen oder sogenannten Weißen — ihre Hautfarbe ist oft irgend einer anderen Farbe ähnlicher als der weißen — die Quichua- oder Inca-Sprache; die Indianer aber sprechen alle unter sich das Quichua, obgleich hier noch viele derselben Spanisch verstehen.

Die meisten Mestizen besitzen kleine Landgüter, deren Ertrag an Mais, Weizen, Gerste, Klee und Kartoffeln sie instandsetzt, ihr Leben

in Trägheit zuzubringen. Gewöhnlich sieht man sie den größten Teil des Tages, in echt spanischer Weise in ihre Mäntel gehüllt, an den Straßenecken zusammenstehen oder in den Krambuden plaudern. Ist das Wetter schlecht, so wird Hazard gespielt oder den Hahnenkämpfen zugesehen. Die Feldarbeiten werden sämtlich von Indianern verrichtet, denn der Mestize als caballero blanco (weißer Herr) steht zu hoch, um sich durch Handarbeit zu erniedrigen.

Der Ackerbau liegt hier im Innern von Peru sehr im argen. Die Leute düngen nie, beobachten keine Fruchtfolge und haben noch ganz antediluvianische Ackergerätschaften. Ihre Pflüge, von zwei Stieren gezogen, wenden nicht um, sondern schneiden nur in den Boden, lockern ihn höchst unvollständig, ohne die Schollen umzukehren und sie den atmosphärischen Einflüssen zugänglich zu machen. Andere Ackerwerkzeuge zum Gebrauche nach dem Pflügen, wie Eggen, Walzen oder Kartoffelpflüge, kennt man nicht. Auf unebenem Boden gebrauchen sie statt des Pfluges eine sonderbare Art von Spaten, dessen Eisen sehr schmal und stark ist. An diesem Eisen steckt ein 2 m langer Stiel, der mit einem Querholze unten versehen ist, worauf der Arbeiter springend seinen Fuß setzt. Oben am Stiele ist ein anderes Querholz befestigt, welches der Arbeiter mit seinen Händen ergreift; dann setzt er, von oben herab auf den abschüssigen Boden springend, den Spaten in die Erde. Es ist zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit die Indianer auf diese Weise graben, besonders da an diesen Bergabhängen das Terrain meist sehr steinig ist; ein Ungeübter würde unfehlbar bei dem zufälligen Berühren eines Steines das Gleichgewicht verlieren und den Abhang hinabrollen.

Das Pflügen und Graben muß im Gebirge bald nach der Regenzeit geschehen, denn später wird der Boden so trocken und hart, daß er nicht mehr zu bearbeiten ist. Anders verhält es sich mit dem Lande, das bewässert werden kann; dieses ist aber überall in der Sierra sehr teuer, da hier keine so großen kulturfähigen Flächen vorhanden sind, wie an der Küste. Im Thale von Arequipa wird bewässertes Land sogar mit 2000 Dollars per Hektar bezahlt. Mit Ausnahme der Gegend von Huanuco oder von Cuzco, Puno und Cajamarca wird nirgends in der Sierra der Ackerbau im großen betrieben. Wie bereits bemerkt, wird hier alle Arbeit von den Indianern verrichtet, welche entweder für (oft nur nominellen) Tagelohn oder für eigene Rechnung arbeiten; in letzterem Falle bebauen sie meist nur ganz kleine Flecken Landes, die kaum für ihre eigenen Bedürfnisse hinreichen. Einer der Hauptfeinde der Landwirtschaft sind hier die Nachtfröste, welche manchmal ganze Ernten vernichten und furchtbare Hungersnot verursachen. Man sieht daher oft große Prozessionen durch die Dörfer der Sierra ziehen, wenn die klaren Nächte im Februar einen starken Frost befürchten lassen.

Hier in der Sierra werden hauptsächlich Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste, Quinua und Luzerne gezogen. Die Kartoffeln, deren eigentliche Heimat das peruanische Gebirge ist, sind hier ungemein mehlig und schmackhaft und gedeihen vortrefflich. Mehrere Arten kommen hier vor, deren beste die kleine, runde, goldgelbe ist — wohl die wohlschmeckendste Kartoffel, die es in der Welt giebt. Auch die längliche, blaue Sorte, hier „Chaucho" genannt, ist sehr gut und giebt reiche Erträge[1]. Von anderen kartoffelähnlichen Knollengewächsen, die in Peru gezogen werden, sind noch zu nennen: der Ulluco (Tropaeolum tuberosum) ist kleiner als die Kartoffel und von süßem, ganz angenehmem Geschmacke. Die Pflanze gleicht etwas der Kartoffelpflanze, nur sind die Blätter kleiner und denen der Petersilie ähnlich. Die Knolle hat eine gelblich-rote Farbe und kann ein ganzes Jahr und selbst länger aufbewahrt werden, wenn man sie mehrere Tage lang abwechselnd der Sonne und dem Froste aussetzt. Die Oca (Oxalis tuberosa) ist größer als der Ulluco, außen hellrot und innen weiß. Ihr Geschmack ist süßlich und durch Trocknen in Sonne und Frost wird sie noch süßer und mehliger. Der Maca ward bereits oben erwähnt. Von noch schlechterem Geschmacke ist die Masgua, die nur ein Indianer essen kann.

Der Weizen, der durch Pferde ausgedroschen oder vielmehr ausgetreten wird, giebt ein schweres, schwarzes Brot, unserem Roggenbrote an Geschmack ähnlich. Die Gerste besteht mehr aus Kleie als aus Mehlsubstanz; durch Düngen würde gewiß ein besseres Korn erzielt werden, allein es fehlt an Dünger, da der Transport des Guano zu teuer zu stehen käme und die Leute zu träge sind, um auf andere Weise Dünger zu sammeln. Das Korn der Quinua (Chenopodium Quinoa) giebt eine nahrhafte und gesunde Speise von nicht unangenehmem Geschmacke. Es kann jahrelang aufbewahrt werden und wird entweder in Fleischbrühe oder Milch abgekocht, auch werden die jungen Blätter als Gemüse gegessen. Da die Quinua noch in sehr kalten Regionen fortkommt, wo nichts als Kartoffeln und Hafer gedeihen, da sie sich mit magerem Boden begnügt und die Ernte selten fehlschlägt, so würde ihr Anbau in den kalten Gebirgsgegenden Deutschlands sich sehr empfehlen.

Die Weißen und Mestizen des Innern sind sehr gesellig. Fast jeden Abend werden in den Städten Tertulias gegeben, wobei gesungen, Guitarre gespielt, getanzt und stark gezecht wird. Sobald sich die Gesellschaft versammelt hat, werden die Flaschen voll Branntwein oder Wein und Gläser

[1] Vor zwei Jahren machte ich in Deutschland Anpflanzungsversuche mit beiden Sorten. Beide gingen auf, aber die goldgelbe gab gar keinen Ertrag und die Chaucho brachte ganz kleine Knöllchen, etwa so groß wie Erbsen, die ich im vergangenen Jahre wieder pflanzte, wo sie etwas größere Knollen hervorbrachten. Was später sich daraus ergeben wird, bleibt abzuwarten.

herumgereicht, und darauf trinken alle, Damen sowohl wie Herren, auf das Wohl der ganzen Gesellschaft. Doch fehlt es gewöhnlich sehr an Gläsern; manchmal giebt es für 30 oder 40 Personen nur etwa sechs Gläser, so daß ein und dasselbe Glas von einem Munde zum andern geht. In den noch primitiven Orten des Innern, wie z. B. in Chachapoyas, ist es Sitte, daß bei dem Fandango der Herr die Dame zum Tanze engagiert und mit ihr in der Mitte des Saales herumgleitet, bis sich die Dame ermüdet fühlt. Während der ganzen Zeit begleitet die herumstehende Gesellschaft die Musik mit Händeklatschen und ruft Vivat, wenn besondere Geschicklichkeit und Anmut oder originelle Bewegungen bei dem Tanze gezeigt werden. Der Tänzer bietet dann seiner Dame ein Glas an, führt sie zu ihrem Sitze zurück und sucht sich eine neue Tänzerin. Wird aber der Tänzer während des Tanzes müde, so wird eine allgemeine Runde getrunken, und die Dame hat die Wahl eines neuen Tänzers. Bei diesen Gelegenheiten wird namentlich der Fremde stark in Anspruch genommen, insofern er viel zu trinken hat, da ihm die meisten Frauenzimmer vortrinken und er genau ebensoviel nachtrinken muß, um nicht der Dame ein desaire (Geringschätzung) zu erweisen. Doch muß man deshalb nicht glauben, daß die Kreolen im Innern so furchtbare Trinker seien; sie zechen nur in Gesellschaft, heimliche Trinker kommen fast gar nicht vor.

Allein wenn der Kreole nicht stark trinkt, so trinkt der Indianer desto mehr; jeden Sonn- oder Festtag kann man sie zu Dutzenden auf den Straßen betrunken umherliegen sehen. Meist trinken sie einen abscheulichen, übelriechenden Rum oder Chicha (Maisbier). In vielen Orten des Innern wird die Chicha auf eine eigene, nicht sehr appetitliche Weise von den Indianern bereitet. Anstatt den gemalzten Mais zwischen zwei Steinen zu zerreiben, wie dies in den civilisierteren Teilen des Landes Brauch ist, kauen ihn die Indianerweiber und spucken ihn in ein Gefäß. Diese gekaute Masse wird in Wasser abgekocht und das Ganze der Gährung überlassen — dies ist dann die berühmte Chicha Mascada (gekaute Chicha), die noch besser schmecken soll als die andere. Der Masato der wilden Indianer der Urwälder des Ostens wird auf dieselbe Weise von Yucas (Cassave-Wurzeln) bereitet.

Die Kreolinnen im Innern von Peru haben nicht die feinen Gesichtszüge und Formen ihrer Schwestern von Lima und der Küstengegend, aber eine gesundere Gesichtsfarbe, wenn auch meist etwas dunkler; sie schminken sich nie, wie dies so viele Damen Limas thun, haben aber vollere, kräftigere Gestalten und dieselben schönen Augen und üppigen schwarzen Haare, welche sie in zwei Zöpfe geteilt herabfallen lassen. Meist tragen sie ein buntes Musselinkleid, dessen obern Teil sie gewöhnlich im Hause herabhängen lassen, wenn kein Besuch da ist, und darüber einen schwarzen Shawl, den sie graziös über die linke Schulter werfen und womit sie

beim Ausgehen den Kopf und einen Teil des Gesichtes bedecken. Im ganzen sind sie lange nicht so hübsch wie die eleganten Damen Limas, vielleicht auch deshalb nicht, weil sie in den Toilettenkünsten nicht so bewandert sind wie die Limeñas; allein sie haben angenehme und freie Manieren und einen offeneren Charakter.

Was dem neuangekommenen Europäer am meisten bei ihnen auffällt, ist die ungenierte Weise, womit sie, sowie selbst viele Damen aus den höheren Ständen Limas, über ganz obscöne Sachen sprechen, worüber mancher junge Deutsche erröten würde. Dies kommt zum Teil von der großen Familiarität, die in Peru zwischen Herrschaften und Dienstboten — meist Neger, Mulatten oder Indianer — herrscht, zum Teil auch daher, daß sie nicht den geringsten Anstand nehmen, in Gegenwart ihrer Kinder über die geheimsten Dinge zu sprechen. Die Kinder der Herrin und Dienerin (letztere fast immer außerehelich) wachsen zusammen auf, und letztere lernen bald auf der Straße die schmutzigsten Sachen, die sie dann ihren vornehmeren Gespielen erzählen. Die Peruaner besitzen überhaupt keinen Takt in der Behandlung ihrer Diener, und wissen sich nicht bei ihnen in Respekt zu setzen. Manchmal behandeln sie dieselben mit großer Brutalität und gleich darauf wieder mit der größten Vertraulichkeit.

Da auch in Chachapoyas ein höheres Gericht existiert, so will ich hier Einiges über peruanische Justiz und Verwaltung mitteilen. Die Selbstverwaltung ist eine Sache, die für ein spanisch-amerikanisches Volk ungefähr so gut paßt, wie eine Faust auf ein Auge. Schon für die europäischen Spanier der südlichen Provinzen scheint dieselbe nicht recht zu passen — sagte doch Karl V.: „Die Spanier scheinen klug zu sein, sind es aber nicht"; wie viel schlimmer sieht es mit ihren Vettern in Amerika aus, jenem Gemisch von Spaniern, Indianern und Negern, das viele Laster, aber wenig Tugenden von seinen Voreltern geerbt hat und die zügelloseste Anarchie jeder geordneten Regierung vorzieht, namentlich in jenen Staaten, wo das Negerelement stark vertreten ist. Die Mehrzahl der spanischen Kreolen kann man geschminkte Barbaren nennen, deren glänzender Firnis von französischen Schneidern und Friseuren herstammt, und deren Civilisation von einer verschwindenden Minorität vertreten wird, bestehend aus Advokaten, Ärzten, höheren Offizieren, Kaufleuten und reichen Bummlern, welche die oberflächliche Bildung der europäischen und nordamerikanischen Handelsstädte in einem noch oberflächlichern Abklatsch herübergebracht haben. Nur in Chile, wo der englische Einfluß sich mehr bemerkbar macht, ist es besser, zum Teil auch in Argentinien und Costarica.

Die Krebsschäden der spanisch-amerikanischen Gesellschaft sind teils den in derselben fast überall dominierenden Mischlingsrassen angeboren — mehr den Abkömmlingen von Negern als denen von Indianern —, teils sind sie eine Erbschaft des spanischen Kolonialreiches. Die weiße Be-

völkerung der spanischen Kolonieen war nicht aus guten Elementen zusammengesetzt, sondern nur aus Beamten, Soldaten und aus Abenteurern, die in diesen gold- und silberreichen Ländern durch Bedrückung der Eingeborenen rasch Geld zusammenscharren wollten, um dann als reiche Leute in die Heimat zurückzukehren. Gewöhnlich nahmen sie indianische Weiber, die sie dann mit ihren Kindern, wenn sie nach Spanien zurückkehrten, sitzen ließen, und so hat sich nach und nach die jetzige Mischlingsbevölkerung herangebildet. Die ursprünglichen Elemente waren also schlechter als in Nordamerika, wohin viele arbeitsame, unternehmende Leute auswanderten, obwohl auch dort ein böser Sauerteig, nämlich der Einfluß all jener unzähligen Schwindler und Verbrecher, die aus Europa dorthin zogen und ziehen, immer mehr die Massen durchdringt und früher oder später bei sich mehr drängender Bevölkerung die größten Gefahren herbeiführen muß. In den ersten Jahrzehnten seiner Unabhängigkeit, als die europäische Einwanderung noch nicht die heutigen kolossalen Dimensionen angenommen, hatte Nordamerika wenig von diesen Übeln zu leiden; auch ging die Einführung der republikanischen Regierungsform ohne alle Konvulsionen vor sich, da diese Kolonieen von jeher an Selbstregierung gewöhnt waren.

Allein im spanischen Amerika mit seiner buntscheckigen, verkommenen und großenteils halbwilden Bevölkerung die Republik sofort einzuführen, war die Höhe des Wahnsinnes. Wenn die Spanier auch in ihren Kolonieen Erziehung und Nationalgefühl gewaltsam unterdrückt hatten, so erhielten sie doch Ordnung und beförderten etwas den materiellen Wohlstand; aber seit der Unabhängigkeit wurden in den meisten dieser neuen Republiken alle Bande der Gesellschaft gelockert und scheint bei ihren Machthabern jedes Gefühl von Ehre verschwunden zu sein. Anstatt anständige und einigermaßen gebildete Leute bei der Verwaltung anzustellen, wurden solche überall entfernt und die einträglichsten Stellen mit Demagogen besetzt, die nur zu häufig aus dem Abschaume der Bevölkerung stammten. Straflosigkeit der Verbrechen und Verachtung jeder Moral waren die Folge.

In den meisten spanischen Republiken ist es schon so weit gekommen, daß ein ehrlicher Beamter ein „candido“ (Einfaltspinsel) genannt wird, weil er, „an die Krippe gebunden, nicht frißt“; da er die andern am Fressen hindert, so wird er unversöhnlich verfolgt. Nur zu oft werden die verdorbensten und verächtlichsten Menschen zu Präsidenten gewählt, und man kann sich leicht denken, was Gesetze, Konstitutionen und Kongresse in solchen Ländern sein werden, wo keine Elemente vorhanden sind, um einen guten Beamten- und Richterstand zu bilden. Es fehlt hier ein fleißiger, sittlicher Bauernstand, eine intelligente, betriebsame Bürgerklasse und eine gebildete, ehrenhafte Aristokratie. In den Städten sind die thätigeren Kaufleute und geschickteren Handwerker meistens Fremde; anstatt eines unabhängigen Bauernstandes oder statt solider Arbeiter findet man

im Innern nur stumpfsinnige Indianer, und an den Küsten einen verworfenen, allen Lastern ergebenen, farbigen Pöbel von Negern, Mulatten und Chinesen; die höheren Stände endlich sind teils eine niedere, aufgeblasene Geldaristokratie, teils werden sie von käuflichen Beamten, Offizieren und Advokaten vertreten — anständige Leute findet man noch am meisten unter den Gutsbesitzern und Kaufleuten.

Wie es demnach in den spanischen Republiken mit der Justiz bestellt sein wird, kann man sich denken. Macht man eine Reise in das Innere, so kann man vielleicht schon in den ersten Tagen Abgesandte irgend eines Präfekten oder Subpräfekten begegnen, die hinter einigen armen Teufeln von Indianern her sind, um sie mit Gewalt nach ihren Dörfern zurückzuschleppen. Die Indianer waren ihr Elend zu Hause müde geworden und nach der Küste entflohen, um dort Arbeit und Verdienst zu suchen. Allein der Indianer hat kein Recht, aus seiner Heimat wegzulaufen, denn er ist Höriger eines Gutes (peon de hacienda) und darf sich ohne Erlaubnis seines Herrn nicht entfernen. Hält sich nun der Reisende in einer der Binnenstädte ein paar Tage auf, so trifft es sich vielleicht gerade, daß ein Volkshaufe das Haus des Subpräfekten umgiebt und mit großem Geschrei verlangt, dieser oder jener solle als Hexenmeister verbrannt werden. Um den Angeklagten zu retten und doch der „öffentlichen Meinung" nicht zuwiderzuhandeln, muß der Subpräfekt einen Scheiterhaufen anzünden lassen, während der Zauberer versteckt und des Nachts durch eine Hinterthüre entlassen wird.

Wenn man den peruanischen offiziellen Berichten Glauben schenken könnte, was freilich leider oft nicht der Fall ist, so würden in diesem Lande weit weniger Verbrechen begangen, als in Europa. Allerdings liefert die im Innern sehr zahlreiche indianische Bevölkerung, welche mehr als die Hälfte aller Einwohner des ganzen Landes ausmacht, im allgemeinen nur ein geringes Kontingent zu den Verbrechen, obgleich es auch hier Ausnahmen giebt, wie z. B. in der Minenstadt Cerro de Pasco, wo die Indianer schon sehr verdorben sind; die weißen Kreolen und Mestizen werden durch ihre Energielosigkeit an vielen gefährlichen Verbrechen gehindert, aber dafür hausen die Neger, Mulatten und Zambos, jetzt keinem Zügel mehr unterworfen, ganz wie sie Lust haben. Verfolgt die Polizei einen Dieb oder Mörder, so wird er in jedem Hause, wohin er sich flüchtet, versteckt und ihm fortgeholfen; schon um später die wertvolle Protektion eines Banditen zu genießen, thun dies die meisten Leute. Einige der gefährlichsten Banditen kommen immer frei, da sie hohe Beamte oder Generale zu Freunden haben; andere stehen mit dem Kriminalrichter auf gutem Fuße, oder sie helfen sich durch Bestechung, der die meisten Untergerichte zugänglich sind. Auch in den höheren Gerichtshöfen wird diese angewandt, nur kostet es hier mehr Geld und kann daher nur bei bedeuten-

deren Fällen eintreten. Immerhin kann ein reicher Mann thun, was er will, nie wird er bestraft; zumal die großen Landbesitzer im Innern sind völlig unabhängig, denn keine Behörde würde es wagen, sie wegen begangener Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. Auch arme Leute, wenn sie „empeños“ (Verwendungen) mächtiger Personen erlangen können, kommen straflos durch.

Im ganzen kann man annehmen, daß ein Verbrecher straflos bleibt, wenn nicht mächtige Freunde seines Opfers ihn verfolgen. Wird ein Fremder mißhandelt oder ermordet, der keine einflußreichen Freunde besitzt, oder nicht einer Nation angehört, welche ihre Ansprüche mit Kanonen unterstützen kann, so wird dem Verbrechen gar nicht nachgeforscht. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn den Unterthanen einer starken Nation ein Unrecht geschehen ist. Überhaupt gehen einige Konsuln der Seemächte schlimm mit den Regierungen der schwachen spanischen Republiken um, und besonders zeichneten sich hierin von jeher die Vertreter Frankreichs aus.

Im Jahre 1851 ward in Lima eine Französin unter empörenden Umständen ermordet. Der französische Gesandte, ein sehr energischer Mann, vor dem die peruanische Regierung zitterte, verlangte kategorisch die Bestrafung der Mörder und wollte keine Entschuldigungen anhören. Unterdessen hatte man sechs indianische Maultiertreiber aufgegriffen, auf denen ein leichter Verdacht ruhte, und um den Gesandten zufriedenzustellen, wurden zwei derselben erschossen. Später stellte es sich heraus, daß sie unschuldig waren; die wahren Mörder aber, schwarze Banditen, wurden nie bestraft.

Im Jahre 1858 ward in Callao ein Franzose, Durhin, ein notorisch schlechtes Subjekt, wegen Prügelei durch die Polizei festgenommen. Sofort ging der französische Geschäftsträger zum peruanischen Minister des Äußern, um seine Freilassung zu bewirken. Der Minister ließ sich von dem betreffenden Richter die Akten ausliefern, was dieser nie hätte gewähren dürfen, und ließ dieselben aus Nachlässigkeit in seinem Pulte liegen. Hierdurch entstand eine Verzögerung von zwei Monaten, während welcher Durhin im Gefängnisse verblieb, wofür er 2000 Dollars Entschädigung erhielt. Ein noch besseres Geschäft machte ein anderer französischer Vagabund, Zuderell, der im Jahre 1854 in Lima schmutzige Schmähschriften über den Präsidenten unter das Volk verteilt hatte, weshalb er festgenommen ward und vier Tage lang gefangen saß. Die Peruaner mußten diesem Burschen 1000 Dollars Entschädigung für jeden Tag seiner Gefangenschaft bezahlen!

An der Straflosigkeit der meisten Verbrechen trägt außer den schlechten Gerichten und dem Kongresse die Polizei die meiste Schuld; denn die wenigsten Verbrechen werden entdeckt. So überfielen einmal in Lima fünfzehn Banditen des Abends um 6 Uhr, als es noch ziemlich hell war, einen

Laden, raubten ihn rein aus, ermordeten einen Diener und verwundeten den Eigentümer schwer am Kopfe. Sie nahmen sich eine Stunde Zeit zu ihrem Geschäfte, wobei einer der Räuber, ein riesiger Neger, ausrief: „Eilet euch nicht, wir haben nichts zu fürchten.“ Nachdem die Banditen abgezogen, erschien die edle Polizei, feuerte mehrere Stunden lang ganz gewaltig, als ob sie in beständigem Kampfe wäre, und zog erst des Morgens wieder nach Hause. Keiner der Banditen ward entdeckt.

Einer meiner Freunde brachte einst einen Dieb, welcher seit längerer Zeit täglich Obst aus seinem Garten gestohlen hatte, zum Polizeidirektor von Lima. „Was wollen Sie, daß ich in der Sache thue?“ fragte der Beamte, „hier wird ja nicht einmal Raub und Mord von den Gerichten bestraft.“ In demselben Augenblicke kam ein Mann zur Thüre herein, klagend, in seinem Hause sei eingebrochen worden. „Haben Sie den Dieb?“ fragte der Direktor. — „Nein.“ — „Was soll ich also hierin thun?“

Hierbei muß ich einer ehrenvollen Ausnahme erwähnen. Im Jahre 1848 war der Oberst Suarez Polizeidirektor (Intendente) von Lima. Er war vielleicht der einzige energische Intendente, den Lima je besessen. Damals hatten die Intendenten von Lima noch mehr Macht als heutzutage und standen direkt unter dem Ministerium, nicht wie jetzt unter der Präfektur. Suarez hob die schreiendsten Mißbräuche, die sich noch aus der spanischen Zeit her in Lima erhalten hatten, alle auf. Der Geistlichkeit ward das ewige Läuten untersagt (in Lima werden die Glocken nicht durch Seile geschwungen, sondern mit eisernen Klöppeln geschlagen, was einen Höllenlärm verursacht), und nur eine gewisse Anzahl Glockenschläge blieb erlaubt. Die unebenen Straßen wurden geebnet und ihre Reinlichkeit, sowie die Straßenbeleuchtung verbessert. Arbeiter wußte Suarez sich immer zu verschaffen: alle Vagabunden wurden aufgegriffen und zu öffentlichen Arbeiten verwendet — was man auch in Deutschland nachahmen sollte —, die öffentlichen Dirnen mußten die Straßen fegen oder in den Hospitälern Dienste leisten. Die unzüchtigen Negertänze wurden verboten und mit Peitschenhieben bestraft. Aus den Spielhäusern ließ er die vornehmsten Leute, Generale und Obersten ausheben und ohne Gnade eine Nacht im gemeinen Gefängnis neben Dieben und betrunkenen Negern verbringen. Schlimm ging es allen denen, welche glaubten, durch „empeños“ (Verwendungen einflußreicher Personen) freizukommen. Ein Mann, welcher eine Schwindelei begangen, brachte einen Empfehlungsbrief des Präsidenten des obersten Gerichtshofes. Sofort ließ ihn Suarez zwei Tage lang einstecken. Darauf erst ward der Mann verhört und erhielt acht Tage Gefängnis. Nachdem er seine Strafe abgesessen, gab ihm Suarez einen Brief an den Herrn Präsidenten mit, worin er sagte, er habe seine Empfehlung nach Gebühr berücksichtigt. Fleißige Handwerker, wenn sie sich einmal betrunken oder geprügelt hatten, behandelte Suarez glimpflich, desto strenger

aber alle Faullenzer, wenn sie auch den höheren Ständen angehörten. Gefängnis war während seiner Verwaltung immer mit Zwangsarbeit verbunden und Vornehme oder Geringe hatten zu arbeiten. Er beging allerdings manche eigenmächtige Handlung, aber stets war er gerecht und machte aus Lima eine ganz andere Stadt. Nur solche Behörden können in einem Lande, wo die Gerichte so korrumpiert und das Volk so verkommen ist, etwas ausrichten. Damals war der mächtige General Castilla Präsident von Peru, der das energische Benehmen des Intendenten gerne sah und ihn immer beschützte. Leider hat Lima nie wieder einen so tüchtigen Polizeidirektor und Peru nie wieder einen so tüchtigen Präsidenten besessen.

Ein Segen wäre es wohl für das spanische Amerika, wenn in einer seiner Republiken ein unerbittlicher Despot, wie Rosas einer war, aber ein Mann von reinerem Charakter und mehr patriotischem Eifer zur Macht gelangte, entschlossen, diese Länder von der Unterdrückung gieriger Demagogen zu befreien, der herrschenden Korruption zu steuern und Ordnung und Ruhe ihnen zu geben. Allein ein solcher hat sich noch nicht gezeigt, Diktatoren sind schon zu Dutzenden dagewesen, aber einer habsüchtiger, verworfener und unfähiger als der andere; ein Monarch würde sich auch nicht lange halten können, weil alle Elemente fehlen, auf die er sich stützen könnte, und er nirgends sicher gegen Verrat wäre. Auch würden die Nordamerikaner, die in Wirklichkeit allein den Kaiser Maximilian stürzten, schwerlich einen Monarchen lange regieren lassen, weil sie selbst auf eine spätere Annexion dieser Länder spekulieren und es daher in ihrem Interesse liegt, sie nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Ebenso verkommen wie alles andere ist auch in den meisten Ländern des spanischen Amerika der Klerus. Schon Ulloa gab als Grund dieser Verkommenheit an die allgemeine Sittenlosigkeit, die in jenen Ländern sich vorfand; ferner den Reichtum der Klöster und Pfarreien und namentlich die üble Gewohnheit, die in den Orden Spaniens herrschte, ihre Klöster dadurch zu säubern, daß sie stets ihre schlechten Subjekte nach Amerika schickten. Kein Wunder, daß der Klerus dort so verdorben war und es großenteils heute noch ist; allein ein Hauptgrund seiner Entsittlichung, der allerdings zur Zeit Ulloas noch nicht so zu Tage getreten war wie heute, ist das von der Krone Spaniens und Portugals überkommene Staatskirchentum.

In jenen Ländern herrschten bekanntlich die Freimaurer unumschränkt, und die beiden Hauptparteien dort, die sich auch „Konservative“ und „Liberale“ nennen, werden von zwei rivalisierenden Freimaurer-Cliquen geleitet. Feste Principien haben diese Parteien keine: es handelt sich bei ihnen hauptsächlich um den Besitz der Ämter, und dies ist auch der Grund der ewigen Revolutionen, die freilich nicht so gefährlich sind wie die Re-

volutionen in Europa, da es fast nur Militäraufstände sind, an denen das Volk wenig teilnimmt. Wird nun ein Bischofssitz vakant, so ernennt die gerade am Ruder sich befindende Partei einen ihrer Genossen zum Bischofe, der seinerseits wieder gebunden ist, jede erledigte Pfarrei an einen Parteigenossen zu vergeben. Unter solchen Umständen ist es wirklich noch zu verwundern, daß der dortige Klerus und das Volk, das er zum Guten führen soll, nicht noch schlechter geworden, als sie es bereits sind. Alle Schritte, die von Rom aus gegen diese heillose Wirtschaft versucht wurden, haben bis jetzt wenig ausgerichtet. Vor einigen Jahren versuchte der päpstliche Nuntius die Reform der Klöster in Lima durchzuführen, wobei ihn auch der damalige Präsident Balta trotz des Lärmens der Freimaurerpresse, die ohne Ausnahme die Partei der schlechten Mönche nahm, kräftig unterstützte. Der Nuntius hatte bereits begonnen, die Klöster der Dominikaner, Augustiner, Mercedarier und beschuhten Franziskaner von den schlimmsten Subjekten zu säubern, da ward plötzlich Präsident Balta ermordet und die Reform war zu Ende. In Ecuador that Präsident Garcia Moreno dasselbe. Ich war mit ihm persönlich bekannt, noch ehe er Präsident war, und damals sagte er mir, als einmal unsere Konversation sich um die spanisch-amerikanischen Zustände drehte, diese Länder könnten nur gebessert werden, wenn eine gründliche Reform des Klerus vorhergegangen wäre. Nachdem er Präsident geworden, jagte er — unter Mitwirkung der höheren geistlichen Behörde — alle Mönche, welche sich weigerten, sich den Reformen zu unterwerfen, aus den Klöstern heraus, und bald zeigte sich die gute Wirkung dieser strengen Maßregel. Ein besserer Geist zog in die Klöster und überhaupt in die größeren Städte Ecuadors, und der sittliche Zustand begann sich zu heben. Wie es nach Garcia Morenos Ermordung in Ecuador geworden, ob die ausgestoßenen Mönche unter dem Schutze der Freimaurer wieder in die Klöster gezogen sind, weiß ich nicht. Überall in Südamerika kann man dasselbe beobachten: stets ist die schlechte Presse mit dem schlechten Klerus im Bunde, und alle Anstrengungen, die der bessere Teil der Geistlichen und namentlich die Jesuiten — die übrigens mit Ausnahme einiger weniger Staaten überall dort vertrieben sind und gerade den verdorbenen Klerus zum Hauptgegner haben — gegen die Korruption machen, werden von der sogenannten „freisinnigen" Presse als „ultramontaner Fanatismus", „jesuitische Herrschgelüste" u. dgl. verdächtigt.

So sehr man aber auch die vielen und großen Fehler der spanischen Kreolen verurteilen mag, die Gerechtigkeit erfordert es, daß man auch wieder ihre guten Seiten betont, ihre Gutmütigkeit und Gastfreundschaft, die auch in Chachapoyas und der Umgegend von Weißen und Mestizen — nicht von Indianern — vielfach geübt wird. Man kann wirklich sagen, daß bei den Pflanzern dieser Regionen die Gastfreundschaft die vorherr-

schende Tugend ist. Sie ist so vollständig, so naiv und so uninteressiert, daß man sich bei uns zulande kaum einen Begriff davon machen kann. Kommt man im Hofe einer Pflanzung an, so wird man vom Eigentümer empfangen, der sich nach unserm Befinden erkundigt und uns auffordert, abzusteigen. Von diesem Augenblicke an ist man wie zu Hause, man sagt seinen Namen und wird den verschiedenen Mitgliedern der Familie vorgestellt. Niemand findet etwas dabei, wenn man seinen Aufenthalt auf einen ganzen Monat verlängert, stets wird man mit dem Taufnamen mit vorgesetztem „Don“ angeredet, wie überhaupt im spanischen Amerika die Zunamen selten gebraucht werden. Man erhält sein Schlafzimmer, das ebenso gut ausgestattet ist, wie das des Besitzers, nimmt seinen Sitz an dem Speisetische der Familie und hat den guten Leuten keine andere Vergütung zu geben, als daß man ihnen die neuesten Nachrichten aus Lima mitteilt oder von den Wundern Europas erzählt, wobei nicht nur die Familie, sondern auch die ganze indianische Dienerschaft mit offenen Augen und Ohren zuhört, obgleich die letztere meist kein Wort Spanisch und folglich auch die Konversation nicht versteht; sie will sich aber den Anschein geben, als verstehe sie alles und nehme an allen Freuden der Familie den regsten Anteil. Erklärt man schließlich seinen Entschluß, abzureisen, so bitten alle Familienglieder, Männer und Frauen, so dringend und in Ausdrücken so warmer Freundschaft, man möge noch bleiben, daß man nicht umhin kann, noch etwas länger zu verweilen, und muß man endlich aufbrechen, so wird man von dem Besitzer und dessen Söhnen oder Brüdern noch eine Legua weit zu Pferde begleitet — noch ein Händedruck und man sieht sich wahrscheinlich nie mehr wieder. Die nächste Nacht hat man vermutlich im Freien zu kampieren, und wie angenehm überrascht ist man dann, wenn man beim Auspacken seiner Reise-Utensilien einen Sack mit allerhand Lebensmitteln und Leckerbissen findet, den die vortrefflichen Leute beim Aufladen unter das Gepäck geschoben hatten. Diese Art von Gastfreundschaft ist in vielen Regionen des Innern von Peru und Bolivia ganz allgemein, und wenn es auch Ausnahmen giebt, so bestätigen diese doch nur die Regel.

Zur Zeit, als wir nach Chachapoyas kamen, war der ehrwürdige Don Pedro Ruiz Bischof dieser Stadt; derselbe behandelte unsere Expedition mit der größten Freundlichkeit, besuchte die Leute häufig und gab ihnen viel Schocolade und eingemachte Sachen für die Reise mit. Er war überhaupt ein Freund der Fremden. Enthusiastisch war er eingenommen für die Kolonisierung der das Amazonenthal begrenzenden Hochlande, für die Errichtung von Verbindungswegen zwischen den Städten des Innern und den schiffbaren Zuflüssen des Amazonenstromes, und besonders lag ihm am Herzen die Bekehrung und Civilisierung der dort hausenden wilden, zum Teil noch menschenfressenden Indianerstämme. Ich selbst verdanke dem frommen Bischofe mein Leben.

Im Jahre 1855 grassierte das gelbe Fieber und auch ich ward davon befallen. Mein deutscher Arzt hatte mich bereits aufgegeben, als der Bischof, der von meiner Krankheit gehört, mich besuchte. Gleich sagte er, es sei unrecht, alle Hoffnung schon aufzugeben, ohne weitere Versuche zu machen; er eilte sofort weg und kam bald zurück mit einem spanischen Arzte, der mich wieder herstellte. Als ich, zum Skelette abgemagert, zum erstenmal wieder ausging, sah ich beim Vorbeigehen in einer Obstbude wunderschöne Pfirsiche, deren Anblick ich nicht widerstehen konnte. Die Händlerin, eine alte Negerin, sah mich groß an, schüttelte den Kopf und sagte: „Ihnen verkaufe ich keine Pfirsiche, es wäre Ihr Tod." Es giebt also auch unter Negern ebensogut wie unter Weißen Leute, die das Herz auf dem rechten Flecke haben.

Bischof Ruiz war der Hauptpionier des obern Amazonenthales; er besuchte die wilden Stämme am Marañon, Ucayali, Pastaza und Morona und entdeckte zuletzt, nachdem er verschiedenemal vergebens in die Wildnis eingedrungen, einen bequemen Verbindungsweg zwischen seiner Vaterstadt Chachapoyas und dem schiffbaren Rieva, der in den Marañon mündet. Die furchtbarsten Strapazen hatte er auf dieser letzten Reise ausgestanden, fast war er vor Hunger dabei umgekommen, und sein nicht sehr starker Körper erlag am Ende allen diesen Mühseligkeiten. Auf der Rückreise bekam er eine heftige Dysenterie, so daß er nach Chachapoyas getragen werden mußte, wo er ein paar Tage nachher starb (1862).

Nur ein Mann, welcher selbst Entdeckungsreisen in den Urwäldern des tropischen Amerika gemacht hat, ist imstande, die Arbeiten dieses frommen und aufopfernden Apostels gehörig zu würdigen. Die steilen Gebirgspfade, welche zwischen fürchterlichen Abgründen sich hinwinden, die tiefen Moräste, die dichten und wildverwachsenen Forste, die Gefahren vor wilden Indianern, Raubtieren und giftigen Schlangen, die schlechten und spärlichen Nahrungsmittel, die oft sündflutartigen Regengüsse und schrecklichen Gewitterstürme, die tosenden und schäumenden Gebirgsströme, wo das schwache Kanoe jeden Augenblick in Gefahr ist, an den Felsen zu zerschellen — alles dies sind Hindernisse, vor denen die meisten Männer erzittern. Hier treibt den kühnen Pfadfinder nicht das Bewußtsein, welches den Krieger erregt, daß er sich mit Ruhm bedeckt, wenn er die feindliche Batterie nimmt, und daß so viele Augen in der Schlacht auf ihn gerichtet sind — allein oder nur in Begleitung von wenigen Indianern dringt er in den finstern Urwald, und erliegt er endlich den Strapazen, so stirbt er einsam und verlassen, den wilden Tieren eine Beute und auf ewig verschollen!

Im Jahre 1854 ging eine Expedition, meist aus Kaliforniern bestehend, lauter abgehärtete und erfahrene Hinterwäldler, von Chachapoyas ab nach den Goldwäschereien, welche sich am Marañon oberhalb seiner

letzten Wasserfälle befinden sollten. Sie nahm eine ähnliche Richtung, wie sie Bischof Ruiz auf seiner letzten Reise genommen hatte, doch die wenigsten dieser Leute kamen wieder zurück! Die übrigen waren in den Wasserfällen oder durch Fieber und Hunger umgekommen. Einer der Überlebenden, ein junger Holsteiner von 20 Jahren, der schon unsere Expedition mitgemacht, dem das Leben am Amazonenstrome aber nicht behagt hatte, schilderte mir später seine Abenteuer auf dieser Reise, die ich hier kurz wiedergeben will [1].

Als der Holsteiner auf seiner Rückreise vom Amazonenstrome wieder nach Chachapoyas kam, traf er dort die Yankees, mit denen er sich, da er kein Englisch sprach, nicht verständigen konnte. Bald stellte es sich aber heraus, daß auch ein Berliner sich bei der Bande befand, der, als er merkte, daß unser Holsteiner Spanisch sprach und gerade vom Amazonenstrome kam, ihn gleich seinen Kameraden vorstellte, die nun freundlicher gegen ihn wurden, da ihnen ein solcher Mann, der manchen Aufschluß geben konnte, sehr erwünscht kam. Sie erzählten, sie hätten in kalifornischen Zeitungen gelesen, die reichsten Goldminen befänden sich am obern Amazonenstrome oder Marañon, oberhalb des Pongo de Manseriche, was ihnen in Lima von Leuten, die auch das Innere kannten, bestätigt worden sei. Des Holsteiners Einwurf, er selbst hätte kein Gold am Amazonenstrome gesehen, verlachten sie — „nur ein Dutchman“, meinten sie, „könne dort unten Gold suchen, am untern Sacramento gäbe es auch keines, in den Bergen werde es schon anders aussehen“.

Sie luden ihn dann ein, mit ihnen zu trinken, und als der gute Holsteiner halb betrunken war, überredeten sie ihn, ihre Tour nach dem Eldorado mitzumachen. Er unterschrieb denn auch seinen Namen und zahlte gleich 20 Pfund Sterling als seinen Beitrag für die Kosten ein. Die Kalifornier führten teilweise viel Gold mit sich, unser Holsteiner hielt es aber für geratener, ihnen zu verheimlichen, daß er auch noch welches besäße, und nähte am folgenden Tage seine ganze Barschaft — etwa 100 Pfund Sterlinge — in seinen Überrock ein. Die Expedition bestand aus 30 Yankees, dem Holsteiner, dem Berliner und einem Peruaner, der sich noch in Chachapoyas ihnen anschloß. Der Bischof von Chachapoyas besorgte ihnen noch zwei indianische Wegweiser, und schon nach zwei Tagen ward nach den Goldminen des Marañon aufgebrochen.

Schon in den ersten Tagen merkte unser Freund, in welche Bande er geraten war. Es war der roheste Auswurf von bestialischen Yankees, wie nur Kalifornien ihn zu jener Zeit aufweisen konnte. Er wollte gleich zurückkehren, aber der Berliner bestimmte ihn zuletzt doch, weiter mitzugehen. „Haben wir Gold genug gefunden,“ sagte er, „so brechen wir des

[1] Im „Ausland“ von 1871 habe ich dieselben eingehend beschrieben.

Nachts mit den beiden Indianern auf und überlassen jene Bestien ihrem Schicksale. Viele von ihnen haben schon dreimal in Kalifornien ein Vermögen gemacht und es wieder durchgebracht, einige Spieler sind unter ihnen, die sich nicht mehr Gewissen daraus machen, unser Geld wegzunehmen und uns eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als einen Hund totzuschießen; aber die Burschen haben im Goldsuchen viel Erfahrung — ist Gold vorhanden, die finden es gewiß."

Die meisten dieser Abenteurer betrugen sich auf die brutalste Weise gegen jeden, der nicht Nordamerikaner war. Die beiden indianischen Wegweiser wurden oft auf das unmenschlichste mißhandelt; des Nachts banden sie dieselben immer fest, damit sie nicht entfliehen konnten. Den armen Peruaner, der kein Wort englisch sprach, traten und stießen sie, wenn er ihnen in den Weg kam, ebenso die Indianer, wenn diese nicht verstanden, was die Yankees wollten. Konnten die letzteren kein Vieh erhandeln, so trieben sie es ohne Umstände weg. Natürlich ward dies bald unter den Indianern bekannt, die stets alle ihre Habseligkeiten, ehe die Expedition sich sehen ließ, in Sicherheit brachten und versteckten. Doch erlangte der Holsteiner, der Spanisch und auch etwas Quichua sprach, manches, was die Amerikaner sich nie verschaffen konnten.

Bald hörten alle Wege und Ansiedelungen auf und man mußte sich einen Weg durch den dichtverwachsenen Urwald hauen. Die Amerikaner arbeiteten wie die Bären, ohne je den Mut zu verlieren, ließen aber ihre indianischen Wegweiser nie aus den Augen, so daß diese nie Gelegenheit fanden, zu entschlüpfen. Manchmal kamen sie zu kleinen Savannen, wo sie einen Tag lang rasteten, um Maultiere und Schlachtvieh sich erholen zu lassen. Ermüdete ein Maultier, so ward es zurückgelassen. Immer vorwärts, hieß es, obgleich es beständig regnete — die Regenzeit war bereits eingetreten — einige bekamen Fieber — einerlei, immer vorwärts. Der arme Peruaner konnte zuletzt nicht mehr weiter — ohne Mitleid ward er zurückgelassen, um im Urwalde zu verschmachten. Nie mehr ward etwas von ihm gehört, wahrscheinlich haben ihn die Tiger zerrissen!

Trotz all dieser Eile dauerte es zwei Monate, ehe sie am Nievas-Flusse ankamen. Hier wurden nun acht Flöße gezimmert, das sämtliche Vieh geschlachtet und trockenes Fleisch bereitet — den Pferden und Maultieren, die von nun an unnütz wurden, schenkte man die Freiheit. Nachdem alles Gepäck auf die Flöße geladen war, schiffte man sich ein und überließ sich der Strömung. Unser Held hatte sich, wie viele andere, durch die beständige Nässe das Fieber zugezogen — doch darauf achtete niemand; wer zurückblieb, war verloren. In den ersten sechs Stunden ging alles gut, der Fluß floß ruhig, und schon glaubten die Reisenden alle Gefahr überstanden. Aber nach und nach ward die Strömung stärker, der Strom schoß nun durch Felsen und war mit Klippen besäet; das

Brüllen des Wassers ward immer fürchterlicher — an einen Widerstand war nicht mehr zu denken. Mit Sturmesschnelle wurden sie fortgerissen einen 3 m hohen Wasserfall hinab in den schäumenden Wirbel. Drei von den acht Flößen verschwanden und neun Mann ertranken; fast all ihr Gepäck war verloren. Der Holsteiner, der sich an sein Floß geklammert hatte, rettete nur sein nacktes Leben; selbst sein Rock, den er ausgezogen und in welchen er alles Geld eingenäht hatte, war vom Wasser weggespült worden.

Nur einen einzigen Sack Reis hatten sie bei dem Schiffbruche gerettet, sowie etwas Pulver, das sie wieder trockneten, acht Schießgewehre, mehrere Revolver, Äxte, Schaufeln und Pfannen. Der Holsteiner hatte beständig das Fieber und konnte sich kaum regen. Hauptsächlich den beiden Indianern dankte er sein Leben; da er der einzige war, mit dem sie sprechen konnten, so hatten sie ihn liebgewonnen und pflegten ihn in seiner Krankheit. Mit ihren Blasrohren schossen sie oft Federwild, sammelten Waldfrüchte, welche die Amerikaner nicht kannten, Palmenkohl, wilde Kartoffeln u. dgl., was sie immer mit dem armen Kranken teilten und für ihn zubereiteten.

Endlich hörten sie ein entferntes dumpfes Tosen, und schon glaubten sie, daß wieder neue Schrecknisse, Wasserfälle und Schiffbruch auf sie warteten, da mündete der Nievas in einen andern viel größern Fluß, mit dem sich auf der andern Seite noch ein anderer Strom verband. Nun war kein Zweifel mehr, sie hatten ihr Ziel erreicht! Der Zusammenfluß von drei Strömen, es paßte ganz zu der Beschreibung, die sie durch den Bischof in Chachapoyas erhalten hatten — der Nievas, Santiago und Marañon vereinigen sich kurz vor dem Pongo de Manseriche, den letzten Stromschnellen des Marañon. Hier mußten die Goldminen sein.

Gleich liefen nun alle, auch die Fieberkranken und Todmüden, mit Schaufeln und Pfannen nach dem Flusse, fanden aber nur an einer einzigen Stelle wenig und zwar sehr feines Gold. Der Fluß war noch viel zu hoch, um gehörig arbeiten zu können. Jetzt ward also beschlossen, zu warten, bis das Wasser gefallen sei. Hütten wurden gebaut, aber man wartete vergebens; Wochen und Wochen vergingen und das Wasser wollte nicht niedriger werden. Dabei hatten die Leute mit dem größten Hunger zu kämpfen; schon auf dem Nievas-Flusse war ihr kärglicher Reisvorrat zu Ende gegangen und jetzt lebten sie nur von Affenfleisch und Palmenkohl. Immer seltener wurden die Affen, und nur wenige der Goldsucher waren noch imstande, auf die Jagd zu gehen; wohl die Hälfte litt an Fieber und Dysenterie. Schon mehrten sich die Stimmen zu gunsten der Abreise, jede Woche ward hierüber abgestimmt, und zuletzt waren es fast nur noch die Kranken, welche nicht weiter konnten, die für ein längeres Bleiben stimmten.

Acht von diesen waren bereits in den letzten Tagen gestorben, und wie es sich später als fast sicher erwies, der Arzt hatte sie vergiftet! Dieser, ein früherer Barbier aus San Francisco, war nämlich einer der Eifrigsten für das Abreisen, und um hierfür die Mehrheit zu gewinnen, schaffte er die Kranken beiseite!

Auch dem armen Holsteiner gab er ein Pulver, worauf Gaumen, Zahnfleisch und Mund bald anschwollen und der Leib weit aufgetrieben ward; in ein paar Tagen verlor der Patient die Hälfte seiner Zähne. Da zwang der Berliner den Barbier, dem Kranken ein Gegenmittel zu geben, indem er schwor, ihn zu erschießen, wenn jener sich nicht binnen zwei Tagen besser befände. Einige Brech- und Abführmittel besserten bald seinen Zustand.

Drei fürchterliche Monate vergingen auf diese Weise, bis sich endlich die Mehrzahl zur Abreise entschloß. Es war im Monat April — hätten sie noch ein paar Wochen warten können, so wäre der Fluß jedenfalls gefallen; aber sie glaubten, er würde nie mehr niedriger werden, und der Hunger zwang sie zum Aufbruche. Sie wären schon früher aufgebrochen, wenn nicht das Brüllen des „Pongo de Manseriche“, das sie beständig hören konnten, einen Teil der Leute eingeschüchtert hätte. Endlich bestiegen sie wieder ihre Flöße und überließen sich resigniert der Strömung. Krank wie der Holsteiner war, konnte er nur wenig durch das Palmendach des Floßes blicken und mir daher nur eine spärliche Beschreibung der letzten Kaskaden des Amazonenstromes später geben. Kurz vor den Fällen ist der Strom etwa 800 Schritte breit, worauf er sich plötzlich verengt und durch ein Felsenthor schießt. An einigen Stellen schien der Fluß kaum 50 Schritte breit zu sein, und durch solche flog das Floß mit der Schnelligkeit eines Pfeiles. Die Strömung war so stark und die Leute so ausgehungert und schwach, daß an ein Arbeiten nicht zu denken war; sie mußten sich ruhig der Strömung überlassen. Ein Floß ward an einem Felsen zerschellt, wobei zwei Mann ertranken; die übrigen kamen glücklich durch. Nach unseres Freundes Schätzung mochte diese Fahrt durch den Pongo de Manseriche etwas über eine halbe Stunde gedauert haben, doch nicht überall flogen sie mit derselben Schnelligkeit durch. Am Ausgange des Felsenthores breitete sich der Amazonenstrom aus wie ein ruhiger See in einer unermeßlichen Ebene, und alle fühlten, jetzt wären sie gerettet. Bald trafen sie ein Kanoe mit wilden Indianern, die viel getrocknetes Wildschweinefleisch bei sich hatten. Sofort ward es ihnen abgenommen und ein Teil gleich roh verzehrt.

Nach zwei Tagen kamen sie in ein kleines Indianerdorf, wo aber außer etwas Fisch und Bananen keine anderen Lebensmittel aufzutreiben waren. Hier erhandelten sie sich ein paar Kanoes, gingen damit eine kurze Strecke den nahen Huallaga-Fluß hinauf und befuhren dann den

Aipena bis in die Nähe von Jeveros. Hier fand unser Freund die gastfreundlichste Aufnahme und liebevollste Pflege im Hause des Pfarrers. Die Yankees hingegen machten sich bald durch ihre Roheit und beständigen Mißhandlungen der harmlosen Einwohner des Ortes auf das tiefste verhaßt und zogen glücklicherweise nach wenigen Tagen schon weiter. Die beiden Deutschen blieben noch einen Monat länger bei dem Pfarrer, der ihnen vier Indianer mitgab, die den Kranken abwechselnd bis Balsapuerto tragen mußten. Nun war der Holsteiner wieder in ihm wohlbekannter Gegend; der Berliner trennte sich hier von ihm und ging mit brasilianischen Händlern den Fluß hinab nach Brasilien. Da das Fieber wiedergekehrt war, blieb unser Held noch 14 Tage in Balsapuerto, im Hause des Alkalden, wo die Vampyre von seinem wenigen Blute noch einen Teil abzapften. Er ward dadurch so geschwächt, daß er zur Reise nach Moyobamba, die man sonst in sechs Tagen zurücklegt, 14 Tage brauchte. Der Alkalde hatte ihm zwei Indianer und hinreichende Lebensmittel mitgegeben.

Die Amerikaner waren in kleinen Partieen und trotz aller Warnungen ohne Führer weitergezogen. Auf dem Wege von Balsapuerto nach Moyobamba verirrten sich drei und kamen durch Hunger um. Reste von ihnen wurden noch gefunden, das übrige hatten die Tiger verzehrt. Im ganzen kamen nur acht Mann der Expedition nach Moyobamba; mit dem Berliner und den beiden indianischen Wegweisern hatten sich also nur elf Mann von den 34, die zusammen von Chachapoyas aufbrachen, gerettet!

Zwei Amerikaner und ein amerikanisierter Irländer zogen zusammen aus Moyobamba, um wieder nach Lima und von da nach Kalifornien zurückzukehren. Der Irländer hatte 3000 Dollars in Gold in seinem Rocke eingenäht, was er bisher streng verheimlicht hatte. In Moyobamba aber, in seiner Freude, sich gerettet zu sehen, hatte er seine Kameraden gehörig traktiert und ein paarmal über den Durst getrunken, wobei ihm sein Geheimnis entschlüpfte. Auf der Reise schleppten ihn seine Begleiter mit Gewalt abseits, banden ihn an einen Baum und überließen ihn, nachdem sie das Gold genommen, seinem Schicksale, hier in der Wildnis elendiglich zu verschmachten. Zufälligerweise passierte ein Indianer mit seinen Hunden am Abende desselben Tages diesen Weg. Plötzlich fingen die Hunde ganz wütend an zu bellen und ließen mit ihrem Geheule nicht nach, bis der Indianer sich entschloß, in den Wald zu dringen und nachzusehen, und so den schon halbtoten Irländer entdeckte, den er nach dem nahen Rioja brachte. Von hier aus wurden gleich Boten nach Chachapoyas geschickt, wo auch die beiden Yankees festgenommen wurden. Allein schon am nächsten Tage waren sie durch das Dach aus dem Gefängnisse entwichen, und nie mehr hat man etwas von ihnen noch von dem Golde

gehört. Der Irländer ging nach Callao und von dort nach Kalifornien zurück.

Unser Holsteiner blieb in Moyobamba einen Monat im Hause eines Franzosen, wo er sich, obgleich das Fieber öfters wiederkehrte, ziemlich wieder erholte. Zu Fuß ging er von dort in Begleitung eines Indianers nach Chachapoyas, wo er in einem ganz elenden Zustande ankam. Die Füße waren geschwollen, noch von den Vampyrbissen von Balsapuerto her in Eiterung, alle Nägel von den Zehen gelöst und dabei hatte er wieder das Fieber. In dem herrlichen Klima von Chachapoyas, wo er ein paar Wochen blieb, ward er bald soweit hergestellt, daß er seine Reise nach Callao fortsetzen konnte, wo er nach mancherlei Beschwerden, in Lumpen gehüllt und halbnackt, anlangte, eher einem dem Grabe entstiegenen Leichnam als einem lebenden Menschen ähnlich. In Lima hat er sich später ganz erholt und durch seinen Unternehmungssinn und große Thätigkeit ein hübsches Vermögen erworben.

Nur dem so überaus gesunden Klima in der Sierra und der guten Pflege, die er an mehreren Orten erhalten, hatte der arme Mann sein Leben zu verdanken. Es giebt wohl wenige Gegenden in der Welt, die ein besseres Klima aufzuweisen haben, als die hochgelegenen Regionen des Inneren von Peru. Durch die von der französischen Akademie der Wissenschaften gekrönten Werke[1] des Dr. Jourdanet, welcher selbst mehrere Jahre lang an Ort und Stelle den Einfluß der dünnen Luft in den Andes auf die Lungenkrankheiten beobachtet hat, kennt man jetzt besser die Wirkungen dieser Luft auf die Gesundheit des Menschen. Nach der Ansicht dieses gelehrten Arztes, der ganz auffallende Kuren, die dort in Fällen von Lungenschwindsucht zweiten und dritten Grades erzielt wurden, mitteilt, kann jene Krankheit sich nicht mehr jenseits der Mittellinie zwischen dem Niveau des Meeres und der Schneegrenze entwickeln, so daß in einem Orte wie Chachapoyas, bei einer Breite, wo die Schneegrenze sich ungefähr 4500 m über dem Meere befindet, die Lungenschwindsucht bei 2250 m Meereshöhe aufhören würde. In den meisten dieser Hochthäler kommen auch noch andere Ursachen hinzu, welche die Annehmlichkeit des Klimas noch erhöhen. Die Kette der Cordilleras schließt sie ab, schützt sie gegen alle Stürme und mildert ihre Temperatur. Zudem ist die Sonnenwärme dort ziemlich bedeutend, was zu der dort herrschenden Milde und Beständigkeit des Klimas beiträgt. Als solche Luftkurorte sind namentlich die Städte Tarma und Jauja berühmt, die beide, auf einer Meereshöhe von ungefähr 3000 m gelegen, nicht sehr weit von Lima entfernt und durch die bis in ihre Nähe führende Eisenbahn nicht mehr so

[1] Les Altitudes de l'Amérique tropicale, comparées au niveau des mers, au point de vue de la constitution médicale. — L'air raréfié dans ses rapports avec l'homme sain et avec l'homme malade. — L'influence de la pression de l'air sur la vie de l'homme.

schwer zu erreichen sind wie früher, wo manche Lungenkranke auf dem schauderhaften Wege zwischen Lima und Jauja gestorben sind. Um einen Fall von Lungenschwindsucht vollkommen zu heilen, so daß die durch diese furchtbare Krankheit an der Lunge erzeugten Wunden vernarben können, dazu gehört freilich ein Aufenthalt von zwei bis drei Jahren in einem dieser entlegenen Hochthäler, der in Bezug auf Komfort und Geselligkeit gar wenig Annehmlichkeiten bietet.

---

# IV.

# Loreto.

**Die peruanische Montaña. — Chinarinde. — Moyobamba. — Panama-Hüte. — Tarapoto. — Produkte. — Tauschhandel. — Schauderhafte Wege. — Flußreise. — Prachtvolle Urwälder. — Tierleben. — Der Huallaga. — Missionen der Jesuiten.**

An vierzehn Tage hatten wir in Chachapoyas gerastet und mußten uns endlich zum Aufbruch entschließen. Ich glaube, die guten Bewohner von Chachapoyas waren herzlich froh, als sie die wilden „Gringos" (Fremden) endlich los wurden, welche sie immer mit Zittern und Zagen betrachtet hatten; denn im Innern von Peru ist eine wohlbewaffnete Bande von hundert Europäern oder Nordamerikanern überall Herr, wo sie hinkommt: keine dort befindliche Macht könnte ihr widerstehen. Bis hierher war verhältnismäßig die ganze Reise ein Kinderspiel gewesen, von nun an aber fingen die Strapazen an. In Chachapoyas hatten wir neue Maultiere bekommen, welche uns bis Moyobamba (210 km) bringen sollten, auf einem so schauderhaften Wege, wie ich zuvor weder in Mejico noch in Kalifornien einen schlimmern gesehen. Die ersten 30 km bis zum Indianerdorfe Taulia waren erträglich: man kann sie bequem zu Pferde zurücklegen. Von Taulia ab steigt der Weg beständig bis zur kalten Puna von Piscohuañuni (im Quichua: Ort, wo die Vögel sterben) auf der östlichen Andeskette, welche hier die Gewässer des Marañon von denen des Huallaga scheidet. Einige Stellen dieses Weges können nicht wohl schlechter sein, namentlich die Höhe von Doval in der Nähe von Taulia. Um einen Begriff von dieser Stelle zu bekommen, denke man sich eine Treppe, die von vielen rundlichen Holzstöcken gebaut ist, welche (anstatt Stufen von Stein) quer auf einer Lage von schlüpfrigem Thone ruhen. Wenn die Tiere auf diese stets feuchten Hölzer treten — denn auf diesen Höhen regnet es beinahe jeden Tag —, so rutschen sie fast bei jedem Schritt aus und können kaum das Fallen vermeiden. So stürzte hier ein Packmaultier, welches gerade vor mir ging, in den 1000 m tiefen Abgrund, wo es zerschellt als eine unkenntliche Masse anlangte.

Glücklich ist der Reisende, wenn sein Pferd nicht den Fuß in ein Loch zwischen den verschiedenen Hölzern setzt, denn dann sind oft Reiter und Tier verloren.

Vom Gipfel der Andes an geht es beständig bergab über einen morastigen Weg, eingefaßt zu beiden Seiten von undurchdringlichem Urwalde, dessen Anblick, je tiefer man kommt, immer großartiger wird. Die ganze waldige Berglandschaft belegt der Peruaner mit dem Namen Montaña, deren oberste, äußerste Grenze la Ceja de la Montaña (Braue des Waldes) heißt. Pöppig schildert die Vegetation der Ceja sehr treffend, indem er sagt, sie zeichne sich auf den ersten Blick schon durch unbeschreibliche Dichtigkeit der Massen, durch völlige Undurchdringlichkeit weiter Flächen aus, welche mehr durch die sehr eigentümliche Art des Wachsens der Pflanzen jener Flora, als durch die große Unebenheit des Bodens hervorgebracht wird. Da die Schneiden und Gipfel der Felsen den Bäumen selten Nahrung in hinreichender Menge zu geben vermögen, so beginnen diese in verkehrter Richtung zu wachsen; der dicke, knotige Stamm wird kaum 4 m hoch und breitet sich in vielfach gedrehte Äste aus; allein er sendet entweder eine Menge Luftwurzeln über die Felsenwand hinab und sucht wie mit Fühlern nach seiner Nahrung umher, oder er verlängert geradezu seinen Stamm nach unten und erscheint dann wie ein hoher Baum, der nahe an seiner Krone einige dicke Wurzeln emportrieb. Alle höheren Gewächse der Ceja haben die besondere Eigenschaft, sich bis an den Boden mit Ästen zu bekleiden, die sich untereinander tausendfältig verwirren und dadurch einer Menge von Parasiten die besten Standorte bieten. Größere Stämme, vom Sturme umgeworfen, stürzen über dieses Gewebe hin, allein, durch Luftwurzeln ernährt, wachsen sie fort. Eine neue Kolonie von Schmarotzern, sogar große Sträucher, siedeln sich da an, und so liegt immer eine Schicht von Pflanzen auf der andern, und nur die alleruntersten ersterben nach langem Kampfe, erdrückt und der Sonne beraubt. Die dichte Vegetation ist durch die reichlichen Niederschläge bedingt, welche die ganze Region vom Kamme der Andes an bis zum Amazonas befeuchten. Dichte Nebel bedecken alle Morgen die Landschaft. Die Ceja selbst ist darum nur äußerst spärlich bevölkert, die Entfernung der Ceja von der eigentlichen, tiefergelegenen Montaña — „Montaña real“, königlichen Wald, nennen sie die Peruaner — ist sehr verschieden; bald braucht man 6—8 Tage, bald reitet man in einem Tage durch alle Klimate und Pflanzenzonen, vom Kamme des Gebirges bis in die warmen Thäler hinab. Auf unserm Wege konnte man dies in 3 Tagen abmachen.

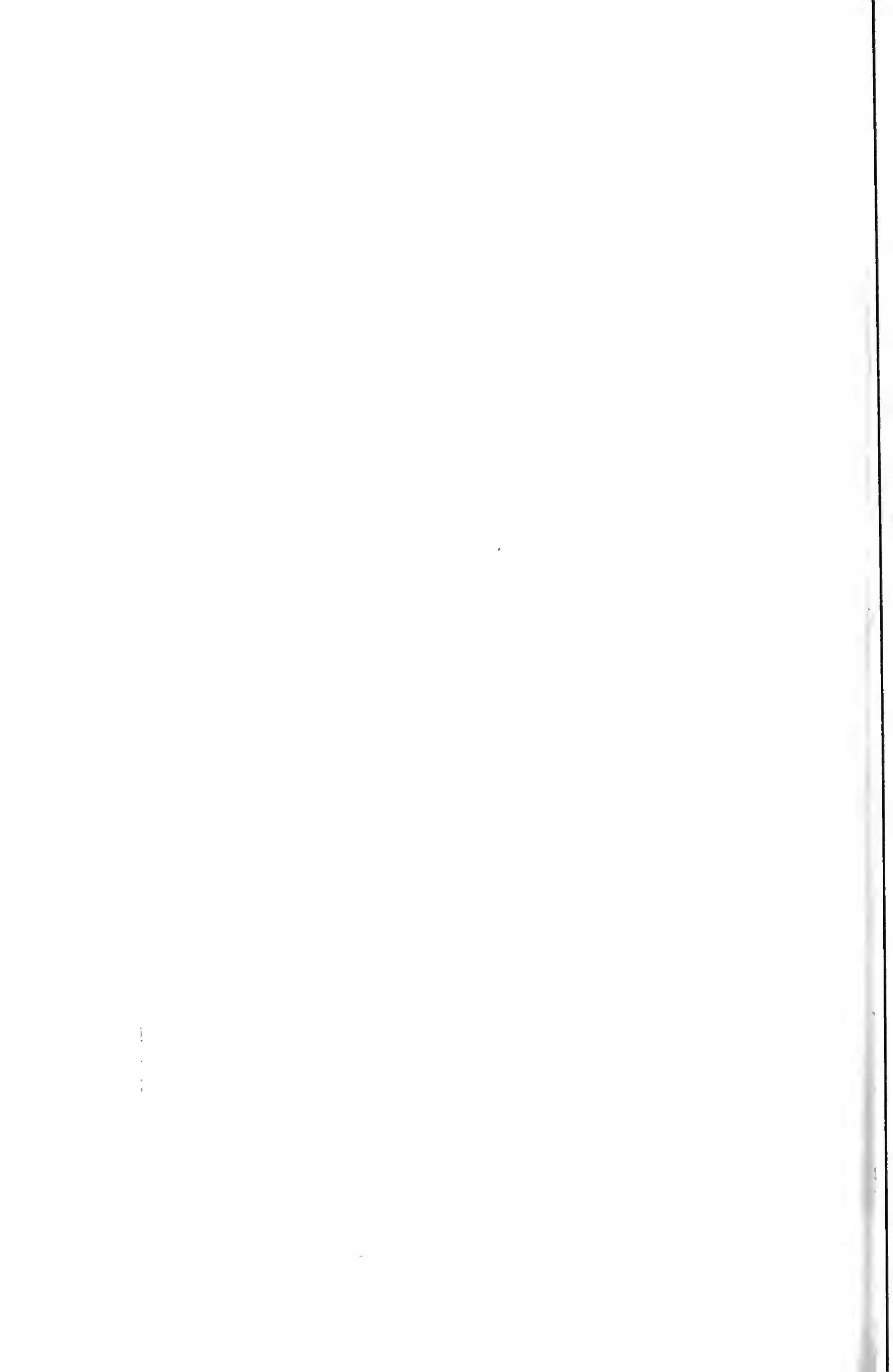
Der letzte Abhang — „la Ventana“, das Fenster, genannt —, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht nach den Ebenen und letzten Vorbergen des Amazonenstromes und des Huallaga genießt, ist die gefährlichste von allen Stellen dieses halsbrecherischen Weges. Stufen, oder vielmehr



Zu Seite 104.




Urwald.



große Steine, meist 60 cm hoch, bilden auf eine Strecke von nahe an hundert Schritt den ganzen Pfad, und hier müssen die Tiere von Stufe zu Stufe herabspringen. Nur ein Maultier bringt dies fertig, kein Pferd ist dazu imstande. Die Worte: „el pié de la mula es un clavo, der Fuß des Maultiers ist ein Nagel“, ist buchstäblich wahr. Oft führt nämlich dieser Weg ganz launenhaft abwärts. In tausend Rinnsalen kommt das Wasser den steilen und an vielen Stellen lehmigen Weg hinab, und hier beginnt das Maultier zu zeigen, was es leisten kann und will. Das Tier setzt die vier Füße zusammen und gleitet, ohne zu zögern, dreißig und mehr Schritte hinab, und selbst wenn die schlimmste Stelle eine Kurve macht, kommt es doch glücklich da an, wo ein falscher Schritt es samt dem Reiter zerschmettert in den unten tosenden Strom werfen würde. Zudem ist der Weg an manchen Stellen so schmal, daß die Maultiere einander nicht ausweichen können. Die Maultiertreiber lassen dann vorher einen lauten Warnruf ertönen, um die etwa entgegenkommenden Züge zu veranlassen, an breiteren Stellen zu halten, bis sie vorübergegangen sind. Ist der Ruf überhört und treffen sich zwei Tiere an unausweichbaren Stellen, so muß entweder das eine entlastet und zurückgeführt oder, wenn auch dazu der Raum nicht ausreicht, unbarmherzig hinabgestürzt werden, um der größern Schar Platz zu machen. Stellenweise muß man auch durch ganz schmale Klüfte reiten, die hier und da kaum breiter sind als das Reittier selbst; der Reiter ist dann gezwungen, seine Beine über den Hals des Tieres zu legen und die großen, plumpen, mit Metall beschlagenen Steigbügel abzuschnallen, damit das Tier nicht verletzt werde.

Von Taulia bis zum ersten bewohnten Orte, Rio Negro, führt der Weg 150 km weit durch eine ununterbrochene Wildnis. Sechs von Rohr gebaute und mit Palmblättern gedeckte „Tambos“ sind auf Entfernungen von je sechs Leguas (9 Wegstunden) errichtet, um den Reisenden Schutz gegen die hier im größten Teile des Jahres herrschenden Regen zu gewähren. Rio Negro ist, wie gesagt, der erste bewohnte Punkt, nachdem man Taulia verlassen hat. Es ist eine kleine Zuckerrohr-Pflanzung, auf der im ganzen etwa 20 Personen wohnen. Sie erhielt ihren Namen vom Rio Negro, einem Flusse, der in großen Massen krystallhellen Wassers aus einem großen Felsen springt. Der Weg folgt diesem Flusse auf eine große Strecke hin, dann verschwindet der Fluß plötzlich, um einige Stunden weit unterirdisch zu fließen.

Rio Negro liegt schon in der eigentlichen „Montaña Real“, dem echten tropischen Urwalde. Hier ist das Pflanzenleben so überaus üppig, daß man nicht begreifen kann, wie eine so kleine Bodenfläche eine solche Masse Pflanzen hervorzubringen und zu ernähren vermag, und in der That genügt auch oft der Raum auf dem Boden nicht für alle seine Kinder; die Baumstämme müssen die verschiedenartigsten Schlingpflanzen tragen,

die sie wie mit einem mit Blumen übersäeten Teppiche umgeben. Durch diese seltsamen Gruppierungen erweitern die Wälder wie die Flanken der Berge und Felsen das Gebiet der organischen Natur; die nämlichen Lianen, welche auf der Erde kriechen, erklimmen auch die Gipfel der Bäume und schicken ihre Ranken, bis 30 m hoch, von einem Baumriesen zum andern hinüber. Diese Gebirgsurwälder übertreffen an Pracht und Üppigkeit der Vegetation noch die Urwälder der Ebenen des Amazonenthales, die mir wenigstens lange nicht so großartig erschienen wie jene. Wildromantisch und düster sieht es in der Montaña aus. Große, graue, bemooste Felsblöcke liegen zerstreut im dichten Walde umher, umgeben von ungeheuren Stämmen, die bald schlank an 30 m kerzengerade emporsteigen, bald bauchig angeschwollen, teils auf hohen Stelzenwurzeln, teils auf brettartigen Wurzeln, die erst bei 12 m Höhe über dem Boden mit dem Stamme sich vereinen, teils auf vom Stamme nach allen Richtungen hinauslaufenden Wurzeln ruhen. Alle diese Baumriesen bilden ein dermaßen dichtes, ungeheures Laubdach, daß kaum ein Sonnenstrahl es zu durchdringen vermag und unter ihnen ein stetes Halbdunkel herrscht, das noch mehr verstärkt wird, wenn bei ungünstiger Witterung dichte Nebelwolken in dieser Wildnis lagern. An den Stämmen und Ästen herab und um dieselben her, in allen Windungen und Richtungen, laufen Tausende von Schlingpflanzen von Mannesstärke bis zu Bindfadendicke, deren Gewirr so dicht ist, daß man durch sie mit dem Waldmesser sich Bahn hauen muß, was bei der bedeutenden Zähigkeit ihrer Stämme und Stengel seine Schwierigkeiten hat. Das Unterholz in diesem Walddome bilden oft dichte Gebüsche palmenähnlicher Karludoviceen, prächtig blühender Melastomeen und pisangblättriger Helikonien, die von den zartgefiederten Wedeln hoher, braun- und schwarzstämmiger Baumfarne überragt werden, wie auch von den majestätischen Kronen herrlicher Palmen auf schlanken, weißgrauen Stämmen und hohen Stelzenwurzeln.

In diesen Gebirgswäldern am östlichen Abhange der Andes ist auch die Heimat der Cinchonen, der Chinarinden-Bäume, die aber leider dort auf die mutwilligste Weise ausgerottet werden, indem die armseligen Regierungen von Peru, Colombia, Ecuador und Bolivia nicht das Geringste thun, um dieser unsinnigen Zerstörung des Nationalreichtums irgendwie entgegenzutreten. Die Ausbeute der Chinarinde geschieht auf folgende Weise: Haben die Cascarilleros (Rindensammler) Wälder mit vielen Cinchonen gefunden, so machen sie eine Strecke urbar und säen in die Asche des verbrannten Unterholzes — die größten Bäume läßt man stehen — Mais, Bohnen, Piment, Kürbisse u. dgl. und halten davon eine Ernte, weil sie fünf und sechs Monate am Platze bleiben, um die Rinde völlig trocknen zu können. Der Cascarillero nimmt seine Axt auf die Schulter, an der Seite hat er das Machete, das unentbehrliche Waldmesser, auf dem

Rücken trägt er einen Sack mit Lebensmitteln für eine Woche, und so dringt er in den dichten Wald, um allein oder mit mehreren die Arbeit zu verrichten. Nachdem der Baum umgehauen, geht es an das Abrinden des Stammes und der Zweige; darauf wird die Ausbeute nach dem Lager getragen, wo die Rinde aufgestapelt und getrocknet wird. Ist sie völlig trocken, so wird sie in grobes Wollenzeug verpackt und auf Maultieren oder — wo kein Maultier mehr fortkommen kann — auf dem Rücken von Indianern nach der nächsten Niederlassung und von dort nach dem nächstliegenden Handelsplatze geschafft. Da die Cinchonen-Wälder, wie gesagt, in Südamerika immer mehr verschwinden, so haben Engländer und Holländer große Versuche mit deren Anpflanzung in den Gebirgsgegenden von Indien, Jamaica und Java gemacht, die vollständig gelungen sind und sich als eine glänzende Spekulation erwiesen haben. Die erbärmlichen Regierungen der südamerikanischen Republiken haben es sich also jetzt selbst zuzuschreiben, wenn ihrem Vaterlande eine Hauptquelle des Wohlstandes verloren geht. Hätten sie ihre Cinchonen-Wälder beschützt und neue angepflanzt, so wäre die Rinde nicht so unerschwinglich teuer geworden, und die englische und holländische Regierung hätten sich nicht veranlaßt gesehen, in ihren Kolonieen Cinchonen-Pflanzungen anzulegen und dadurch den Südamerikanern eine vernichtende Konkurrenz zu bereiten.

Nachdem man Rio Negro passiert, kommt man nach einem Ritte von drei Stunden über Ebenen, die abwechselnd mit Wald und wilden Wiesen bedeckt sind, nach Rioja, einer kleinen Stadt von 2000 Einwohnern, welche sich meist mit der Verfertigung von Strohhüten (Panama-Hüten) beschäftigen, und dann noch neun Stunden weiter nach Moyobamba, einer Stadt von 7100 Einwohnern und Sitz eines Präfekten, dessen Departement (Loreto) sich mehr als 300 Stunden weit bis zur Grenze von Brasilien erstreckt. Moyobamba nimmt fast so viel Raum ein als Lima (mit mehr als 100 000 Einwohnern), da jedes Haus einen großen Garten voll Bananen hat, deren große, breite Blätter die Hütten dem Auge entziehen. Die Stadt liegt 847 m über dem Meere und 97 m über dem Spiegel des Mayo-Flusses, welcher am Fuße der Hochebene, auf der Moyobamba erbaut ist, vorbeifließt.

Die Stadt gewährt trotz der Armseligkeit ihrer Hütten, welche sämtlich von Rohr gebaut, mit Lehm verschmiert und mit Palmblättern gedeckt sind, einen ganz angenehmen Anblick. Die sonderbar geformten tropischen Bäume und Gewächse in den Gärten, deren üppig volles Laubwerk die Hütten versteckt, die hohen Berge und prachtvollen Wälder, welche die Ebene rings umschließen, der klare, sanft sich schlängelnde Mayo-Fluß, alles dies zusammen bildet eine liebliche Landschaft. Das Trinkwasser wird aus einer Quelle nahe bei der Stadt geschöpft, ist aber nicht sehr gut und soll Dysenterie verursachen. Ich glaube, daß diese Krankheit mehr in der fast

ausschließlich vegetabilischen Nahrung der Bewohner ihren Grund findet, die außer von etwas Salzfisch nur von Bananen und Kassave-Wurzeln (Yucas) leben. Überall in der Waldregion östlich der Andes habe ich bemerkt, daß Leute, die mehr Fleisch als vegetabilische Nahrung zu sich nahmen, einer kräftigen Gesundheit sich erfreuten, während die andern häufig an Anschwellungen der Glieder, Hautwassersucht und Dysenterie litten. Die Vegetarianer werden mir freilich dieses nicht zugeben; allein selbst bei den wilden Indianern kann man wahrnehmen, daß die Jägerstämme gesunder und kräftiger sind als diejenigen, welche fast nur von Bananen und Yucas leben, unter denen eine Art Aussatz und Dysenterie häufig vorkommen. Doch rede ich hier nur von dem Tropenklima der Waldregion: in den kalten Gegenden der Kordilleren leben viele Indianer fast nur von Mais und Kartoffeln und werden dabei sehr alt. Für unsere Expedition trieben wir Schlachtvieh mit, das wir in Chachapoyas gekauft hatten; täglich ließ ich den Leuten Fleisch geben und in den 14 Tagen unseres Aufenthaltes in Moyobamba bekam kein einziger die Dysenterie.

Die einzige Industrie der Bewohner Moyobambas ist die Fabrikation von Strohhüten, die ebenso wie die in Guayaquil verfertigten, welche unter dem Namen „Panama-Hüte“ in den Handel kommen, von den Blattfibern einer palmenartigen Pflanze (Carludovica palmata) bereitet werden. Das Rohmaterial wird meistens in Rioja zubereitet und wird in Moyobamba zu 40 Pfennig das Pfund verkauft. Je nach der Feinheit des Hutes erfordert seine Fabrikation mehr oder weniger Zeit; ein ordinärer Hut wird in zwei Tagen fertig, während die ganz feinen, welche in Moyobamba selbst mit zwei Goldunzen (140 Mark) bezahlt werden, über zwei Monate Zeit erfordern. Ein solcher Hut ist freilich unzerstörbar. Mit diesen Hutarbeiten beschäftigen sich die Einwohner Moyobambas während des Tages, gegen Abend bieten sie ihre Hüte in den verschiedenen Kaufläden feil. Der Durchschnittspreis für die ordinären Hüte ist in Moyobamba ungefähr 60 Mark pro Dutzend. Die Kaufleute verpacken die Hüte in Ballen von ungefähr 25—30 Dutzend und ungefähr 40 kg Gewicht. Diese werden auf dem Rücken von Indianern dreißig Stunden weit auf einem höllischen Wege bis Balsapuerto, dem Einschiffungsorte, gebracht, von wo sie auf dem Cachiyacu, Huallaga und Amazonenstrome nach Brasilien exportiert werden; nur wenige gehen nach Europa, wo man so enorme Preise, wie sie in Amerika für solche Hüte bezahlt werden, nicht geben will.

In diesem Huthandel sind schon Vermögen erworben worden. Ein deutscher Schneider, der damals mit seiner Frau in unserer Expedition nach dem Amazonenstrome ohne einen Pfennig in der Tasche gekommen war, erwarb dort im ersten Jahre etwas mit seinem Handwerke und verlegte sich dann auf die Hütespekulation. Jetzt soll er ein bedeutendes Vermögen be-

sitzen und ist der erste Kaufmann am obern Amazonenstrome. Er lebt in Nauta, das zu jener Zeit ein erbärmliches Indianernest war, jetzt aber, seitdem die Dampfer den Fluß hinaufgehen, ein nicht unbedeutender Handelsplatz geworden ist. Mit dem Huthandel beschäftigte sich auch damals in Moyobamba ein alter Franzose, der schon 25 Jahre dort lebte und seine Muttersprache halb vergessen, das Spanische aber nicht ordentlich gelernt hatte. Es war zu komisch, ihn sprechen zu hören, wie er beide Sprachen untereinander mischte, ähnlich wie es viele unserer ungebildeten Landsleute in Nordamerika mit der englischen und deutschen Sprache thun.

Der Huthandel, wenn er auch einige Händler bereichert, hat dem Lande mehr geschadet als genützt; denn die Bewohner Moyobambas zwingen ihre Kinder jetzt schon im zarten Alter, an den Hüten zu arbeiten, und fast alle Hände dort sind mit dieser Fabrikation beschäftigt, während der wahre Reichtum des Landes, sein Ackerbau, vernachlässigt wird und, wenn auch jetzt mehr bares Geld zirkuliert, die Lebensmittel immer teurer und kärglicher werden. Weit besser würden die Bewohner Moyobambas sich auf die Kultur von Cerealien sowohl als auch auf die von Kakao, Kaffee, Tabak u. s. w. verlegen: Produkte, welche nicht wie die Strohhüte der Mode unterworfen sind. Wenige Orte in der Welt würden dem Ackerbauer so viele Vorteile bieten, als diese fruchtbaren Gegenden — das beste Land ist umsonst von der Regierung zu haben, muß aber gerodet werden. Dafür giebt dieser humusreiche Waldboden, der hier keiner Bewässerung bedarf wie an der trockenen Küste, drei Ernten Mais im Jahre, und alle andern tropischen Produkte gedeihen bei geringer Arbeit. Auch sind hier leichter als in den meisten andern Gegenden von Peru indianische Arbeiter für den geringen Preis von etwa 15 Mark monatlich von den benachbarten, stark bevölkerten Ortschaften zu haben. Absatz für Lebensmittel wäre genug vorhanden, da dieselben, wie bereits bemerkt, in Moyobamba sehr teuer, nicht viel billiger als in Lima sind.

106 Kilometer von Moyobamba entfernt, auf einer fruchtbaren großen Hochebene mit vielen natürlichen Weiden und sehr gesundem Klima, liegt Tarapoto, eine Stadt von 3500 Einwohnern. Der Weg von Moyobamba dorthin geht großenteils durch dichten Urwald und ist schauderhaft, kaum für Maultiere passierbar, weshalb von Tarapoto, wo alles sehr billig ist, keine Lebensmittel nach Moyobamba gebracht werden können. Allein mit Leichtigkeit wäre ein guter Weg von Tarapoto nach dem Huallaga-Flusse herzustellen, bis wohin Dampfer von 1,5 m Tiefgang zu jeder Zeit des Jahres, zur Regenzeit noch weit größere, vom atlantischen Hafen Para am Ausflusse des Amazonenstromes gelangen können.

Der nordamerikanische Marine-Offizier Herndon, der im Auftrage seiner Regierung das Amazonenthal durchforschte, sagt von Tarapoto:

„Wenn ich einen Kolonisationsplan auszuführen hätte, um die Hilfsquellen des Amazonenthales auszunutzen, so würde ich die Aufmerksamkeit der Ansiedler auf den Distrikt von Tarapoto lenken. Er vereinigt mehr Vorteile als irgend ein anderer, der mir bekannt ist; er ist gesund, fruchtbar und frei von der Plage der Moskitos und Sandfliegen. Im Hochlande oberhalb kann Weizen gezogen werden. Rindvieh findet genügend Weide; Kaffee, Tabak, Zuckerrohr, Reis und Mais sind von guter Qualität. Zu jeder Zeit des Jahres können Dampfschiffe bis Chasuta heraufgehen, das nur 18 engl. Meilen von Tarapoto entfernt ist und wohin ein guter Weg leicht herzustellen wäre."

Der Ackerbau in der Montaña ist im allgemeinen sehr einfach und leicht. Das Roden des Urwaldes kostet weit weniger Arbeit, als man glauben sollte, namentlich an den Abhängen, wo auch die meisten Kulturpflanzen besser gedeihen als in der oft zu nassen Ebene. Hier am Abhange reißt ein umgehauener Baum oft noch einen oder zwei andere mit sich, die durch Schlingpflanzen fest an ihn gekettet sind. Darauf läßt man das gefällte Holz noch sechs Wochen lang in der Sonne trocknen — weshalb das Roden immer in den Sommermonaten geschieht — und verbrennt es, wobei die Wurzeln im Boden stehen bleiben. Dann wird der Boden mit einem an einem Stiele befestigten Eisen etwas aufgekratzt, und nach dem ersten Regen pflanzt man mit einem Stocke; denn das Pflügen und Düngen ist hier unbekannt und unnütz. Im Gegenteil, eine zu starke Lockerung des ohnehin schon so lockeren Humusbodens würde diesen zu rasch austrocknen. Die meiste Arbeit verursacht das Reinhalten des Feldes; denn das Unkraut wächst mit unglaublicher Schnelle und in ganz kurzer Zeit ist das gerodete Land wieder mit jungem Nachwuchse bedeckt. Deshalb müssen die meisten Felder jeden Monat gejätet werden, nur das dicht wachsende Zuckerrohr hält den Boden selbst rein.

Unter den angebauten Pflanzen ist die Banane in erster Linie zu nennen, von der mehrere Spielarten kultiviert werden. Sie trägt nach zehn Monaten Früchte, worauf der Stamm abgehauen wird, um einem neuen Sprößlinge Platz zu machen. Eine solche Bananenpflanzung dauert lange Jahre und kostet fast gar keine Arbeit. Die Frucht wird teils roh gegessen, teils gekocht, gebraten, gebacken; auch wird ein stark berauschendes Getränk daraus gewonnen. Der Mais giebt drei Ernten im Jahre, die Bohne fünf, die Erdnuß zwei Ernten. Die Yuca oder Cassave-Wurzel wird zwischen den Mais gesteckt, giebt nach acht Monaten die erste Ernte und während drei Jahren kann man beständig Wurzeln aus dem Boden nehmen. In diesen drei Jahren liefert jede Pflanze ungefähr 25 kg Wurzeln, also der rheinische Morgen etwa 75 000 kg. Yucas von 6 kg Gewicht, dabei noch ganz zart und mehlreich, sind in dortiger Gegend keine Seltenheit. Sie wird auf verschiedene Weise, ähnlich wie die Kartoffel, zube-

reitet, liefert auch ein gutes Mehl und sehr feine Stärke. Der Geschmack der in der Montaña gezogenen Yuca ist verschieden von dem der faden Yuca der peruanischen Küste und so angenehm, daß die meisten Europäer sie der heimischen Kartoffel vorziehen. Die Indianer von Tarapoto bereiten daraus ihr Lieblingsgetränk, den Masato. Zu diesem Zwecke werden die Wurzeln geschält und dann in einen großen Topf geworfen, in dem sich etwas Wasser befindet; man bedeckt sie dann mit einigen großen Blättern und läßt sie kochen. Ist dies geschehen, so werden sie in Holztrögen zu einem Brei gestampft, mit dem darauf die wichtigste, aber auch widerwärtigste Operation vorgenommen wird. Die Weiber setzen sich nämlich in einen Kreis um den Stampftrog, nehmen eine Portion des Breies in den Mund, kauen sie, bis sie gehörig vom Speichel durchdrungen ist, und speien sie dann alle auf einen Haufen. Nachdem ein Teil der Yuca diesen Prozeß durchgemacht hat, mischt man die gekaute Masse mit dem ungekauten Reste, bringt alles in große Geschirre und überläßt das Gemisch der Gärung. Die gekaute Masse wirkt als Ferment, das Stärkemehl wird zunächst in Zucker und dieser sodann in Alkohol umgesetzt, ein Vorgang, der je nach der Menge des Stoffes und dem Wetter in zwei bis vier Tagen beendet ist. Dieser gegorene Yuca-Teig wird von den Indianern auf allen Wanderungen mitgenommen, beim Gebrauche in etwas Wasser aufgelöst und gewährt ein berauschendes, aber auch nahrhaftes Getränke, das zugleich als Speise dient. Eine Abart der Yuca ist giftig und muß besonders zubereitet werden, um den giftigen Saft zu entfernen. Die zerriebenen Wurzeln werden in elastische Körbe gebracht, die man mit Steinen beschwert und der Länge nach sich ausdehnen läßt, so daß ihre Wände einen nach innen wirkenden Druck hervorbringen. Der Saft fließt unten ab; die übrigbleibende pulverartige Masse wird dann leicht geröstet und kann lange Zeit aufbewahrt werden. Sie giebt die berühmte Farinha, das Hauptnahrungsmittel der Brasilianer, und ist in Brasilien einer der wichtigsten Handelsartikel.

Das Zuckerrohr wird auf ebenem Boden in schweren, lehmigen Grund gepflanzt und jedes Rohr 30 cm weit von dem nächsten entfernt gesteckt. Nach acht bis neun Monaten giebt es die erste Ernte, später alle sieben Monate, und dauert lange Jahre. Kolossales Rohr kann man hier sehen, in Vergleich zu welchem das Rohr von Louisiana oder das der peruanischen Küste armselig erscheint. Es ist schon vorgekommen, daß fünf Rohre 2 kg Rohzucker ergeben haben. So überaus fruchtbar ist der Boden in dieser Gegend, daß ein einziges Exemplar oft aus 20 und mehr Stengeln besteht. Im ganzen ist der Zuckerbau hier sehr primitiv, und bei der Verfertigung — nur Rohzucker in kleinen Broten, die sogenannte Chancaca, wird bereitet — geht es nach uralter Weise einfach zu. Maschinen bei der Fabrikation sind hier ganz unbekannt. Überhaupt zieht

man das Zuckerrohr hierzulande mehr, um Branntwein aus seinem Safte zu destillieren, als um Zucker daraus zu gewinnen.

Der in der Montaña gezogene Kaffee ist vortrefflich und wohl der beste von allen amerikanischen Sorten, sehr kräftig und von feinem Aroma. Der beste Kaffee gedeiht dort auf magerem, kalkhaltigem oder sandigem Boden. Der fette Humusboden giebt größeren Ertrag, aber eine geringere, dem brasilianischen Kaffee ähnliche Qualität. Auf magerem Boden wird jede Pflanze 3 m, auf fettem Lande 4 m von der anderen entfernt gepflanzt und gedeiht am besten an sanften Abhängen. Die jungen Pflanzen werden rein gehalten, indem man auf fettem Lande im ersten Jahre Tabak, im zweiten Reis dazwischen säet. Zwischen die Reihen des Reises kann man wieder Bohnen stecken. Nach vier Jahren giebt die Kaffeestaude eine Vollernte — vorher schon schwächeren Ertrag — und so weiter jedes Jahr während zwanzig und mehr Jahren. Der jährliche Ertrag wird durchschnittlich auf $1^1/_2$ kg pro Staude berechnet. Kakao wird in der Gegend von Moyobamba und Tarapoto keiner gezogen, obgleich er in den Wäldern häufig wild vorkommt.



Fig. 14. A Zweig des Kaffeebaumes.
1 Blüte. 2 Stempel. 3 Bohne. 4 Bohne mit Hülle.

Der Reis wird dort in 1 Fuß voneinander entfernten Reihen gesäet, am besten an Abhängen — es ist nämlich Bergreis. Für eine Cuadra ($2^1/_2$ Morgen) genügen auf diese Weise 6 kg Aussaat und 1800 kg beträgt die Ernte auf neuem Lande. Der Tabak wird auf Humusboden bei 1 m Entfernung gepflanzt und giebt zwei Ernten im Jahre. Fünf

Pflanzen geben eine Rolle von 3/4 kg Gewicht; in dieser Gegend, vorzugsweise bei Jeveros in der Nähe des Marañon, wird viel Tabak gebaut und nach Brasilien exportiert. Die Baumwollenpflanze findet sich verwildert in der Nähe aller Wohnplätze. Sie liefert das Material zu einem groben Baumwollenstoff, der unter dem Namen Tocuyo ein wichtiger Gegenstand des Tauschverkehrs mit den wilden Indianern ist.



Fig. 15. Zweig der Coca-Staude.

Zu den wichtigsten Produkten gehört ferner die Coca. Sie gedeiht nur in einer gewissen Vegetationszone, zwischen 1000 und 2000 m über dem Meere. Höher oben ist es zu kalt, tiefer unten hat das Blatt nach der Meinung der Indianer keinen Wert. Der jährliche Konsum an Coca in Peru wird auf 12 Millionen Mark veranschlagt; der Centner gilt etwa 20 Pesos Silber (60 Mark), so daß die indianische Bevölkerung des Landes circa 200 000 Centner konsumiert. Die Coca (Erythroxylon Coca) wird auf humusreichem Boden an der Schattenseite der Berge gepflanzt. Man setzt die Pflanzen 1 1/2 m und 45 cm voneinander und pflanzt zwischen die Reihen Yucas, deren breite Blätter den nötigen Schatten gewähren. Nach drei Jahren liefert die Staude die erste Vollernte, zuvor drei partielle Ernten. Nach jeder Ernte muß das Feld gejätet werden; die Staude giebt in den sechs

jährlichen Ernten zusammen etwas mehr als ein $^1/_4$ kg grüner Blätter, von welchen 3 kg 1 kg trockener Coca liefern. Die Kultur der Coca ist also ein sehr gutes Geschäft, zumal es an Absatz nirgends mangelt. Man sieht, in welchem Überflusse bei geringer Arbeit hier ein kleiner Bauer leben kann; die meisten bauen aber nur Bananen, Yucas, Mais und etwas Zucker, die weiter keine Mühe kosten, als daß man die Erde aufkratzt und hinterher die Ernte einbringt.

Die Einwohner von Tarapoto — meist Indianer und Mestizen — kannten zu jener Zeit (1853) noch wenig Komfort; ihre Häuser sind auch heute noch, wie die von Moyobamba, einfache Rohrhütten, deren Fußboden aus festgestampfter Erde besteht. Das ganze Hausgerät ist eine Hängematte, eine Bettstelle, ein plump gearbeiteter Tisch und ein oder zwei Stühle. Der gestrenge Herr Bürgermeister dieses stark bevölkerten Distriktes, der gegen 6000 Einwohner zählt, ging damals noch barfuß und sein Haus war ebenso einfach wie die anderen Häuser.

Zu jener Zeit war wenig Geld hier im Umlaufe, und als Tauschmittel diente das hier gewobene, grobe Baumwollenzeug (Tocuyo) und das Wachs der wilden Bienen. Noch heute dienen diese Artikel teilweise zu demselben Zwecke, obgleich heute viel mehr Geld cirkuliert, seit die brasilianischen Dampfer den Amazonenstrom bis zur Mündung des Huallaga hinaufgehen und infolgedessen der Handel einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Im Jahre 1853 wurden in Tarapoto ungefähr 40 000 Ellen Tocuyo jährlich fabriziert, das in Chachapoyas zu einem Real (40 Pfennige) die Elle verkauft ward. Das weiße Wachs war pro Pfund vier Ellen Tocuyo wert; eine gute Kuh 100 Ellen Tocuyo; ein fettes Schwein 60 Ellen; ein großes Schaf 12 Ellen; 25 Pfund Kaffee 6 Ellen; 20 Pfund Rum von 30 Grad 24 Ellen, von 16 Grad 12 Ellen; 25 Pfund Baumwolle mit Samen 8 Unzen Wachs; eine legende Henne 4 Unzen Wachs; ein junges Huhn 2 Unzen; 25 Pfund Reis in der Hülse 8 Unzen Wachs; 25 Pfund Bohnen 4 Unzen; ein Korb Yucas (50—60 Pfund) 2 Unzen; ein Kopf Bananen (40—50 Pfund) drei Nähnadeln, sechs Köpfe Bananen, im Hause abgeliefert, 4 Unzen Wachs. Der Transport aller Waren geschieht auf dem Rücken von Indianern, wegen des Mangels an guten Wegen, obgleich es gar nicht schwer wäre, solche dort anzulegen. Die gewöhnliche Last eines Indianers beträgt 80 Pfund, die der arme Teufel auf abscheulichen, morastigen Pfaden bis Moyobamba (25 Leguas) zu tragen hat und wofür er damals 6 Ellen Tocuyo Lohn erhielt!

Jetzt aber, seitdem Peru mit Papiergeld beglückt ward, ist in Tarapoto und Moyobamba, wie überhaupt in allen Orten, die mit Brasilien in Handelsverbindung stehen, weit mehr Metallgeld zu sehen, als in den civilisierteren Teilen des Landes, wo es fast ganz aus dem Verkehre verschwunden ist. Schon vor Beginn des Krieges mit Chile war dasselbe

in Lima fast nur noch bei Geldwechslern zu finden und mußte mit einem Agio von 60—80 Prozent bezahlt werden. Noch fühlbarer machte sich bald — wie auch heute noch — im Kleinverkehre der Mangel an Scheidemünze; wer einen Real (= 10 Centavos), den kleinsten Bruchteil des Sol oder Dollars, zu zahlen hatte, konnte sich nicht anders helfen als dadurch, daß er eine Banknote von 2 Realen in zwei Stücke schnitt. Seither haben sich die Zustände noch verschlimmert; denn während der Sol Silber nach deutschem Gelde genau 4 Mark wert ist, haben die kursierenden Papiersoles nunmehr (1882) nur noch einen Wert von etwa 20 Pfennig. Peru hätte gar kein Papiergeld nötig gehabt, aber die Schacher- und Finanzkreise sahen darin ein mächtiges Mittel, rasch und ohne Mühe viel zu „verdienen", und das arbeitende Volk mußte hier wie überall die Folgen der verhängnisvollen Habgier der ausbeutenden Klasse tragen. Schon zu Anfang der sechziger Jahre hatte die Bank „Providencia" mit der Emission von Papiergeld angefangen; bald folgten die anderen Banken nach und vermehrten dasselbe riesig, bis die stets geldbedürftige Regierung das Monopol der Banknotenpresse an sich riß. Die früheren Präsidenten, in der Regel rohe, unwissende Militärs, hatten, so schlechte Regenten sie sonst auch waren, wenigstens das Gute an sich gehabt, daß sie von Papiergeld nichts wissen wollten, bis ein „aufgeklärter" Civilist ans Ruder kam, der selbst Geschäftsmann war und mit den herrschenden Finanzkreisen die engste Fühlung hatte. Natürlich hatte er auch stark in „Volkswirtschaft" gemacht und wollte das Volk mit allen Errungenschaften der europäischen Civilisation beglücken, worunter selbstverständlich die Banknote die erste Rolle spielte. Wie sehr sehnte man sich aber bei dieser Flut von Banknoten bald nach jenen „finsteren" Zeiten zurück, wo lange Reihen mit gemünztem Silber beladener Maultiere aus den Provinzen die Abgaben an den Staat oder Rimessen an die Kaufleute brachten, wo in den Münzstätten noch kein Staub die Maschinen bedeckte! Jetzt hätte man sich gerne mit der Unbequemlichkeit der Silberwährung ausgesöhnt, statt Zeuge davon zu sein, wie die Geldmänner und Demagogen ihren Raub, das bare Geld, im Auslande in Sicherheit brachten und dem Volke dafür einen Haufen Papierfetzen in die Hand drückten. Allein Peru wollte auch „an der Spitze der Civilisation marschieren" und sich den Luxus der reinen Goldwährung erlauben; dieser Versuch kam leider bloß der Haute Finance zu statten und Gold blieb nach wie vor ein Handelsartikel, während das Land nun mit Papier statt Silber überschwemmt ward.

In Moyobamba wurden alle Reit- und Packtiere zurückgelassen; denn auf dem schrecklichen Wege, der von hier nach dem Einschiffungsorte Balsapuerto (Floßhafen) führt, muß der Reisende zu Fuß gehen und alles Gepäck von Indianern getragen werden. Es giebt keine Worte, um diesen schrecklichsten aller schlechten Wege Perus, der bei einer Länge von nur



Fig. 16. Ein Lastträger mit seiner Silleta.

60 km in kaum weniger als sechs Tagen zurückgelegt werden kann, gehörig zu schildern. Und dabei ist dieser Weg im ganzen Osten von Peru wohl der wichtigste für den Handel! Unbeschreiblich sind die Drangsale,

welche die armen Indianer auf diesem Wege zu erdulden haben; mit Gewalt werden sie von den Behörden rekrutiert, um Lasten von 80 Pfund auf dem Rücken weiter zu schleppen für einen erbärmlichen Lohn von anderthalb Pesos, der damals nicht einmal bar, sondern in Waren ausbezahlt ward. Wie oft entstehen auf dem Rücken der Ärmsten die schmerzhaftesten Wunden!

Leider war es nicht zu ändern: wir mußten 200 Indianer requirieren, um Gepäck und Proviant fortzuschaffen. Die paar Frauen, die zur Expedition gehörten, mußten von Indianern getragen werden; letztere bekamen eine Art Lehnstuhl (silleta) auf den Rücken geschnallt, auf den sich die Frau setzte, und so ging der Indianer, mit einem langen Stocke versehen, ab. Alle Leguas wurden die Indianer gewechselt, und es gab Stellen, wo drei Indianer zur Fortschaffung einer Frau genommen wurden. Der ganze Weg ging durch dichte Urwälder, wo man bei jedem Schritte fast bis über die Knöchel im Kot versank; es war dies aber noch nichts im Vergleiche mit den gefährlichen Furten und anderen Schrecken dieses höllischen Weges. An einer Stelle mußte man eine 25 m hohe Leiter emporklimmen, die aus großen, mit Schlingpflanzen befestigten Stangen und Querhölzern bestand und in einer fast senkrechten Lage an einen hohen Felsen sich anlehnte. Eine große Beschwerde verursachten auch die vielen Bäche und Flüsse, von denen man einen bei einer Entfernung von drei Stunden zwanzigmal zu durchwaten hatte, wobei man ein paarmal bis an die Brust in das Wasser geriet. Natürlich konnte man die Kleider nicht jedesmal wechseln, sonst hätte man im ganzen Tage keine Legua zurückgelegt; man ging also kühn in seinen nassen Kleidern weiter.

Die qualvollste aller Furten ist die über den Pumayacu (Tigerfluß), dessen brüllende Wasserfälle man auf große Entfernung hört. Das Bett dieses Bergstromes besteht aus harten Thonlagern, welche mit einem festen, kompakten Sandsteine abwechseln, und beide fallen in demselben Winkel wie der Strom (45°) ab. Da diese Lager und Felsen von verschiedener Härte sind, so hat das Wasser die Thonlager an vielen Stellen zerstört und nur der Sandstein ist unversehrt geblieben. Dieser nun bildet querlaufende Kämme, mit Wasser bedeckt und durch tiefe Schluchten voneinander getrennt, und da die Strömung sehr stark ist, so entstehen unter den Kämmen geneigte Flächen von Sandstein, über die das Wasser mit fürchterlicher Schnelligkeit stürzt. Die Furt des Pumayacu nun ist der Grat eines dieser Kämme von Sandstein, welcher einen weniger als drei Fuß breiten Pfad unter dem Wasser bildet. Thut hier der Reisende nur einen einzigen Fehltritt, so ist er verloren. Auf der einen Seite würde er in eine jener tiefen Höhlen fallen, wo ihn die Gewalt der Strömung unter der geneigten Fläche der Sandsteinfelsen wie eingeschlossen hält; auf der anderen Seite wird er von dem Falle herabgerissen, um am Fuße

desselben in einem wilden Wirbel zu verschwinden. Die Indianer, welche diese Furt passieren, halten sich gegenseitig an den Händen fest und bilden so eine Kette, um der Gewalt der Strömung größeren Widerstand entgegenzusetzen. Dasselbe Verfahren ahmten auch wir nach und kamen ohne irgend einen Unfall glücklich hinüber.

Auf diesem Wege sind sechs Tambos, Rohrhütten zur Aufnahme von Reisenden, in ziemlich gleichen Entfernungen voneinander angelegt, und wir brauchten auch gerade sechs Tage, um diese 60 km zurückzulegen. Der Pfad ist manchmal schwer zu finden, und der Reisende, welcher ihn zum erstenmal betritt, sollte nie die lasttragenden Indianer, auch nicht einen Augenblick, aus dem Gesichte verlieren. Wehe ihm, wenn er sich in diesen schauerlichen Einöden verirrt: dort ist er unrettbar verloren. So fand man im Jahre 1854 drei Nordamerikaner, welche gewähnt hatten, die Begleitung der Indianer nicht nötig zu haben, in nur geringer Entfernung vom Wege abseits von den Tigern zerrissen. Wahrscheinlich hatten sie den Pfad verloren und waren vor Hunger und Entkräftung niedergesunken, um sich nie wieder zu erheben.

Endlich kamen wir in Balsapuerto an, und hier waren die Hauptstrapazen überwunden; denn von dort ab ging die Expedition auf Flößen den Cachiyacu hinab bis nach Yurimaguas am Huallaga, und von dort aus auf größeren Flößen den Huallaga und Marañon hinunter bis zu ihrem Bestimmungsorte; mir aber stand noch mancher harte Tag und Monat bevor, den ich auf dem Amazonenstrome und seinen Nebenflüssen im einsamen Kanoe, nur von indianischen Ruderern begleitet, zu verbringen hatte.

Auf den großen Flüssen, wie Marañon und Huallaga, kann man auf den Flößen, auf denen man kocht und schläft, bei Tag und bei Nacht ohne Gefahr reisen; man läßt des Nachts immer zwei Indianer Wache halten, um nicht an Baumstämme zu stoßen, und überläßt sich der Strömung. Der die Ufer an vielen Stellen wolkenähnlich bedeckenden Moskitoschwärme wegen bleibt man soviel als möglich in der Mitte des Stromes, ohne sich dem Ufer zu nähern. Wir ließen in Balsapuerto eine Anzahl von Flößen bauen, die aus Stämmen eines sehr leichten Holzes, deshalb Palo de Balsa, Floßholz (Ochroma piscatoria) genannt, zusammengesetzt werden. Darauf wird ein etwa zwei Fuß hoher Fußboden gelegt, auf dem eine mit Palmblättern gedeckte Rohrhütte sich befindet. Das Reisen auf diesen Flößen ist im Vergleiche zur Landreise höchst bequem und angenehm, und wie gesagt, von hier an hatte die Expedition keine Strapazen mehr zu bestehen.

Verschieden aber ist die Schiffahrt in Kanoes, namentlich flußaufwärts und am oberen Laufe der Nebenflüsse, dort, wo sie noch zwischen Gebirgen fließen und von vielen Stromschnellen unterbrochen sind. Oft be-

wunderte ich die kaltblütige Geschicklichkeit, mit welcher die Indianer das Kanoe durch diese gefährlichen Stellen führen. Zuweilen fliegt das Kanoe, von der Strömung fortgerissen, mit Pfeilesschnelle durch die hohen Wogen des durch Felsen eingeengten Flusses, welche es jeden Augenblick zu verschlingen drohen. Der gewandteste der Indianer steht am Steuer und erwartet mit blitzenden Augen atemlos die Gefahr; schon scheint der Kahn an den Felsen zerschellen zu sollen, aber der Indianer sieht die Gefahr voraus, und mit einer geschickten Wendung des Ruders fliegt das Kanoe mit Blitzesschnelle durch das enge Felsenthor. Nicht immer aber geht alles so glücklich ab, zumal wenn die indianischen Ruderer, wie es oft passiert, betrunken sind, und schon mancher Reisende ist bei solchen Gelegenheiten ertrunken. So erzählt der Graf von Castelnau eine Episode aus seiner Flußfahrt auf dem Santana, einem der Quellflüsse des Ucayali [1].

„Wir brachen um acht Uhr auf und brauchten anderthalb Stunden, um die Fälle zu passieren, die aus zwei furchtbaren Stromschnellen bestanden. Unmittelbar darauf hinderten zwei andere Stromschnellen unsere Fahrt. Wir passierten die erste am linken Ufer; aber da es unmöglich war, unsere Route auf dieser Seite fortzusetzen (bei sehr schlimmen Stellen wird nämlich ausgeladen und das Gepäck auf dem Rücken der Indianer eine Strecke weit transportiert, während das leere Kanoe an Stricken herabgezogen wird), so schifften wir uns wieder ein, um nach dem rechten Ufer überzusetzen. Die Strömung war von einer außerordentlichen Gewalt, und der zweite Wasserfall brüllte und schäumte nur etwa hundert Meter weiter unten. Jeden Augenblick warfen die Indianer unruhige Blicke auf die kurze Entfernung, die sie von der Gefahr trennte. Einmal leistete augenscheinlich unser schwaches Kanoe keinen Widerstand mehr, aber die Indianer verdoppelten ihre Anstrengungen und wir schossen aus der stärksten Strömung heraus.

„In diesem Augenblicke hörten wir hinter uns schreien, und ein Indianer deutete mit seinem Finger nach dem Kanoe des Herrn Carasco, das nur wenige Schritte von uns entfernt war. Es kämpfte verzweifelt mit der Gewalt der Strömung; einmal glaubten wir schon, es sei gerettet, aber im nächsten Augenblicke sahen wir, daß alle Hoffnung verloren war und daß es mit der Schnelligkeit eines Pfeiles nach dem Abgrunde flog. Die Peruaner und die Indianer sprangen ins Wasser, nur der alte Priester blieb allein im Kanoe, und wir konnten deutlich hören, wie er das Sterbegebet sprach, bis seine Stimme im Brüllen des Falles erlosch. Wir waren starr vor Entsetzen und eilten nach dem Ufer, wo wir unsere Gefährten

---

[1] Im Jahre 1869 erschien in Paris unter dem Pseudonym „Paul Marcoy“ eine Travestie dieser Reise, die neben sehr hübschen Illustrationen manche Übertreibungen enthält. Der Graf Castelnau hatte seine Reise im Jahre 1849 veröffentlicht.

trafen, die sich durch Schwimmen gerettet hatten. Der arme, kleine Panchito, der Diener des Geistlichen, weinte bitterlich und bat uns, ihn den Leichnam seines Wohlthäters suchen zu lassen; aber wir hatten bereits eine Stunde verloren, und der absolute Mangel an Lebensmitteln verbot uns, seiner traurigen Bitte zu willfahren. Wir beklagten auf das tiefste den Verlust unseres Reisegefährten, dessen Tod so heiligmäßig wie sein Leben gewesen war."

Das Wundervollste in diesem reichen Departement Loreto, das sich über 300 Stunden weit bis zur Grenze von Brasilien erstreckt, sind seine prachtvollen Urwälder. Die Vegetation findet am Boden keinen Raum mehr zum Wachsen, sie bildet Wälder auf den Wäldern. In einigen derselben ist der Boden rein von Unterholz, in anderen ist der Grund bedeckt mit Sträuchern und Pflanzen, über die wieder im Winde sich wiegende Palmen hinausragen. Auf diese Weise lassen sich im dichtverschlungenen Hochwalde drei Vegetationsschichten unterscheiden: Kräuter und Sträucher bedecken den Grund, dann kommen die höheren Baumformen, über denen zahlreiche Palmen ihre ragenden Kronen wiegen, wie „ein Wald über dem Walde".

Bei den ersteren machen sich die schönen Helikonien mit ihren traubenförmigen, prachtvoll gefärbten Blumen, die zwischen großen Blättern versteckt sind, besonders bemerkbar. Zwischen ihnen sieht man viele andere Blumen, deren jede unseren Gärten und Gewächshäusern zur Zierde dienen würde; namentlich ist die artenreiche Familie der Orchideen sehr stark vertreten, und wie in allen tropischen Wäldern verwirrt die Zahl der Baum mit Baum verkettenden Schlingpflanzen das sicherste Auge und zwingt den Reisenden, mit dem Waldmesser in der Hand sich einen Weg zu bahnen. Einige der wertvollsten Medizinalpflanzen kann man hier antreffen, wie die Ipecacuanha, die dornige Sarsaparille am Flußufer, den Huaco (Micania guaco), jenes berühmte Gegenmittel gegen den Schlangenbiß, dessen Abart, der Huaco aguado, den Biß toller Hunde heilen soll; ferner findet man hier den Barbasco (Jacquinia armillaris), womit der Indianer die Fische in kleinen Flüssen betäubt und so ihren Fang erleichtert. Im dunkelsten Teile des Waldes gedeihen die wohlriechende Vanille und die kletternde Fevillea hederacea, aus deren großem, flachem Samen ein gutes Brennöl bereitet wird; dort bergen sich mehrere giftige Gewächse, Cocculus- und Strychnosarten, die zum Teil als Stammpflanzen des tödlichen Pfeilgiftes dienen. Nicht vergessen sei hier die berühmte riesige Victoria regia mit ihren weißen rosigen Blüten und enormen nierenförmigen, runden Blättern, die namentlich in den mit dem unteren Ucayali in Verbindung stehenden Seen sehr häufig ist. Blätter von zwei Meter Durchmesser und 7 kg Gewicht, sowie Blüten von 40 cm Durchmesser und $1^1/_2$ kg Gewicht sind hier keine Seltenheit.

Die Bäume des Urwaldes sind, da ihre verhältnismäßig oft kleinen

Kronen sich meist in gewaltiger Höhe befinden, schwer zu bestimmen. Cäsalpinien, Meliaceen, Cedreleen und Artokarpeen walten besonders vor, deren dichtes Laubdach mittels des Fernrohres wieder eine reiche Vegetation von Bromelien, Passifloren und Bignonien erkennen läßt. Wie viele Produkte gehen hier nutzlos verloren, welche in der Industrie und Medizin hohen Wert haben würden! Unter den Waldbäumen ist zu erwähnen die Quina-quina (Myroxylon peruiferum), der Baum, welcher den berühmten Peru-Balsam liefert; der Pucheri (Nectandra puchury), dessen aromatischer Same von den Eingeborenen gegen Dysenterie gebraucht wird; die hochanstrebende Copaiva (Copaifera officinalis), während auf größeren Höhen die fieberbannende Cascarilla (Cinchona), der blutstillende Matico (Artanthe elongata) und die wachsgebende Myrica polycarpa gefunden werden. Technische Verwertung finden die Ceder (Cedrela odorata) — nicht mit der Ceder des Libanon zu verwechseln, da sie gar kein Nadelholz ist —, aus deren Holz die Cigarrenkisten verfertigt werden; der Mahagoni (Swietenia), das Gelbholz (Olmedia aspera), mehrere Nußbaumarten, schöne rot- und gelbgefärbte Cäsalpinien, der wichtige Kautschuk, Kopal und Storax. Eine sehr gerbstoffhaltige Rinde liefert Myrsine Manylillo, wegen der Form seiner Blätter auch der Petersilienbaum genannt, und eine große Anzahl anderer trefflicher Möbel- und Nutzhölzer ist botanisch noch völlig unbekannt. Die kolossalen Ficusarten mit ihren Stämmen von 3,5 m Durchmesser und weit ausgebreitetem Laubdach darf ich jedoch nicht vergessen. Am Ufer der Flüsse, wo das Wasser den Boden unterhöhlt, sieht man oft jene Waldriesen mit donnerähnlichem Gekrache herabstürzen. Die zahlreichen Schlingpflanzen halten zuvor den Koloß eine Zeitlang wie in der Luft schwebend, dann neigt er sich langsam immer mehr, verliert sein Gleichgewicht, zerreißt mit lautem Krachen die Bande, welche ihn festhielten, bewegt stöhnend sein Haupt und stürzt mit einem fürchterlichen Getöse in das Wasser.

Aus der herrlichen Familie der Palmen sollen nur die nachfolgenden hervorgehoben werden. Auf den kühleren Gebirgskämmen wächst die Wachspalme (Ceroxylon); die Nähe der Ströme sucht die Chonta (Bactris ciliata), aus deren dunklem, elastischem, steinhartem Holze der Indianer Bogen und Pfeilspitzen schnitzt. Der Palmito (Euterpe oleracea) liefert eßbare Blattknospen und Euterpe edulis eine genießbare Frucht; neben ihr erhebt sich die wohlriechende Sia (Morenia fragrans) und die zierliche, auf 2—3 m hohem Wurzelkegel wie in der Luft stehende Huacrapona (Iriartea deltoidea). Zu derselben Gattung gehört Iriartea ventricosa mit bauchförmig aufgetriebenem Stamme, die ein vielfach beim Hausbau verwendetes Material liefert. Aus den Blättern der stacheligen Chambira (Astrocaryum) werden die gleichnamigen festen Schnüre gedreht, die das Material zu Hängematten bilden. Die Palma real (Cocos buty-

racea) enthält in ihrer Frucht eine butterartige Masse, die bei der Bereitung der Speisen benutzt wird, während der junge Sproß von Cocos oleracea als Gemüse genossen wird. Als Repräsentanten der verwandten Pandanen sind hervorzuheben die Elfenbeinpalme (Phytelephas macrocarpa), deren Frucht das „vegetabilische Elfenbein“ liefert, und die wichtige Bombonaje (Carludovica palmata), aus der die Panama-Hüte fabriziert werden.

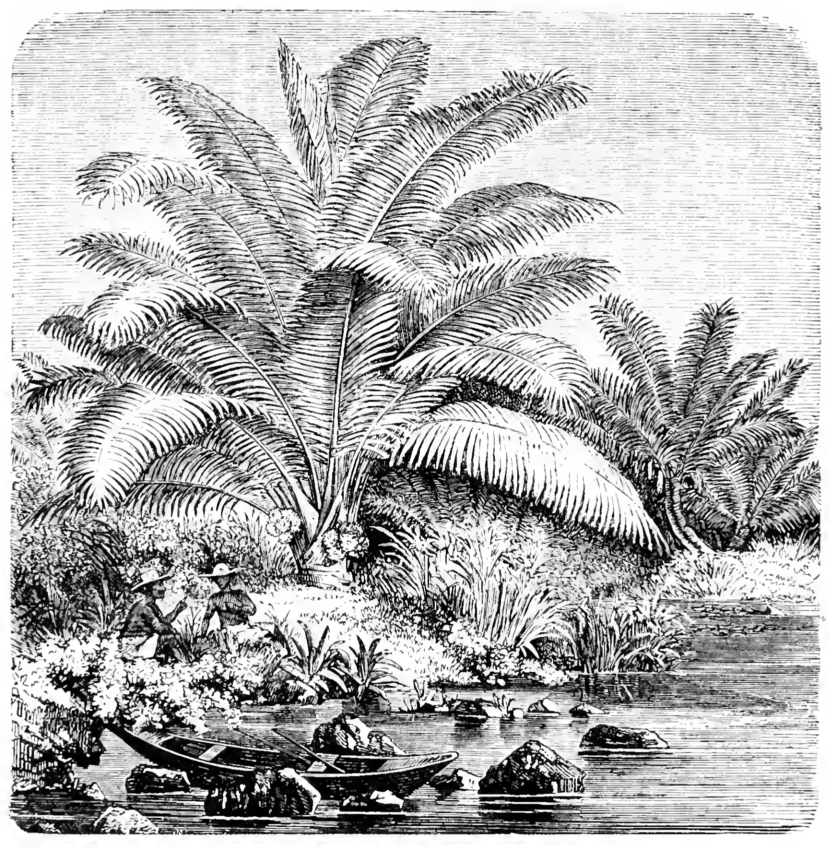


Fig. 17. Elfenbeinpalme.

Inmitten einer so üppigen Vegetation ist natürlich auch das Tierreich mannigfaltig vertreten; doch gewinnt man dort bald die Überzeugung, daß die drastischen Schilderungen, mit denen manche Reisende Effekt machen wollen, eine falsche Vorstellung von der Wirklichkeit geben, daß nicht hinter jedem Busche ein Tiger versteckt liegt und nicht jeden Augenblick Giftschlangen den Fuß des Jägers bedrohen. Mit dem anbrechenden Morgen regt es sich im Walde, und wie auch bei uns, sind es die Vögel, welche sich durch ihre vielerlei Stimmen zunächst ankündigen; nur fehlt ihnen, mit

wenig Ausnahmen, der melodische Gesang, durch welchen uns die europäischen Singvögel entzücken. Man darf indessen nicht glauben, daß nun gleich alle Bäume voll von den buntgefiederten Tropenvögeln seien. Es kommt sehr auf die Örtlichkeit und auf das Vorhandensein frucht- und blütentragender Pflanzen an, und es gehört lange Zeit dazu, kennen zu lernen, welche Bäume von gewissen Vogelarten aufgesucht werden. Eine klare, melodische Stimme hat nur der Orgelvogel (Cyphorhinus cantans), der dieselbe namentlich bei herannahendem Sturme ertönen läßt. Nur ist das Ende seines Gesanges nicht angenehm; er beginnt langsam mit klaren, flötenden Tönen, die wie der Anfang einer Melodie aufeinanderfolgen und an Wohlklang die unserer Nachtigall übertreffen; plötzlich aber bricht er ab und der Gesang endet mit einer Anzahl von tickenden, unmusikalischen Lauten, die sich anhören wie eine verstimmte Drehorgel, welcher der Wind ausgegangen ist. Ein rosenroter Kuckuck, der sich im dichtesten Dickicht verbirgt; der sonderbare, langgeschnäbelte Dios te dé (Gott gebe es dir), welche Worte dieser Pfefferfresser mit komischen Geberden ausruft; der Ochsenvogel mit seiner bellenden Stimme; der Tunqui, ein rotes Felsenhuhn mit schwarzen Flügeln und orangefarbenem Schnabel, das wie ein Schwein grunzt; der originelle gehörnte Camungo, der wie ein Esel schreit — alle diese Vögel vereinigen mit verschiedenen Papagei-Arten ihre unmelodischen Stimmen im sonderbarsten Konzerte.

Geschäftige Spechte klopfen den ganzen Tag an den Rinden alter Bäume, um die darunter verborgenen Insekten aus ihren Verstecken zu holen. Fliegenfänger und Neuntöter erspähen die vorbeifliegenden Mücken und Käfer; allerhand Finken schwirren durch die Büsche, von denen sich einer durch prachtvolles Metallblau und rote Brust auszeichnet. Noch schönere Vögel giebt es unter den Tanagras (Prachtmeisen); der siebenfarbige namentlich zeichnet sich durch seine Farbenpracht aus, dann auch der Bartvogel mit grünem, goldglänzendem Rücken und hochrotem Bauch; die obern Schwanzdeckfedern sind ebenfalls vom schönsten metallisch goldglänzenden Grün. Die Juwelen unter den Vögeln sind aber die Kolibris; Schöneres läßt sich nicht denken, als diese lebenden Brillanten ihr reizendes Spiel treiben zu sehen. Neckend verfolgen sie sich gegenseitig und schießen blitzschnell durch das Laubwerk; dann spielen sie wieder über dem Wasser, scheinbar in der Luft stillstehend, so schnell sind die Bewegungen der Flügel. Keine Zusammenstellung der prachtvollsten Farben kann die des Gefieders des goldgeschwänzten Kolibri übertreffen, und es giebt keinen niedlicheren Vogel als den käfergroßen Trochilus pygmaeus.

Der Jäger findet reiche Beute an Hocco-Hühnern und Fasanenarten, sämtlich den Gattungen Crax und Urax angehörend, sowie an Rebhühnern und wilden Tauben. An den Ufern der Flüsse sieht man Schwärme von Kranichen, Ibissen, Reihern, Schnepfen, Stör-

chen, Möwen, Gänsen und Enten, darunter den Pato real, die schwarze Ente, und die Mareca, eine braune Ente, welche die berühmte nordamerikanische „Canvas-Back“ noch an Wohlgeschmack übertreffen. Unter den Raubvögeln ist der gefährlichste die Harpyie, welche mit ihren gewaltigen Fängen selbst auf die großen Tiere des Waldes stößt; wenig steht ihr nach der grimme, weißköpfige Adler; mehrere Falken, Habicht- und Sperberarten, sowie Uhus und andere Eulen machen Jagd auf die kleineren Tiere.

Unter den vierfüßigen Tieren ist das größte der Tapir, der fast die Größe eines Rindes erreicht, dessen Fleisch auch dem seinigen ähnelt. Bedeutend kleiner ist der Anden-Tapir, der in den höheren und kälteren

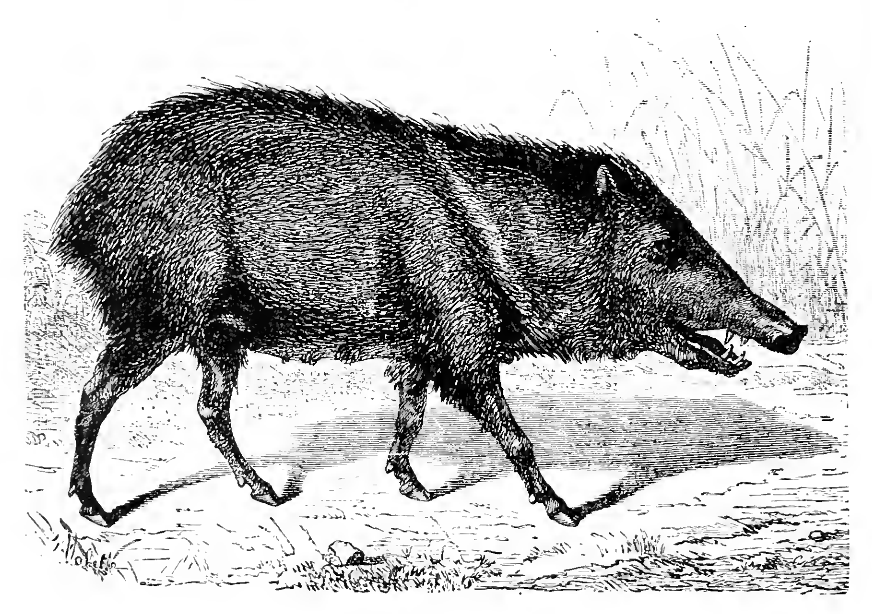


Fig. 18. Pecari.

Wäldern vorkommt. Er ist ein schüchternes und harmloses Tier, das während der Tageshitze im Schatten der feuchten Wälder oder auf sumpfigem Grunde sich ausruht; des Nachts schweift der Tapir umher, um eßbare Wurzeln zu suchen, oft in größeren Herden breite Pfade durch die Forste bahnend und die kleinen Pflanzungen der Indianer besuchend, wo dann alles zertreten wird. Am besten schießt man ihn in mondhellen Nächten auf dem Anstand; leicht läßt sich auch das dumme Tier durch das Licht einer kleinen Laterne anlocken. Der Tapir wäre leicht zu zähmen und könnte dann bei seiner großen Stärke als Zugtier benutzt werden.

Große Herden wilder Schweine streifen durch die Wälder; manchmal greift die ganze Schar den Jäger an, der einen ihrer Genossen ver-

wundet, und nötigt ihn, sein Heil auf einem Baume zu suchen. Das Fleisch dieser Nabelschweine oder Pecaris ist schmackhaft, ebenso das der Flußschweine, welche sich soviel im Wasser als auf dem Lande aufhalten und gleichfalls leicht zu zähmen sind. Dieses Flußschwein oder Capybara (Hydrochoerus Capybara) ist ein Nager und sieht aus wie ein gewöhnliches Schwein mit einem Rattenkopf. Es ist dunkelbraun von Farbe und hat auch die Größe eines Schweines, dabei aber auf dem Nasenrücken eine Drüse mit übelriechendem Inhalte — ähnlich wie das Nabelschwein eine solche mitten auf dem Rücken besitzt —, die ausgeschnitten werden muß, damit sich der üble Geruch nicht dem Fleische mitteilt. Dieses ist zart und erinnert etwas an Kalbfleisch, das Fett aber hat einen

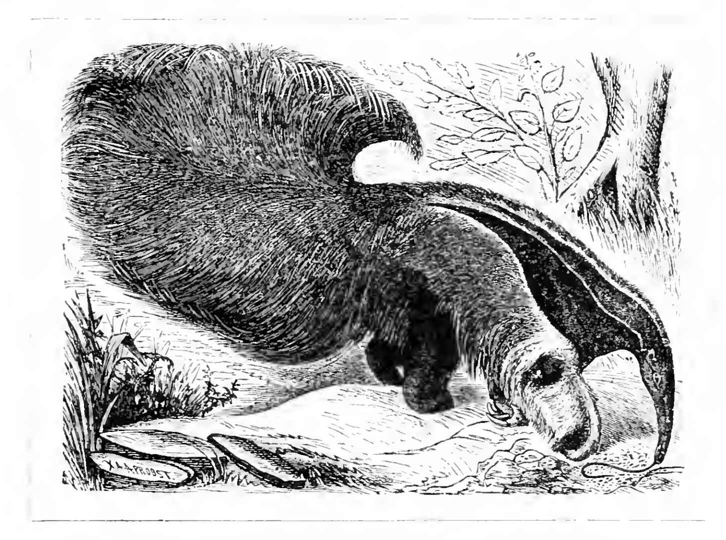


Fig. 19. Ameisenbär.

Fischgeschmack und ist ungenießbar. Ein ausgewachsenes Flußschwein giebt oft mehr als 50 kg Fleisch.

Drei Arten des Hirschgeschlechtes finden sich vor, sowie zwei Arten von Bären, von denen der eine zuweilen selbst Rinder zerreißt und der andere den Maisfeldern oft bedeutenden Schaden zufügt, indem er ganze Bündel von Maiskolben zusammenstiehlt und nach seiner Höhle schleppt. Der Ameisenbär, das Faultier, das Armadill, die schlauen Agutis oder Pakas, welchen der Indianer weniger ihres guten Fleisches wegen, als weil sie so gerne an den Yucas naschen, eifrig nachstellt, ferner das Stinktier, sind alle der peruanischen wie der brasilianischen Fauna gemeinsam. Der Fiälfraß, mehrere Marder- und Wieselarten, sowie die Beutelratte stellen den Hühnern nach, die sich in diesen Gegenden sehr stark vermehren. Noch gefährlicher sind den

Hühnern die Tigerkatzen und der Luchs, der auch das Schweinefleisch nicht verschmäht. Sehr zahlreich sind die Nager vertreten; außer den bereits erwähnten Agutis und dem Capybara ziehen oft ganze Schwärme von Eichhörnchen durch die Wälder, und die Feldmäuse thun hier zuweilen ebenso großen Schaden wie in Europa.

Von den großen Katzenarten lebt der Puma oder amerikanische Löwe nur in den kälteren Waldregionen und streift die Gebirge herauf über die andere Seite der Andes nach den Dörfern der Puna. Er steht an Mut, Wildheit und Blutdurst der schöngefleckten Unze nach, die in Peru Tiger genannt wird, und namentlich der schwarzen Abart, die aber nur von ferne schwarz erscheint, da der Grund ihres Felles dunkelbraun, mit vielen schwarzen Flecken übersäet ist. Das Verbreitungsgebiet der Unze oder des Jaguars ist bekanntlich sehr groß; denn er findet sich von Buenos-Aires an bis zum nördlichen Teil von Mejico; selbst in Texas soll er noch, wenn auch selten, vorkommen. Seiner Nahrung geht er in der Morgen- und Abenddämmerung nach; sie besteht aus allerhand Tieren, vom Pferd, Rind und Tapir bis herab zum Paka und zur Beutelratte; selbst Alligatoren stellt er nach, und Schildkröten sind für ihn ein Leckerbissen. Das Fleisch der letzteren weiß er sehr geschickt aus der Schale zu holen. Nicht einmal die Fische sind vor ihm sicher; er fängt sie ähnlich wie unsere Hauskatze, indem er mit der Pfote nach dem ihm nahekommenden Fisch schlägt und ihn aus dem Wasser schlendert. Kleinere Tiere frißt der Jaguar sofort mit Haut und Knochen auf; die größeren pflegt er in zwei Mahlzeiten zu genießen und sie dann den Geiern zu überlassen.

Dem Menschen weicht der Jaguar in der Wildnis scheu aus, und es ist höchst selten — und dann auch nur, wenn großer Hunger ihn dazu treibt —, daß er in den unbewohnten Urwäldern einen Menschen zerreißt. Gefährlich wird er hingegen in dichter bewohnten Gegenden, und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so sucht er den Menschen sogar auf und stellt ihm nach. Auch zeigt er nicht immer große Furcht vor dem Feuer, pflegt aber den Weißen mehr zu respektieren als die Farbigen, und meistens sind es Indianer, die ihm zum Opfer fallen.

Im Jahre 1860 zerriß ein Tiger in den Wäldern von Santa Ana bei Cuzco über 60 Personen. Er war zu schlau, um in die Falle zu gehen, und die dortigen Indianer hatten nicht den Mut, ihn offen anzugreifen. Einmal brach er des Nachts in eine Rohrhütte und zerriß eine Frau nebst zwei Kindern. Da beschloß ein kühner Argentiner, ihn zu töten. Mit größter Mühe überredete er einen Indianer, ihn auf seiner gefährlichen Jagd zu begleiten. Eine Stunde ungefähr hatten sie auf dem Anstande gewartet, als das Raubtier erschien. Sogleich flüchtete der indianische Held auf einen Baum; der Argentiner schoß dreimal, und dreimal versagte sein Gewehr, worauf der Jaguar mit einem gewaltigen Satze

sich auf ihn stürzte und ihn zu Boden riß, ehe er nur Zeit hatte, sein Messer zu ziehen. In einem Augenblicke hatte er ihn zerfleischt. Zuletzt ward die Bestie durch einen Selbstschuß getötet, den ein Portugiese mit vier Flinten zurechtgelegt und auf dem Leichname einer Indianerin angebracht hatte, die der Tiger den Tag zuvor halb zerrissen hatte. Darauf, als ihr Feind tot war, bekamen die Indianer wieder Mut, und unter Musik und Raketenfeuer ward die Unze nach Santa Ana gebracht.

Pfarrer Egg, der Seelsorger der deutschen Kolonie am Pozuzo-Flusse, schreibt über den Jaguar folgendes: „Vor einigen Monaten beehrte uns eine ganze Tigerfamilie, bestehend aus den beiden Alten und einem Jungen, mit einem längeren Besuche. Sie entgingen lange allen Nachstellungen, endlich aber, nachdem sie 13 Hunde und ein Schwein aufgezehrt hatten, kamen sie auch zu meinem Nachbar, begingen aber dort die Unvorsichtigkeit, den Hund aus dem Korridor des Hauses zu holen, bevor die Leute sich schlafen gelegt hatten. Auf den Notschrei des armen Hundes öffnete im nächsten Augenblicke die Tochter die Thüre und machte Lärm, soviel sie konnte, worauf die Bestien es vorzogen, den schon erwürgten Hund auf dem Wege liegen zu lassen. Ich ward auch herbeigerufen und machte ihnen dann den Braten zurecht. In das Genick und in den Schenkel des Hundes legte ich eine gute Portion Strychnin, ohne den Hund von seiner Stelle zu verrücken, und dann gingen wir ruhig schlafen. Am anderen Morgen fand sich der Hund, nur Hals und Nacken verzehrt, einige hundert Schritte weiter oben an der Grenze des Waldes, und etwa hundert Schritte weiter lag die Frau Jaguarin in ihrem herrlichen Kleiderschmucke. Es war eines der schönsten Felle, die ich je gesehen habe. Was aber das Merkwürdigste war — nach etwa fünf Tagen kam man zufällig noch einmal zum Hunde, der liegen geblieben war, und in dessen nächster Nähe lagen nun auch das Männchen und das Junge, beide schon zu sehr verwest, als daß die Felle noch hätten gebraucht werden können. Da die Erscheinung eines Tigers hier wegen seiner Seltenheit schon großes Aufsehen macht, denn in den 17 Jahren, die wir hier sind (1875), ist dies der vierte Fall, so war der Lärm desto größer, als eine ganze Familie auf einmal erschien und auch die ganze Familie hier ihr Grab fand. Daß diese Raubtiere für den Menschen so gefährlich sein sollen, wie es heißt, möchte ich fast bezweifeln, da sie, wie aus dem Obengesagten hervorgeht, vor dem Menschen fliehen. In früheren Jahren kam es auch vor, daß einmal ein Mädchen und einmal eine Frau einem Jaguar auf dem Wege durch den Wald begegneten; das Tier blieb stehen, schaute sie an und ging seitwärts in den Wald."

Um nun wieder von harmloseren Geschöpfen zu reden, muß ich verschiedenartiger Affengeschlechter erwähnen, welche die Wälder einzeln, paarweise und in Trupps durchziehen, die, wenn ihre vier Extremitäten in ihrer unbegreiflichen Beweglichkeit beim Klettern und Springen nicht aus-

reichen, noch ihren Wickelschwanz zu Hilfe nehmen. In der That ist der Wickelschwanz der meisten Affen im Amazonengebiet — wie Dr. Avé-Lallemant bemerkt — ein ganz undefinierbares Etwas. Er greift links und rechts, nach unten und nach oben, als hätte er Augen! Er packt fest, als hätte er mindestens zwei Hände. Er wirft seinen Inhaber von einem Ast zum anderen, als wäre er eine Schleuder, — kurz, in der ganzen Natur hat er nicht seinesgleichen. Die größten unter den Affen von Loreto sind die grauen Barrigudos (Dickbäuche, Lagothrix), oft über 70 cm hoch, welche die kühleren Bergwälder bewohnen; der größte dieser Familie jedoch, mit rosenrotem Gesichte und sehr kurzem Schweife, lebt in den heißesten Ebenen. Zu den größten Affen dieser Urwaldregion — wobei ich bemerken muß, daß dieselben Affenarten sich im ganzen Amazonengebiete, auch unten im brasilianischen Teile desselben vorfinden — gehören auch die Guaribas oder Brüllaffen (Mycetes), besonders eine schwarze und eine rote Species, welche den Neuling in diesen Urwäldern oft des Nachts mit ihrem Geheule erschrecken, das schon mancher für Tigergebrüll gehalten hat. Wie Teufel sehen die dichtbehaarten und langhaarigen Bestien aus, weswegen auch eine Art Beelzebub benannt worden ist. Merkwürdige Exemplare finden sich unter den traurigen Atelesarten, hier Coaitas genannt, namentlich der große schwarze Coaita, dessen Gesicht sehr dem eines alten Negers gleicht, hauptsächlich wenn es, wie dies bei einer Varietät der Fall ist, mit weißen Haaren eingefaßt ist. Ferner verdient der schläfrige Nachtaffe, „Satanas“ genannt, erwähnt zu werden, ein großer Bursche, welcher während des Tages schläft, um des Nachts seine Späße zu treiben; er zeichnet sich durch eine dicke Perrücke aus, die oben auf dem Scheitel kammartig emporsteht. Und nun noch die verschiedenen kleinen Uistiti-Arten, die kleinsten in der Affenwelt, bekannt unter dem Namen der Löwenäffchen, Pinchecitos und Pinchecillos. Sie sind so zart, daß mir ein kleiner Pinchecillo, kaum so groß als eine Ratte, auf meiner Kanoereise auf dem Amazonenstrome in einer kalten, regnerischen Nacht vor Kälte starb. Die indianischen Mädchen und selbst weiße Frauen tragen diese Tierchen nicht selten vorn im Kleide, und es macht sich gar seltsam, wenn plötzlich, sowie die Herrin mit jemandem spricht, der kleine, zierliche Affenkopf oben am Kleiderrand hervorschaut.

Die Fische, Schildkröten und Alligatoren werden wir näher betrachten, wenn wir zum Marañon und Ucayali gelangen; von den Schlangen will ich zunächst die riesige Anaconda erwähnen, von den Indianern „Yacumama“, die Mutter des Wassers, genannt, weil sie viel im Wasser sich aufhält und sehr behende schwimmt. Sie wird bis 7 m lang und 27 cm dick, ist aber nicht sehr gefährlich, da sie nur höchst selten Menschen angreift. Mehr zu fürchten sind die Giftschlangen, besonders zwei

Lachesis-Arten, der Jergon und der Flamon, welcher letztere bis 2 m lang wird. Die gefährlichste Giftschlange ist eine graue, nur 25 cm lange Viper, deren Biß sehr rasch tötet, die aber glücklicherweise nur selten vorkommt. Übrigens darf man, wie gesagt, sich nicht vorstellen, als ob im Amazonenthale hinter jedem Busche ein Tiger oder eine Giftschlange lauerten; die durch Schlangen verursachten Unglücksfälle kommen dort nicht häufiger vor, als in Deutschland die durch wütende Hunde. Von den 21 Schlangenarten der peruanischen Fauna z. B. sind nur sechs giftig. Von diesen letzteren werden einige sogar als Leckerbissen verzehrt. Mehr als die Schlangen habe ich stets die Moskitos gefürchtet, welche im Tieflande an den Flußufern eine wahre Landplage sind. Desto größern Genuß gewährt der Anblick der prachtvollen Schmetterlinge; von diesen ist der Rhetenor so glänzend blau, daß er, wenn er beim Fluge durch einen Baumgang von einem Sonnenstrahl getroffen wird, hell aufleuchtet, wie ein blauer Blitzstrahl. Wunderschön ist auch eine Saturnia mit vier Glasfenstern auf den Flügeln; ferner giebt es hier eine Eulenart (Agrippina), die 30 cm Durchmesser hat und wohl der größte aller Schmetterlinge sein wird. Dazu ein zahlloses Heer von Cikaden, Libellen, Wespen, Bienen, Käfern, Ameisen, eine ganze Ungezieferwelt, die sich alle hier unter der Tropensonne ihres kurzen Daseins freuen.

Von Balsapuerto aus gingen unsere Flöße in drei Tagen den Cachiyacu hinab, ein Fluß von der Größe der Lahn, und kamen dann in den Huallaga, der hier ungefähr so breit wie der Rhein bei Kehl und an dieser Stelle bei mittlerem Wasserstande 8 m tief ist. Nicht weit vom Ausflusse des Cachiyacu ist das Indianerdorf Yurimaguas, hart am Flusse auf einer Anhöhe gelegen. Bis hierher gehen die brasilianischen Dampfboote vom Amazonenstrome aus und könnten noch bis zu den Pongos hinaufgehen, durch die der Fluß aus dem Gebirge hervorbricht. Von dort aus ist der Fluß, der bei Cerro de Pasco, nur 75 Stunden weit von Lima, entspringt, noch eine große Strecke bis Tingo Maria für Kanoes und wohl auch für kleine Dampfer schiffbar, doch machen auf dieser Strecke häufige Stromschnellen die Schiffahrt beschwerlich. Nahe bei Chasuta sind die berühmten Salzlager von Pilluana, die hart am Huallaga liegen, sich weit in das Innere erstrecken und ganz Amerika mit Salz versehen könnten. Die Salzhügel, in denen sich das Salz in großen Bänken zwischen rotem Thone vorfindet, sind 100 m hoch. Wo der Regen an der Seite der Hügel die rote Erde abgewaschen hat, sieht man kegelförmige Türme reinen Salzes sich erheben, und da wo die Arbeiter Höhlen in den Berg gegraben haben, hängen prächtige Stalaktiten in den verschiedensten Formen herab. Von sehr weit her, von den Urwäldern des Ucayali und anderen Nebenflüssen des Amazonenstromes kommen die Wilden hierher, um sich ihren Salzbedarf zu holen. Sie gewinnen es auf eine höchst beschwerliche

Weise, indem sie zuerst die Salzbank bloßlegen und dann einige leichte Furchen darauf graben, auf die sie beständig Wasser gießen, bis dieselben so weit vertieft sind, daß sie gehörige Salzblöcke losbrechen können.

Unterhalb Yurimaguas wird das ganze Land flach und eben, keine Spur von Gebirgen ist mehr zu sehen, bis 900 Stunden weiter unten, wo am Ausflusse des Trombeta die Gebirge von Guyana bis nahe an den Amazonenstrom herantreten. Kaum ein Stein ist in diesen Ebenen mehr zu finden. Der Huallaga sowohl wie der Marañon sind voll von niederen Inseln, die, sowie die angrenzenden Ufer, zur Regenzeit — am Marañon oft meilenweit — überschwemmt werden; denn der Unterschied zwischen höchstem und tiefstem Wasserstande beträgt hier an 13 m. Daher sind alle Ortschaften am Amazonas entweder auf kleinen Erhöhungen angelegt oder befinden sich eine Stunde und weiter vom Flusse entfernt. Viele Seen giebt es in diesem Lande, die durch natürliche Kanäle mit dem Marañon, Huallaga und Ucayali in Verbindung stehend, mit Tausenden von Wasservögeln bedeckt und voll von Fischen, Schildkröten und Alligatoren sind. Unterhalb Yurimaguas, nicht weit von der Mündung des Huallaga in den Marañon, liegt das Indianerdorf Laguna, durch den deutschen Jesuiten Pater Samuel Fritz im Jahre 1680 gegründet.

Der erste Versuch der Jesuiten, die wilden Indianer im Amazonenthale zu bekehren, war schon im Jahre 1602 durch den spanischen Pater Raphael Ferrer gemacht worden. Er drang von Quito aus ganz allein in die Urwälder, nur mit seinem Kruzifix, Brevier und einigen Schreibmaterialien versehen, und besuchte zuerst die an einem Nebenflusse des Napo wohnenden wilden Stämme der Cofanes, die er durch seinen milden und leutseligen Charakter, sein tugendhaftes Leben, durch seine Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit in kurzer Zeit gewann. Sie begleiteten ihn auf allen Wegen und Stegen, betrachteten ihn als ein lebendes Wunder und verehrten ihn als ein höheres Wesen. Weder dieser noch irgend ein anderer der benachbarten Stämme hatte Dörfer. Immer lebten Familien von zehn, zwanzig und mehr Personen zusammen, von ihren nächsten Nachbarn so weit entfernt, daß sie sich zur Not gegenseitig in einem Tage besuchen konnten. Pater Ferrer stellte ihnen vor, wie vorteilhaft es wäre, wenn der ganze Stamm zusammenwohnte und eine einzige Niederlassung bildete. Er selbst würde dann imstande sein, viele zur selben Zeit zu unterrichten und sie hätten dann den Vorteil, sich gegenseitig zu helfen und sich besser gegen ihre Feinde zu verteidigen. Die Indianer gingen auf seinen Plan mit großem Eifer ein, und so ward im Jahre 1603 die erste Jesuitenmission im Amazonenthale, San Pedro de los Cofanes, gegründet, die bald mit noch zwei weiteren Missionen eine Bevölkerung von 6500 Seelen zählte. Später hörte Ferrer von den vielen Indianern, die am Marañon leben sollten, und beschloß, dorthin wieder ganz allein zu Fuß

zu reisen. Er folgte dem Laufe des Flusses bis zu seiner Mündung in den Napo und diesem wieder bis zum Marañon — im ganzen eine Entfernung von 600 Stunden, wenn man den Krümmungen der Flüsse folgt; allein die große Entfernung ist noch gering anzuschlagen im Vergleich zu der Natur der Regionen, durch welche er reiste — allein, ohne Lebensmittel, mitten unter wilden und menschenfressenden Stämmen, reißenden Tieren, giftigen Schlangen und Insekten, durch dichte, wildverwachsene Urwälder und pesthauchende Sümpfe. Wie viele Flüsse hatte er zu durchschwimmen, wie viele steile Felsen zu erklettern — und all dies ohne Obdach während der hier so häufigen und sündflutartigen Regengüsse und unter der versengenden Sonne des Äquators. Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte er endlich im Jahre 1608 gesund und wohlbehalten in seine Mission zurück, machte später noch mehrere Entdeckungsreisen, wobei er den großen Fluß Putumayo entdeckte, und ward zuletzt von einem indianischen Renegaten ermordet, der ihn an einem Punkte, wo ein einzelner Baum eine Brücke über einen tiefen und reißenden Bergstrom bildete, in den Abgrund stieß.

Später, namentlich durch die Bemühungen der spanischen Patres Cujia und Cueva und der deutschen Missionäre Richter, Julian, Weigel und Fritz, kamen die Missionen im Amazonenthale in blühenden Zustand und zählten 160 000 Seelen in 74 Niederlassungen; allein im Anfange des 18. Jahrhunderts verminderten die portugiesischen Invasionen, die zum Zwecke des Sklavenraubes veranstaltet wurden, diese Zahl um 40 000, und kurz vorher gingen 30 000 in der Indianerrevolution am Ucayali verloren. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahmen die Missionen wieder zu, aber im Jahre 1762 tötete eine furchtbare Pockenepidemie den größten Teil der Indianer, von denen nur 18 000 übrig blieben, welche nach der Angabe des Pater Weigel in 3 Missionen und 41 Niederlassungen verteilt waren.

Der berühmteste aller Jesuiten-Missionäre war der deutsche Pater Samuel Fritz, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und unermüdlicher Thätigkeit. Er war der Apostel des damals sehr mächtigen Stammes der Omaguas, welche teilweise schon Pater Cujia bekehrt hatte und die heute vielleicht nur noch 800 Seelen zählen. Pater Fritz fand die Omaguas zerstreut lebend auf den Inseln des Amazonas und im waldigen Hügellande der Nebenflüsse. In zwei Jahren hatte er ihre Bekehrung beendet und siedelte alle seine Zöglinge an den Ufern des Amazonas an. Auf einer Strecke von 550 Stunden Länge, von der Mündung des Napo bis zu der des Rio Negro, gründete er 40 Niederlassungen mit 40 000 Einwohnern. In allen diesen Ansiedlungen herrschte die größte Ordnung. Die Indianer wurden nicht nur in der Religion, sondern auch im Ackerbau und in den Handwerken unterrichtet; alle hatten nette und reinlich

gehaltene Häuser; ihr Lebenswandel war musterhaft, weit sittlicher als der der Spanier und Portugiesen in Peru und Brasilien, und überall herrschten Überfluß und Zufriedenheit. Sechs Städte, in welchen je ein Missionär und zugleich meist die Handwerker wohnten, waren in passenden Entfernungen angelegt und zwischen ihnen die kleineren, Ackerbau treibenden Niederlassungen. Pater Fritz ward im Jahre 1689 gefährlich krank und mußte nach Pará reisen, um sich dort kurieren zu lassen und verschiedenes Notwendige einzukaufen. Auf dieser Reise den Amazonenstrom hinab nahm er den ganzen Fluß auf, um eine Karte desselben zu vollenden. In Pará ward seine Gesundheit bald wiederhergestellt; allein der portugiesische Gouverneur gestattete ihm die Rückkehr nicht, sondern behielt ihn als Gefangenen zurück. Erst nach einem Jahre kam aus Lissabon, wohin sich Pater Fritz mit einem Gesuche an den König gewandt hatte, die Antwort mit dem Befehle an den Gouverneur, den Pater zurückzusenden, jedoch in Begleitung einer Kompagnie Soldaten, die ihn bis zur Mündung des Napo bringen und auf der Reise alle Niederlassungen der Jesuiten untersuchen sollten. Pater Fritz durchschaute gleich die böse Absicht und teilte es dem spanischen Vicekönig in Lima mit, der sich aber unbegreiflicherweise nicht darum kümmerte und gar keine Maßregeln traf, um die Missionen zu retten, welche bald darauf auf immer für die spanische Krone verloren gingen. Pater Fritz starb, 80 Jahre alt, im Jahre 1730 und mußte den Verlust der Missionen und seiner langjährigen Mühen erleben.

Schon lange Jahre zuvor hatten nämlich die Portugiesen ihre Raubzüge gegen die spanischen Missionen begonnen, wobei ihr Hauptzweck war, Indianer zu stehlen und sie in den Pflanzungen als Sklaven zu verkaufen. Im Jahre 1710, während des spanischen Successionskrieges, brach wieder eine große Expedition von Pará auf, während Pater Fritz von neuem nach Lima gereist war, um Unterstützung zu erbitten. Die Feinde hatten alle Vorkehrungen so wohl getroffen, daß sie in ganz kurzer Zeit alle Niederlassungen — die sämtlich am Flusse lagen, was ihre Eroberung sehr erleichterte — einnahmen, alles, was einigen Wert hatte, daraus raubten, ohne selbst die Kirchen zu respektieren, und die Hälfte der Einwohner (20 000) in die Sklaverei fortführten. Die andere Hälfte war in die Wälder entflohen. Pater Fritz, der, wie gesagt, sich gerade in Lima befand, um bewaffnete Hilfe für seine Missionen zu verlangen, hörte hier das schreckliche Unglück, das seine Schöpfung befallen. Er ließ nicht nach mit seinen flehentlichen Bitten bei jedem, der nur Einfluß bei dem Vicekönig hatte, aber dieser rührte keinen Finger. Auf diese Weise verlor Spanien ein Territorium von mehr als 400 Stunden Länge, von der Mündung des Javari bis zu der des Rio Negro, das heute noch Brasilien im Besitze hat; die Missions-Indianer kehrten fast alle in ihren ursprünglichen wilden Zustand zurück. Nachher hatten die Jesuiten ihre

sämtlichen Missionen am oberen Amazonenstrome oder Marañon, zwischen dem Pongo de Manseriche und der Mündung des Ucayali, sowie am Huallaga und Napo konzentriert. Im Jahre 1732 machten die Portugiesen eine neue Invasion, allein Pater Schingler, ein mutiger und resoluter Bayer, bewaffnete die Indianer und trieb die Feinde mit großem Verluste zurück. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Missionen wieder im schönsten Aufblühen begriffen, und auch nach der furchtbaren Pockenepidemie von 1762, die ihre Seelenzahl auf 18000 reduzierte, nahmen sie wieder bedeutend zu, besonders durch die geschickte Verwaltung der deutschen Patres Weigel und Wiedmann, bis die Verbannung der Jesuiten im Jahre 1767 den gänzlichen Ruin der Missionen zur Folge hatte. Jeveros, Laguna und Omaguas sind die einzigen heute noch bestehenden Orte im obern Amazonenthale, die von den Jesuiten gegründet wurden. Doch fast alle Dörfer am Marañon (dem peruanischen Teile des Amazonas) wurden später von Bewohnern dieser drei Orte angesiedelt, sowie von Flüchtlingen des gleichfalls von den Jesuiten gegründeten und im Jahre 1841 von den wilden Jibaro-Indianern zerstörten Borja.

---

## V.

# Der Ucayali.

**Reichtum des Amazonengebietes. — Der Ucayali. — Die deutsche Kolonie am Pozuzo. — Die Missionen der Franziskaner am Ucayali. — Getaufte Indianer. — Die wilden Stämme.**

Unterhalb Laguna mündet der Huallaga in den Amazonenstrom. Dieser heißt von seinem Ursprunge bis zur brasilianischen Grenze „Marañon", dann bis zur Mündung des Rio Negro „Solimões" und erst von dort ab „Amazonas". Großartig ist der Anblick des „Vaters der Flüsse". In stiller Majestät wälzt er seine trüben Gewässer durch die Wildnis, hier die Ufer mit ihren gewaltigen Waldriesen niederreißend, dort wieder neue Inseln aufbauend, aber nur höchst selten liebliche Landschaften oder auch nur Abwechslung in dem ewigen Einerlei seiner niedrigen, dichtbewaldeten Ufer darbietend. Hierin ist er verschieden von dem Mississippi, dem er sonst in mancher Beziehung ähnelt. Ihm fehlt sehr der Reiz, welchen die vielen Segelschiffe und Dampfer, die Pflanzungen am Ufer und die Städte auf den hohen Bluffs dem Mississippi geben. Selten sieht man seine ganze Breite, fast überall ist er durch niedere Inseln in Arme zerteilt, und nur weit unten in Brasilien habe ich Stellen gesehen, wo ich, in der Mitte des Stromes fahrend, die niedrigen Ufer nur als dünnen Saum in der Ferne erkennen konnte.

Welch unermeßlichen Aufschwung würde das Amazonengebiet nehmen, wenn es im Besitze einer andern Rasse wäre als der, welche jetzt seine ganze Entwicklung hemmt! Seine natürlichen Reichtümer sind größer als die von Indien oder irgend eines andern Teiles der Welt. In den Hochgebirgen, an den Quellen seiner Zuflüsse, findet man Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Kohlen und Salz; im Sande einiger Nebenflüsse Gold und Diamanten; in seinen Urwäldern wertvolle Medizinalpflanzen und Gewürze, nützliche Harze und Balsamarten, Wachs und Kautschuk, prächtige Farbstoffe und die schönsten und dauerhaftesten Möbel- und Bauhölzer. In den das Amazonenthal begrenzenden Hochländern gedeihen Weizen und alle europäischen Feldfrüchte; große Herden von Schafen und Alpacas weiden auf den Bergen; am obern Laufe vieler Neben-

flüsse dehnen sich weite Savannen aus, welche Millionen von Rindvieh ernähren könnten, und im wärmern Tieflande gedeihen alle Erzeugnisse der Tropen: Kaffee, Kakao, Zucker, Reis, Baumwolle, Tabak, Seide und Indigo. Die Wälder sind angefüllt mit Wild und die Flüsse mit Fischen und Schildkröten, aber das meiste verkommt unbenutzt!

Alle Klimate sind in diesem Gebiete vorhanden: im höchsten Hochlande, in den Punas von Peru und Bolivia das Klima Sibiriens, tiefer unten das von Italien, und in den Ebenen herrscht ewiger Sommer mit Ernten im ganzen Jahre. Nur am untersten Laufe des Hauptstromes, soweit als Ebbe und Flut reichen (350 Stunden), und auch hier nur zeitweise, ist das Land für Europäer, die sich zu sehr der Sonne aussetzen, ungesund: sonst findet man am ganzen Amazonenflusse wenig Krankheiten. Unsere Expedition z. B., fast nur aus Europäern und Nordamerikanern bestehend und mehr als 100 Personen zählend, hatte gar keine Kranken während der ganzen Fahrt auf dem Amazonenstrome bis zur brasilianischen Grenze. Im mittlern Teile einiger brasilianischer Nebenflüsse, wie des Rio Negro, Madeira und Trombetas, sowie auch am Rio Napo herrschen zeitweise schlimme Wechselfieber, während der ganze Lauf des Huallaga, Ucayali und Tapajoz gesund ist. Die Wärme beträgt am Amazonenstrome zwischen 15 und 28° Réaumur im Schatten; nie kommt dort eine so fürchterliche Hitze vor, wie sie z. B. in New-York und New-Orleans im Juli herrscht; nur auf den Sandbänken des Flusses in der Sonne ist sie manchmal kaum zu ertragen. Nur wenige Teile dieses ungeheuren und so reichen Gebietes sind schwach angesiedelt; alle diese Einöden, wo Millionen fleißiger Menschen reichlichen Unterhalt finden könnten, sind jetzt nur der Aufenthalt wilder Indianer und einer zahlreichen Tierwelt.

Von der Mündung des Huallaga aus fuhren wir auf dem Marañon an einigen Indianerdörfern vorbei, passierten am linken Ufer die Mündung des Tigrenacu, der in seinem obern Laufe viel Gold führen, dessen Ufer aber von menschenfressenden Indianern bewohnt und mit bösartigen Fiebern behaftet sein sollen, und kamen dann nach Nauta, dem bedeutendsten Orte des Marañon. Damals war Nauta freilich noch ein armseliges Indianernest von etwa 1000 Seelen, unter denen einige portugiesische und brasilianische Händler wohnten. Jetzt zählt es über 2000 Einwohner, und bereits haben sich dort auch schon ein paar europäische Handlungshäuser etabliert. Dieser Aufschwung des schon durch seine Lage — am Einflusse des mächtigen Ucayali — wichtigen Nauta ward hauptsächlich durch die Fahrten der brasilianischen Dampfschiffe bewirkt, die ihre Reisen stromaufwärts bis Nauta — zuweilen auch bis Yurimaguas — ausdehnen. Ich selbst habe im Jahre 1853 in Loreto die Ankunft des ersten dieser Dampfer gesehen, dessen Lärm die armen Indianer so sehr erschreckte, daß sie entsetzt in die Wälder flohen. Jetzt versehen einige zwanzig Dampfer — darunter

einige große von mehr als 500 Tonnen Gehalt — den regelmäßigen Dienst auf dem Amazonenstrome. Der Verkehr wird von Jahr zu Jahr lebendiger und hat eine Zukunft von großer Bedeutung.

Die meisten dieser Dampfer haben den Salon oben auf dem Verdecke, mit Schlafstellen auf jeder Seite für etwa zwanzig Passagiere; an beiden

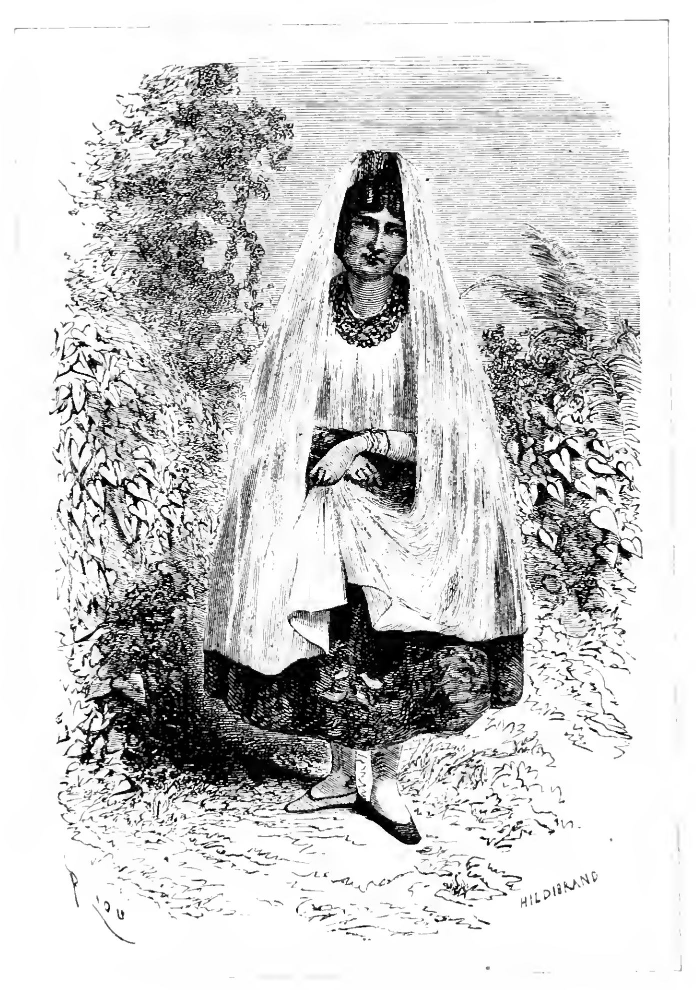


Fig. 20. Eine Dame aus Nauta.

Enden ist dieser Salon offen, um freien Luftzug durchzulassen. Die Kost an Bord ist ziemlich gut, frisches Rindfleisch, Geflügel, Fische und Schildkröten jeden Tag zu haben. Bei Sonnenaufgang wird Kaffee serviert, um 10 Uhr ein sehr reichliches Frühstück; nach 4 Uhr wird zum Mittagessen geläutet und am Abend Thee gebracht. Die Passagiere sind hier oben

meist peruanische Händler aus Moyobamba und Chachapoyas, die mit Panamahüten nach Pará gehen und dort schwerere europäische Fabrikate, wie Eisen- und Glaswaren, portugiesischen Wein u. dgl. einkaufen. Leichtere Manufakturwaren hingegen, wie Wollen-, Baumwollen- und Leinenzeuge, werden von der Küste des Stillen Meeres her bis zum Marañon gebracht. Man sollte es kaum für möglich halten, daß Waren, auf halsbrecherischen Wegen vom Meere über die Andes, zum Teil auf dem Rücken von Indianern, nach Loreto transportiert, die Konkurrenz mit Waren ertragen könnten, welche in Dampfschiffen den Fluß heraufkommen, — in einem Lande, das die schönsten Wasserverbindungen mit dem Atlantischen Meere besitzt. Allein die Ursache lag bisher in der absurden Handelspolitik Brasiliens, welches die für Peru bestimmten und auf brasilianischen Dampfern weiterbeförderten Güter mit so hohen Zöllen belastete, daß dieselben die Konkurrenz der vom Stillen Meere kommenden kaum in den hart am Flusse gelegenen Plätzen aushalten konnten. Die Ausfuhr der Naturprodukte aber geht natürlich stets flußabwärts nach Pará.

Nicht weit vor Nauta mündet in den Marañon einer seiner bedeutendsten Nebenflüsse, der Ucayali (264 Meilen), der an Länge und Wasserreichtum den Marañon selbst (181 Meilen) weit übertrifft. Seine beiden Hauptzuflüsse, der Santa Ana sowohl als der Apurimac, entspringen in den Andes, in der Nähe von Cuzco; ihre Quellen liegen hoch oben in den Schneebergen. Weite Eis- und Schneefelder lagern auf den breiten Bergrücken, einzelne Piks ragen noch über dieselben hervor; weite, öde Punas mit kümmerlicher Vegetation breiten sich zwischen ihnen aus; zahlreiche Seen sind auf denselben zerstreut, mit süßem oder salzigem Wasser, und so kalt ist es dort oben auf den rauhen Hochebenen, daß selbst die Viehzucht hier nicht mehr recht gedeihen will. Tiefer schneiden nun die Flüsse in die Hochebene ein und bilden gewaltige Felsschluchten; in mächtigen Fällen stürzen die Seitenbäche herab. Das rasch abfallende Thal des Santa Ana erreicht endlich wieder die Baumvegetation, der Wald steigt höher an den Thalseiten empor, bis er auch die hier schon niedriger gewordenen Bergrücken überzieht. Nicht lange, so treten auch schon tropische Pflanzen in dem wärmern Thale auf. In unendlichen Schlangenwindungen zieht sich der Strom dahin, Stromschnelle auf Stromschnelle, Wasserfall auf Wasserfall bildend.

Bis jetzt bestanden die Ufer aus Sandstein; plötzlich wird derselbe durch Basaltwände ersetzt, durch welche, wie durch einen engen Riß, der zusammengepreßte Santa Ana sich hindurchdrängt. Mit dichter Vegetation sind die Höhen der Wände besetzt, Lianen wachsen herüber und hinüber und bilden ein undurchdringliches Laubdach; in zahlreichen kleinen Wasserfällen rieselt rechts und links Wasser an den senkrechten Wänden herunter und hat überall die Wände in phantastischen Formen ausgewaschen. Lange

Zeit braucht das Auge, um sich an das magische Dunkel dieses natürlichen Tunnels zu gewöhnen. Immer reißender wird die Strömung und pfeilschnell werden die Kanoes aus dem Dunkel in ein Lichtmeer hinausgerissen, fahren durch das Thor von Tunkini und befinden sich nach dieser letzten Stromschnelle in breiter, ruhiger, mit hohem Urwalde eingesäumter Wasserfläche. Weit breitet der majestätische Strom sich jetzt aus und ist hier tief genug, um größere Schiffe tragen zu können. Indessen kehren noch einigemal Flußengen und Felsendämme wieder, die noch manche gefährliche Stromschnelle erzeugen, während aus blauer Ferne die schneebedeckten Ketten der Andes über die grünen Wälder hervorschauen.

Unter 10° 58′ südl. Br. mündet am linken Ufer in den inselreichen Lauf des Santa Ana der mächtige Apurimac, ein gewaltiger Strom, dessen smaragdgrüne klare Gewässer sich mit den gelben Fluten des Santa Ana vermischen. Auch sein bedeutendster Zufluß entspringt in den Anden von Cuzco, während ein anderer, der Mantaro, im Hochlande von Cerro de Pasco seinen Ursprung hat, nicht sehr weit von den Quellen des Hualaga und des Marañon. Nach seiner Vereinigung mit dem Mantaro heißt der Apurimac Ene, der einen der großartigsten Wasserfälle Amerikas bildet, dessen Donner nach der Ansicht des nordamerikanischen Marine-Offiziers Tucker fast dem des Niagara gleichkommen soll. Der Ene nimmt den Perené auf und vereinigt sich dann als Rio Tambo mit dem Santa Ana zum Ucayali. Dieser erhält zwischen dem 8. und 9.° südl. Breite den Pachitea, der den nächsten und besten Verbindungsweg zwischen dem Amazonenstrome und dem Stillen Meere bildet. Er ist für kleine Dampfboote 242 km schiffbar bis zur Mündung des Mairo, welche von der deutschen Kolonie am Pozuzo-Flusse 7 Meilen und von Cerro de Pasco 17 deutsche Meilen entfernt ist.

Diese Kolonie habe ich selbst im Jahre 1857 gegründet, wobei ich den Fehler beging, an den Bestand und die Versprechungen einer Kreolen-Regierung zu glauben, welche indessen ihre Verpflichtungen, namentlich was den Wegbau betraf, nur höchst mangelhaft erfüllte. (Siehe meine Broschüre: „Die deutsche Kolonie in Peru.“ Weinheim, Verlag von F. Ackermann, 1870.) Da ich schon seit langen Jahren von dort abwesend bin, so werde ich die heutigen Zustände derselben hauptsächlich nach den Angaben des Pfarrers Egg schildern, welcher dort von Anfang an, also seit 25 Jahren, lebt und zu ihrem Gedeihen mehr als irgend ein Anderer beigetragen hat. Die Kolonie liegt unter dem 10. Grade südl. Br., am Zusammenflusse des Pozuzo mit dem Huancabamba, und erstreckt sich auf beiden Seiten dieser Flüsse in einer Ausdehnung von 5 Kilometer am Pozuzo und 8 Kilometer am Huancabamba. Die Breite der beiden Thäler ist beschränkt; jedoch sind die meisten Berge, von denen einige sich an 1500 m über das Niveau des Flusses erheben, nicht steil, an manchen



Zu Seite 138.




Das Thor von Tunkini.



Orten sogar sehr sanft ansteigend, und bei weitem die meisten Abhänge sind geeignet, bis weit hinauf angebaut zu werden. Die Kolonie liegt durchschnittlich 800 m über dem Meere, und außerhalb der Felder ist alles noch Urwald. Dieser erstreckt sich bis auf die höchsten Spitzen der Berge, die auf der Ostseite, wo die unermeßlichen Ebenen des Ucayali und Amazonenstromes, die sogen. Pampas del Sacramento, beginnen, im Durchschnitte niedriger sind als die westlichen. Die Temperatur nimmt mit der Höhe rasch ab, und selbst jene Kolonisten, welche vielleicht nur 100 m über der Thalsohle wohnen, haben in ihren luftigen Wohnungen schon bedeutend kühlere Nächte, als die tiefer unten wohnenden.

Südlich und westlich von der Kolonie, d. h. von dem Winkel, welchen die Thäler bilden, kreuzen sich die Berge und Schluchten auf eine Weise, daß dort selten ein Fleck zu finden ist, den man anbauen könnte. Aber an der Ostseite beginnen hinter den oben erwähnten Bergen in einer Entfernung von 3—4 deutschen Meilen die Ebenen des Palcazu und Mairo, und nördlich von letzteren die weiten Pampas del Sacramento, welche Tausende von Quadratmeilen einnehmen und bis zum Amazonenstrome reichen. Die ganze Seelenzahl der Deutschen — die hier ansässigen Indianer, welche bei den Deutschen Arbeit und guten Verdienst finden, nicht mitgerechnet — beläuft sich auf ungefähr 400. Zwei Dritteile der Kolonisten sind Tiroler und die übrigen Rheinländer; außerdem wohnen noch einige norddeutsche Familien dort, die von Lima aus auf eigene Faust gekommen sind.

Das Klima[1] ist ein günstiges. Die gesunde Gebirgsluft, besonders Lungenkranken zusagend, der völlige Mangel stehender Gewässer, die durch Vertrocknen schädliche Miasmen erzeugen, verhindern das Auftreten gefährlicher Epidemieen, welche in den meisten tropischen Tiefländern so mörderisch wüten. Wenn man von einem gesunden Appetit auf Gesundheit des Körpers schließen kann, so ist diese Gegend besonders bevorzugt, denn selbst bei reichlichem Genusse von Nahrung stellt sich binnen kurzem das Gefühl des Hungers wieder ein. Unter diesen Umständen konnten sich die ersten deutschen Ansiedler — von denen Bürgermeister Egg jetzt 81 Jahre zählt — rasch acclimatisieren, und bei ihrem einfachen, thätigen Leben war der Gesundheitsstand in der Kolonie stets so trefflich, daß oft in mehreren Jahren kein einziger Sterbefall unter Erwachsenen, sondern nur unter Kindern vorkam, und daß in den 25 Jahren des Bestehens der Kolonie die jährliche Sterblichkeit im Durchschnitt 2,2 % betrug. Die Zahl der Geburten hingegen beträgt jetzt durchschnittlich über 20 im Jahre; bedingt durch diesen natürlichen Zuwachs, würde die Einwohnerzahl der Kolonie

[1] Vergl. „Die Kolonie am Pozuzu“ von Dr. Abendroth. Dresden, Blochmann & Sohn.

schon eine bedeutend größere sein, wenn nicht in neuerer Zeit einige Familien mehrere Meilen flußaufwärts und andere in der Richtung nach dem Pachitea, nach dem Rio Seso gezogen wären, wo gleichfalls sehr reiches Land und gesundes Klima zu finden ist. In 25 Jahren kann man wohl ein Urteil über die Gesundheit einer Gegend abgeben, und demnach wäre durch das Gedeihen dieser Kolonie der Beweis geliefert, daß die Hochländer unter den Tropen, selbst bei nicht sehr bedeutender Meereshöhe, der europäischen Konstitution ganz gut zusagen können.

Die Kolonie hatte sich im Anfange außer der Kultur ihrer Lebensmittel fast ausschließlich dem Kaffeebau gewidmet, da der Kaffee hier sehr gut gedeiht und ein ganz besonders feines, in Lima sehr geschätztes Produkt liefert und dort hohe Preise erzielt. Die teure Landfracht nimmt freilich den Hauptgewinn wieder weg, aber doch werden immer noch an Ort und Stelle in der Kolonie 34 Mark pro Centner gewöhnlich bezahlt, was den Anbau lohnt. Später nahm der Kaffeebau in der Kolonie wieder ab, die Leute verlegten sich mehr auf die Tabakpflanzung und die Cigarrenfabrikation, da dies mehr eintrug und die Cigarren auch weniger Fracht kosteten, was hier die Hauptsache ist. Durch einen Hamburger Cigarrenmacher ward dieser Industriezweig nach der Kolonie verpflanzt. Das Tausend Cigarren, dessen Fracht nach der großen Bergwerkstadt Cerro de Pasco verhältnismäßig unbedeutend war, ward dort zuweilen die kleinen mit 120, die großen mit 210 bis 240 Mark bezahlt. Dies dauerte aber nicht lange, da nun alle Kolonisten, groß und klein, was nur zwei Hände hatte, Cigarren machte — gut oder schlecht war ihnen gleichgültig. Dadurch verloren die Pozuzo-Cigarren bald ihren frühern guten Ruf, so daß sogar die wirklich guten nur noch mit Mühe zu verkaufen waren. Dies brachte endlich die Kolonisten zur Besinnung und sie geben sich Mühe, wieder ein gutes Fabrikat herzustellen, das auch wieder in Cerro de Pasco Absatz findet [1]. Durch den unglücklichen Krieg mit Chile stockt jetzt freilich die ganze Ausfuhr; doch haben die Kolonisten in ihrem friedlichen, entlegenen Thale keine andern Nachteile durch den Krieg empfunden, und die Stockung der Ausfuhr können sie um so leichter ertragen, als sie fast alle Lebensbedürfnisse selber dort ziehen. Sogar reiche Salzlager haben sie in ihrer Nähe.

Auch Coca wird in der Kolonie gebaut, doch mehr von den dort wohnenden Indianern, als von den deutschen Kolonisten, obgleich Absatz dafür vorhanden ist; fremde Indianer kommen selbst nach dem Pozuzo, um dort Coca zu kaufen, und bezahlen den Centner an Ort und Stelle

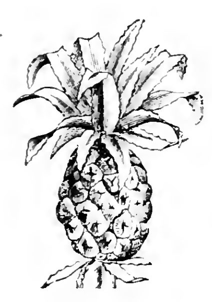
[1] Der Centner Rauchtabak hat in Peru 112 Mark, der Centner Cigarren aber 352 Mark Eingangszoll zu zahlen, und da der Tabak weder an der Küste noch im westlichen Gebirgslande gedeiht, so erklärt es sich, daß die Kolonisten trotz der Fracht gute Geschäfte machen können.

mit 50—60 Mark. Ihr Anbau wäre also schon lohnend genug, obgleich er viele Arbeit erfordert und besonders das Trocknen der Blätter viele Mühe macht. Reis, der hier auch gut gedeiht, auszuführen, bezahlt sich nur selten, da er in den Städten des Innern meist sehr billig von der Küste, wo er im großen gebaut wird, bezogen werden kann. Baumwolle pflanzen einige Kolonisten für ihren eigenen Bedarf, spinnen dieselbe, und da einer von ihnen einen Webstuhl aufgeschlagen hat, lassen sie sich starke Stoffe zu Werktagskleidern weben. Zuckerrohr hat wohl jeder Kolonist mehr oder weniger auf seinem Lande; man bereitet daraus Sirup oder braunen Zucker, soviel man fürs Hauswesen braucht. Zu Huarapo, d. i. gegorener Zuckerrohrsaft, der dem federweißen Moste ähnelt, wird viel Zuckerrohr verwendet; viel aber auch leider in Rum verwandelt, und da dieser unter Kolonisten und Indianern stets Absatz findet, so haben sich mehrere Kolonisten ganz auf diese Erwerbsquelle verlegt. Indigo und Kakao geben wenig Ertrag, beide scheinen ein heißeres Klima zu verlangen. Die Temperatur ist hier eine ziemlich gemäßigte und gleichförmige. Weder die drückende Hitze des tropischen Tieflandes noch der rasche Wärmewechsel der Sierra-Region sind bemerklich. Wenn der Stand des Quecksilbers im Juni und Juli auch zuweilen unter 10° R. sinkt und die Schwüle des Januar ausnahmsweise bis 28° R. steigt, so ist doch die mittlere Temperatur, welche sich auf 18° stellt und somit einem Sommer in Unteritalien zu vergleichen ist, in den einzelnen Monaten wenig verschieden. Außerdem wird die Luft durch regelmäßig nachmittags sich erhebende Winde erfrischt und gereinigt.

Von den Brotfrüchten steht hier die Yuca-Wurzel (süße Cassava) obenan. Alle Kolonisten ziehen sie ihres Wohlgeschmackes und Mehlreichtumes wegen der heimischen Kartoffel vor; auch kann aus ihr gutes Mehl — das mit Maismehl vermischt ein schmackhaftes Brot giebt — und feine Stärke gewonnen werden. Yucas von 6 kg Gewicht, dabei noch ganz zart und mehlreich, sind in der Kolonie keine Seltenheit. Die Cassava giebt einen vierfach größeren Ertrag, als die Kartoffel in den fruchtbarsten Gegenden Europas liefert. Ihr ähnlich ist die Pituca (anderswo „Taro" genannt), von welcher außerdem die Blätter ein gutes Gemüse geben. Sehr große Erträge gewinnt man von der Banane, von welcher in der Kolonie acht verschiedene Varietäten gezogen werden. Man genießt die Früchte roh, gekocht oder gebraten und verwendet sie viel zu Viehfutter. Der Mais giebt hier zwei Ernten im Jahre, die Bohnen vier, die sehr ölreiche Erdnuß zwei; Erbsen (Kichererbsen) und Linsen gedeihen auch. Unsere Kartoffel bleibt klein und wässerig; hingegen werden in den höher gelegenen Gegenden sehr schmackhafte Kartoffeln gezogen, namentlich in den nächsten Indianerdörfern Muña und Panao. Von Gemüsepflanzen können Kohl, Salat, Rettiche, gelbe Rüben, Gurken und Petersilie gezogen werden; ihr Anbau wird aber zu viel vernachlässigt. Lieber

beraubt der Kolonist die Gegend ihres schönsten Schmuckes, der Palme, deren Knospe (Herz) allerdings ein an Feinheit alle andern übertreffendes Gemüse liefert [1].

Von Obstfrüchten steht die Ananas, die „Königin der Früchte", obenan. Man pflanzt sie gewöhnlich als Einfassung der Felder, wo sie aus kleinen Setzlingen in wenigen Monaten rasch emporwächst und von August bis Dezember ihre köstlichen Früchte, deren Gewicht zuweilen bis 4 kg steigt, reifen läßt. Orangen und Citronen sind sehr häufig, sowie Anonen, Paltas, Guajaven, Granadillas und andere tropische Früchte.


Fig. 21. Ananas.

Als Haustiere werden Hunde und Katzen, Kühe, Schweine, Maulesel und sehr viel Geflügel: Hühner, Truthühner, Enten und Tauben gehalten. Der Viehstand der Kolonie stammt ursprünglich von einem großmütigen Geschenke her, welches ein reicher Hamburger Israelit, Johann Renner, den Kolonisten gemacht hat. Dieser Herr hatte von Lima aus die Kolonie in ihren ersten Anfängen, im Jahre 1859, als sie noch in großen Nöten sich befand, besucht und jedem Kolonisten eine Kuh, ein Schwein und eine Ziege, im ganzen 180 Stück, geschenkt. Sogar die Kosten des Transports bis zur Kolonie hatte der edle Menschenfreund bezahlt — Ankauf und Transport hatten ihn mehrere Tausend Dollar gekostet. Von nun an konnte die Kolonie Viehzucht treiben und hatte Überfluß an Fleisch, Fett und Milch. Da natürliche Weiden zu weit entfernt sind, so ist hier für das Rindvieh die mühevolle Stallfütterung eingeführt, was sonst nirgends in Peru der Fall ist. Dafür ist aber auch in ganz Peru keine so gute Butter zu finden, wie am Pozuzo.

Als wichtige Bauhölzer, die in den Wäldern der Kolonie vorkommen, sind von den bereits oben [2] erwähnten zu nennen: Cedrele, Quina-Quina, Palo de Balsa (Floßholz) von Ochroma tomentosa (es wird in der Kolonie, wo Flöße noch keine Verwendung finden, mehr als Feuerungsmaterial gebraucht) und die Chonta-Palme. Außerdem die Camona-Palme (Martinezia caryotaefolia) und Nußbäume (Nogal, den Juglandeen angehörend), die als Möbelholz sehr geschätzt sind, obwohl sie natürlich dem selteneren, kostbaren Mahagoni-Holz, das auch hier gefunden wird, nachstehen. Außer der zur Familie der Zygieen gehörenden Inga reticulata, welche das schöne Juta-Holz liefert, sind es

[1] Siehe Dr. Abendroth, a. a. O., sowie meine Broschüre: „Die deutsche Kolonie in Peru."

[2] Siehe diese Schrift S. 121 f.

ferner von Leguminosen namentlich die Cäsalpineen, welche mit ihren oft blutrot oder gelb gefärbten Hölzern technische Verwertung finden. Leider fürchtet Dr. Abendroth, dessen Broschüre über die Kolonie ich obige Angaben entnommen habe, daß diese wertvollen Bäume später ebenso aus der Gegend verschwinden werden, wie es mit den Cinchonen bereits der Fall ist. Der Quina-Quina wird trotz seines köstlichen Balsames ebenso als gewöhnliches Bauholz verwendet wie der Mahagoni. Sah doch Dr. Abendroth am Pozuzo eine Zuckerrohrpresse, deren starke Walzen aus Mahagoni-Holz bestanden!

Die feste, zähe Rinde der Celtis micrantha ersetzt die Stelle des Hanfes, das feste Gewebe der Agavenblätter die des Flachses. Die beste gerbstoffhaltige Rinde — noch besser als unsere Eichenrinde — liefert der Petersilienbaum. Von sonstigen wildwachsenden Nutzpflanzen sind noch zu erwähnen: der Orleans-Baum (Bixa orellana), Gummibäume (Siphonien), wilder Kakao, Baumwolle (Gossypium arboreum) und Indigo (Indigofera polycarpa); ferner folgende Arzneipflanzen: der Matico, ein geschätztes Tonicum, dann die Sarsaparille (Smilax syphilitica), Vanille und einige jedoch nicht sehr wirksame Cinchona-Arten; die besten derselben sind schon seit langer Zeit ausgerottet. Eine davon ließ ich hier analysieren, die jedoch nur ein halbes Prozent Chinin und ebensoviel Cinchonin enthielt. Der Huaco (Micania guaco) wird, zerquetscht oder mit Alkohol ausgezogen, als wirksames Mittel gegen Schlangenbiß äußerlich und innerlich angewandt; die auch am Pozuzo vorkommende Herpestes colubrina soll noch empfehlenswerter sein.

Mit der Jagd ist es nicht mehr weit her, fast alles Wild hat sich aus der Nähe der Ansiedelungen zurückgezogen, ausgenommen zwei Nager, die Agutis und die Pacas, die allerdings beide einen sehr delikaten Braten liefern. Wer sich hiermit nicht begnügen und eine ordentliche Jagd betreiben will, der muß über den Fluß hinüber ein paar Stunden weit gehen, wo sich noch Wildschweine in ganzen Rudeln, Bären, Tapire, Rehe, Affen und wildes Geflügel vorfinden. Ein wahres Jägerparadies ist die Mairo-Gegend und ebenso ausgezeichnet ist dort der Fischfang; große Fische von mehr als 50 kg Gewicht finden sich im Pachitea und Palcazu, ebenso Schildkröten, während in den beiden Flüssen der Kolonie, die noch zu reißend sind, nur kleine Fische vorkommen. Aus allem hier über die Kolonie Gesagten geht nun hervor, daß dieselbe einen raschen Aufschwung nehmen würde, wenn die Frachten nicht so teuer wären — weshalb nur wertvolle Produkte, wie Kaffee, Tabak, Cigarren und Coca, ausgeführt werden können —, wenn bessere Wege angelegt würden, namentlich nach Mairo, dem Anfangspunkte der Schiffahrt, und nach der Bergwerkstadt Cerro de Pasco, von wo aus die Kommunikation mit Lima und der Küste leicht ist. Ebenso würde es viel zur Entwicklung der Kolonie bei-

tragen, wenn in der Nähe Bergwerke entständen, wozu einige Aussicht vorhanden ist, indem in den benachbarten Bergen schon Silber-, Kupfer- und Blei-Erze gefunden worden sind.

Von der Mündung des Pachitea in den Ucayali lag 150 Stunden weit flußabwärts, nicht weit vom Ucayali entfernt, die Franziskaner-Mission Sarayacu, die in neuerer Zeit ganz verlassen sein soll, weil man, um den wildesten Stämmen näher zu sein, weiter oben am Flusse mehrere neue Missionen errichtete. Die Franziskaner-Missionen in den östlichen Urwäldern von Peru datieren vom Jahre 1673 an, wo der Pater Manuel Biedma von Jauja in Mittel-Peru aus in die Wälder vordrang und am Pangoa-Flusse, einem Nebenstrome des gewaltigen Ucayali, die Mission Santa Cruz de Sonomora gründete. Später errichtete

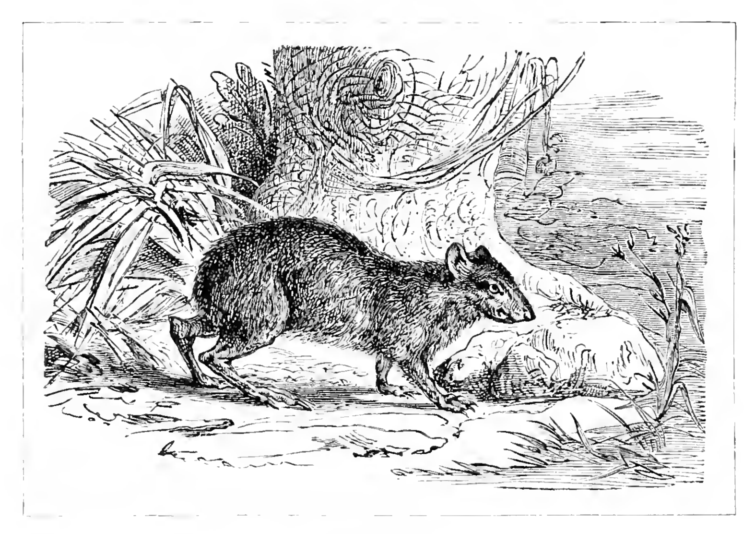


Fig. 22. Aguti.

er noch eine Mission am Ausflusse des Pachitea in den Ucayali, ward aber auf seiner Rückreise von den wilden Indianern ermordet. Noch mehrere andere Missionen hatten die Franziskaner zu jener Zeit an den Nebenflüssen des Ucayali angelegt, die aber zweimal von den Indianern zerstört wurden, wobei viele Missionäre ihr Leben verloren.

Im Jahre 1712 gründete Pater Francisco de San José ein Kollegium „de propaganda fide“ im Dorfe Ocopa in den Andes, wenige Stunden südöstlich von Jauja, das noch heute blüht und von wo aus die heutigen Missionen geleitet werden. Durch seinen unermüdlichen Eifer bewog er viele europäischen Franziskaner, nach Ocopa zu ziehen und sich am Missionswerke zu beteiligen, so daß im Jahre 1742 an den Zuflüssen des Ucayali schon zehn Missionen mit mehr als 10 000

getauften Indianern bestanden. Allein in demselben Jahre brach der große Indianeraufstand in den östlichen Wäldern aus, den ein angeblicher Nachkomme der Incas angestiftet hatte, in welchem alle Missionen der Franziskaner ihren Untergang fanden, die spanischen Forts verbrannt und alle Weißen, Missionäre, Soldaten und Kolonisten ermordet wurden. Die Franziskaner hatten nämlich den großen Fehler begangen, welchen die Jesuiten in ihren Missionen am Amazonenstrome und in Paraguay immer sorgfältig vermieden — sie erlaubten spanischen Kolonisten, sich in ihren Missionen niederzulassen, die mit ihrem Golddurste und ihrer Habsucht stets die Indianer zu bedrücken suchten und sie so zur Empörung reizten.

Schon im Jahre 1760 wurden von den Franziskanern die Missionsarbeiten wieder aufgenommen; doch wählten sie jetzt von Ocopa aus einen mehr nördlichen Weg, um nach dem Ucayali zu gelangen, und zwar über Huanuco und Pozuzo, den sie auch heute noch auf ihren jährlichen Reisen von Ocopa nach den Missionen benutzen, wobei sie stets in der deutschen Kolonie am Pozuzo, im gastlichen Hause des Pfarrers Joseph Egg, eine mehrtägige Ruhepause machen, ehe sie ihren Weg in die Wildnis antreten.

Im Jahre 1765 wurden auf diesem Wege mehrere Missionäre von den menschenfressenden Cashibos auf dem Pachitea-Flusse umgebracht, und 1767 machten die Indianer des Ucayali eine neue allgemeine Revolution gegen die Weißen, ermordeten neun Franziskaner und zerstörten alle ihre Missionen. Der große Eifer und Heldenmut, welchen die Franziskaner bei ihrem Bekehrungswerke bewiesen, muß Erstaunen und Bewunderung erregen, sagt der bekannte Schweizer Naturforscher Dr. v. Tschudi. Nichts konnte sie abschrecken: weder die fast unglaublichen Strapazen in jenen pfadlosen Urwäldern ohne Nahrung und Obdach, noch die beständige Gefahr eines grausamen Todes. Mutig und ergeben folgten sie ihrem Berufe, das Evangelium zu predigen. Kam die Nachricht von dem gewaltsamen Tode eines ihrer Brüder, so boten sich gleich andere an, die Stelle des Gemordeten einzunehmen, und die Oberen des Ordens hatten die größte Mühe, den heiligen Eifer der frommen Mönche zu mäßigen. In den Missionen von Nord- und Mittel-Peru wurden im ganzen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts 129 Franziskaner-Priester von den Wilden ermordet, und in dieser Liste sind nur die angeführt, deren Todesart bekannt wurde; viele andere verschwanden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, wo sie geblieben; und die Zahl der Laienbrüder, welche umkamen, ist noch viel größer.

Zwanzig Jahre später, im Jahre 1780, versuchte Pater Manuel Sobreviela von Ocopa aus die Missionen am Ucayali wiederherzustellen, und gründete die Mission Sarayacu. Aber nach seiner Rückkehr

brachen neue Mißhelligkeiten mit den Indianern aus und wurden so drohend, daß im Jahre 1794 die Missionäre sich genötigt sahen, von Sarayacu nach Ocopa zurückzukehren. Die Mission wäre damals verloren gewesen, hätte nicht ein junger (kaum dreiundzwanzigjähriger) Franziskanermönch in Riobamba, José Manuel Plaza, jene Not erfahren und sich entschlossen, nach Sarayacu zu gehen. Dieser Mann hat über fünfzig Jahre lang der Mission vorgestanden und sie unter den schwierigsten Verhältnissen — oft ganz allein und ohne Unterstützung von außen — verwaltet. Niemand kannte wie er das große Flußgebiet des Ucayali — jene fabelhaften Regionen, die zum Teile heute noch dem Fuße des Weißen so gut wie verschlossen sind. Welche Gefahren hatte Pater Plaza überwunden, Gefahren, vor denen so mancher europäische Krieger erzittern würde; wie oft entkam er mit genauer Not einem grausamen Tode! Aber nie verlor er den Mut. Wie die meisten Kreolen, hatte auch er seine großen Fehler, und er hat manches gethan, das mit dem priesterlichen Stande schwer zu vereinbaren ist und wozu ein europäischer Ordensmann bedenklich sein Haupt schütteln würde; allein er war eine durch und durch zähe, unternehmende und praktische Natur und hat als Missionär vielleicht mehr ausgerichtet, als irgend ein Europäer in diesem Jahrhundert.

Bald konnte Plaza von dem günstigen Erfolge seiner Arbeit nach Ocopa berichten; er besaß eben — was ihm als Kreolen, der unter Indianern aufgewachsen war, leichter fallen mußte, als einem europäischen Missionär — ein richtiges Verständnis der bald kindlichen, bald kindischen und rohen Natur der Eingeborenen, ein Verständnis, welches seinen Vorgängern gefehlt hatte. Mit Energie bekämpfte er die Vielweiberei, welche eine Quelle fortwährenden Haders war und von welcher sich die Indianer nicht losmachen wollten. Ermahnungen und Verbote fruchteten wenig: Plaza griff — was freilich europäische Missionäre nicht billigen dürften — mit Energie zur Peitsche, und da er zwar streng, aber nie ungerecht strafte, hatte er bald die volle Gewalt eines Richters und eines Patriarchen in seiner Person vereinigt [1].

Nach einigen Jahren erhielt Plaza Hilfe durch andere Franziskaner, welche sich in die von Sarayacu aus neugegründeten Missionen verteilten, nach Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821 aber nach Ocopa zurückkehrten, so daß Pater Plaza von neuem allein bei seinen Indianern war. Er hielt aber aus und suchte, so gut wie es ging, die nötigen Ausgaben für seine Missions-Indianer durch eigene Thätigkeit zu bestreiten, da während des Krieges an andere Unterstützungen nicht zu denken war. Dem praktischen Manne fiel dies auch nicht schwer. Er pflanzte mit seinen

[1] „Die spanischen Missionen in den Urwäldern Südamerikas" in „Aus allen Weltteilen", 1871.

Indianern Zuckerrohr, baute rohe Zuckerrohrpressen, fabrizierte Rohzucker und Rum, salzte Fische ein — es giebt vielleicht in der Welt keinen fischreicheren Fluß, als den Ucayali —, sammelte in den Wäldern Sarsaparille, verschiedene Balsam- und Gummi-Arten, Wachs und Kakao, der dort in vorzüglicher Qualität wild zu finden ist, und fuhr mit diesen Waren, die er auf große Flöße lud, den Ucayali und Amazonenstrom hinab nach Brasilien, wo er sie an die portugiesischen Händler verkaufte oder gegen allerhand europäische Waren — Äxte, Messer, Scheren, Angeln, Glasperlen, Spiegel, Baumwollenzeuge u. dgl. — eintauschte. Mit diesen europäischen Waren bezahlte er seine Indianer, die den Gebrauch des Geldes nicht kannten, und gewöhnte sie so an beständige Arbeit.

Lange Jahre nachher ward durch Reisende, die zufällig nach Sarayacu kamen, die Aufmerksamkeit des peruanischen Publikums auf diese gänzlich in Vergessenheit geratene Mission wieder gelenkt. Eine größere Summe für Wiederherstellung und Erhaltung der Missionen am Ucayali wurde von Privatleuten zusammengebracht — aber unter den peruanischen Franziskanern, die sich hierin nicht im geringsten von anderen kreolischen Ordensleuten unterscheiden, fand sich auch nicht ein einziger, der die Bequemlichkeit seines Klosters oder seiner Pfarrei mit dem harten Leben in den Urwäldern hätte vertauschen mögen! Europäische Franziskaner — Spanier und Italiener — mußten berufen werden, die zuerst vor allem andern das durch den Krieg verlassene Kollegium von Ocopa wiederherstellten, von wo aus die Missionen in den östlichen Urwäldern dirigiert werden sollten. Von nun an übernahmen wieder die Franziskaner — natürlich ohne jede Unterstützung der Regierung — die Erhaltung der Missionen, deren Kosten sie durch regelmäßige Sammlungen in den Städten Perus bestreiten. Auch Pater Plaza erhielt jetzt Hilfe durch jüngere Kräfte und blieb Vorsteher der Missionen am Ucayali bis zum Jahre 1851, wo er zum Bischofe von Cuenca in Ecuador gewählt ward. Er war 78 Jahre alt, als er jetzt Sarayacu verließ, und unternahm noch ganz rüstig und heitern Gemüts die lange und höchst beschwerliche Reise zu seinem Bischofssitze, wo er aber bald nachher starb.

Heute noch sind die Franziskaner von Ocopa und in den Missionen meist Europäer; dieselben haben auch ein Kloster in Lima, wo sie sich durch ihren strengen Lebenswandel, aufopfernde Thätigkeit und große Wohlthätigkeit — die Mittel dazu müssen sie sich durch Terminieren verschaffen — vorteilhaft vor dem peruanischen Ordensklerus auszeichnen. Die europäischen Franziskaner sind Barfüßer und Bettelmönche und wohl von den sogenannten blauen Franziskanern zu unterscheiden, welche in Lima ein prachtvolles Kloster und großen Grundbesitz haben, dabei aber — sie sind sämtlich Peruaner — an wenig anderes als an ihr Wohlleben und ihre Vergnügungen denken. Die Barfüßer haben gegenwärtig fünf Missionen

am Ucayali, die zusammen etwa 2000 Indianer zählen werden — dies sind die einzigen Reste, die von den großen und früher so berühmten Missionen der Jesuiten und Franziskaner im Flußgebiete des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse übrig geblieben sind, wiewohl sich noch viele Niederlassungen am Marañon, Huallaga, Beni, Mamoré und Napo befinden, die ursprünglich von den Jesuiten gegründet wurden, jetzt aber, zum Nachteile der Indianer, unter weltlicher Obrigkeit stehen.

Diese letzteren Indianer werden zwar — zum Unterschiede von den Wilden oder „Infieles" (Ungläubigen) — Christen genannt, haben aber vom Christentume nur die Taufe erhalten, in allem übrigen sind sie meist noch vollständige Heiden und nicht viel besser als die benachbarten wilden Stämme, von denen sie abstammen; ja in mancher Beziehung sind sie noch viel schlechter als diese, indem sie von den Weißen nur die Laster angenommen und Unredlichkeit und Lügen gelernt haben, worin der Wilde weniger bewandert ist. Viele Sitten und namentlich den Aberglauben der Wilden haben sie auch beibehalten, gehen zum Teil noch fast ganz nackt und malen sich Gesicht und Teile des Körpers blau und rot. Die Hauptlaster dieser „christlichen" Indianer aber sind die Trunkenheit — ihr Hauptgetränke ist der aus Cassava-Wurzel gewonnene Masato, dessen appetitliche Bereitungsart ich bereits erwähnte — und die Trägheit, indem sie nur das Allernotwendigste arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Aus ihrer Trägheit werden sie aber oft gar unsanft aufgerüttelt durch die peruanischen, bolivianischen oder ecuadorianischen Behörden, welche sie teils zum Ruderdienste pressen, teils als Lastträger benutzen, um auf ihrem Rücken schwere Warenballen oder auch Reisende für erbärmlichen Lohn auf schauderhaften Wegen fortzuschaffen.

Was nun die eigentlichen Wilden betrifft, so bewohnen diese die unermeßlichen Urwälder, welche sich vom Abhange der Andes bis zum Atlantischen Meere erstrecken; sie sind in zahlreiche Stämme geschieden, von denen fast jeder seine eigene Sprache besitzt und sich von seinen Nachbarn in seinen Gebräuchen und der Art der Bemalung unterscheidet. Nur wenige dieser Stämme sind bekannt — nur die, welche an größeren Strömen, die man in Kanoes befahren kann, wohnen —, denn seit dem Eingehen der großen Missionen hat wenig Verkehr mehr mit ihnen stattgefunden. Die Körperbeschaffenheit dieser Indianer ist durchaus nicht so gleichartig, wie man gewöhnlich meint, und möchte ich dieselben ihrer äußern Erscheinung nach in zwei große Rassen abteilen, die freilich der häufigen Vermischungen wegen selten rein hervortreten, die mir aber auch, wie oben bemerkt, bei nordamerikanischen und mexikanischen Indianern auffielen — von denen die eine mehr dem mongolischen, die andere mehr dem malayischen Typus (dem der Südsee-Insulaner) entspricht. Die Stammeltern der einen Rasse mögen wohl über die Beringstraße oder die Aleuten, die der andern über Poly-




**Indianertypen.**

(Nach Marcoy.)



nesien nach der Westküste Amerikas gekommen sein. Noch heute findet ein Verkehr zwischen den amerikanischen und asiatischen Beringsvölkern statt und dieselben sehen einander zum Verwechseln ähnlich, während die Malayen, so gut wie sie die Sandwichinseln und die Osterinsel bevölkert haben, auch noch etwas weiter bis zur amerikanischen Westküste gelangen konnten. Zur erstern Rasse gehören im Amazonengebiete die meisten Stämme des Ucayali, einige des Marañon und Napo und auch die Quichua-Indianer. Breites Gesicht, oft (nicht immer) langgeschlitzte, tiefsitzende (selten schiefe) Augen und eingedrückte Nasen — wiewohl auch Adlernasen nicht selten sind und die meisten in den alten Gräbern Perus gefundenen Götzen stark vortretende, gekrümmte Nasen haben —, starke Backenknochen, großer Mund, überhaupt ein dicker Kopf, kurzer Hals und breite Schultern sind hervortretende Kennzeichen. Die Weiber dieser Familie sind abschreckend häßlich, das Haar ist schwarz und straff wie Pferdehaar, die Hautfarbe sehr verschieden, von dunkler Rostfarbe bis zum Gelb der Mongolen.

Die andere Rasse ist schlanker gebaut, ihr Gesicht ist ovaler, die Nase oft gebogen, der Mund kleiner und hübscher geformt, die Augen, wenngleich nicht groß, mandelförmig, das Haar etwas weicher, Hände und Füße aber so klein wie bei der andern. Unter diesen Indianern findet man zuweilen hübsche Gesichter; am Marañon sah ich ein etwa vierzehn Jahre altes Mädchen vom Yagua-Stamme, das man auch in Europa für schön erklärt haben würde. Beiden Typen gemeinschaftlich ist die von dunkelbraun bis gelb schwankende Gesichtsfarbe, das straffe, lange, schwarze Haar und der wie bei den Mongolen spärliche Bartwuchs, der auch wohl gänzlich wie das Leibhaar mangelt. Auf die Kopfform ist bei den Indianern wenig zu geben, da man bei denselben Stämmen oft sehr verschiedene Kopfformen findet und bei gewissen Stämmen in Nordamerika sowohl wie in Südamerika die Köpfe der Kinder künstlich umgestaltet werden.

Die meisten Wilden gehen fast ganz nackt, nur die Stämme am Ucayali tragen einen weiten Sack, „Cusma“ genannt, von Baumwollenzeug, das sie selbst weben und jeder Stamm verschieden färbt. Eigentliches Tätowieren, wie bei den Südsee-Insulanern, findet bei diesen Indianern selten statt; doch bemalen sie sich mit blauer, roter und gelber Farbe, durchbohren die Lippen, Nasen und Ohren, in die sie allerhand Sachen stecken, und die O r e j o n e s (Großohren) verlängern sogar durch Gewichte ihre Ohren zu einer unnatürlichen Größe. Unter den C o n i b o s des Ucayali sah ich einen jungen Burschen, der wahrscheinlich ein Dandy seines Stammes war. Unter jedem Auge hatte er einen breiten roten Streifen gemalt, tiefer unten gingen drei schmalere blaue Streifen, von denen der unterste sonderbare Figuren zeigte, von Ohr zu Ohr. An seiner Nase war ein kleiner silberner Schild befestigt und eine dünne Silberplatte ging durch ein Loch der Unterlippe. Er trug ein breites Halsband

von weißen Glasperlen und Armbänder von Affenzähnen. Einige Stämme des obern Ucayali färben ihr Haar rot und die Antis sogar blau.

Diese Wilden leben selten in Dörfern, sondern meist in Hütten, die einzeln oder nur wenige zusammen in den Wäldern zerstreut liegen. Die Hütten sind entweder viereckig oder rund und zuweilen so groß, daß mehrere Familien in einer einzigen zusammenwohnen; oft sehen sie aus wie riesige Bienenkörbe. Sie sind mit Palmblättern gedeckt, und im Innern der großen Art werden kleine Abteilungen von Rohr, jede für eine ganze Familie als Schlafkabinet, errichtet. Vier oder fünf Familien bewohnen gewöhnlich eine solche Hütte, die in der Mitte einen freien Raum als gemeinschaftlichen Salon enthält. Andere Stämme haben kleine, mit Palmblättern gedeckte Rohrhütten und wieder andere solche von aufrechtstehenden Baumstämmen mit einem Dachstuhl von starkem Rohre und Palmblättern als Deckungsmaterial.

Da diese Wilden so vereinzelt in den Wäldern zerstreut leben, so haben sie auch keine Form einer Regierung; nur wählen diejenigen, welche durch Sprache und Abstammung zusammengehören, im Kriegsfalle den Tapfersten zu ihrem Anführer, dessen Autorität nach Beendigung des Krieges wieder aufhört. Nur einige Stämme am Ucayali haben ständige Häuptlinge, als welche entweder Greise oder sehr tapfere Krieger gewählt werden; im ganzen aber besteht bei diesen Wilden kein großer Respekt vor dem Alter: alte Kriegsgefangene werden stets sofort getötet, und einige menschenfressende Stämme, wie die Campas, Mayorunas und Cashibos, verzehren sogar ihre eigenen Greise.

Die Lebensart ist bei allen diesen wilden Stämmen so ziemlich dieselbe. Die Männer beschäftigen sich mit dem Fisch- und Schildkrötenfang, der Jagd, der Ausbesserung von Waffen und Kanoes, auch wohl mit dem Sammeln von Waldprodukten zum Zwecke ihres unbedeutenden Tauschhandels; die Frauen mit der Bebauung ihrer kleinen Felder, auf denen sie Bananen, Yucas und Mais pflanzen, mit Spinnen, Weben, Kochen und allenfalls auch mit der Anfertigung von Hängematten, die aus den Blattrippen einer Palmenart (Astrocaryum) verfertigt werden und sehr dauerhaft sind. Die wichtigste Arbeit für die Männer ist der Fang der Fische und Schildkröten. Der Amazonenstrom und seine Zuflüsse sind überreich an Lamantinen und einer großen Heringsart, dem Piraruen, denen beiden von den Indianern eifrig nachgestellt wird. Der L a m a n t i n oder Manati (Manatus) gehört zu der Familie der Sirenen, ist ein fischähnliches Säugetier, dessen Beschreibung in jedem Handbuche der Zoologie zu finden ist, und das seiner Sonderbarkeit wegen von den sonst so gleichgültigen Indianern mit Staunen und einem gewissen Grauen betrachtet wird und deshalb bei ihnen zu mancherlei Sagen Anlaß gegeben hat. Weil diese Tiere herdenweise weiden und ihre Schnauze einige Ähnlichkeit mit einem

Rindsmaule hat, vielleicht auch, weil einige Leute eine Ähnlichkeit im Geschmacke des Fleisches zu entdecken glaubten — mir schmeckte es eher wie Schweinefleisch, das Fett aber hat einen unangenehmen fischartigen Beigeschmack —, werden dieselben auch Seekühe oder Ochsenfische, Vaca marina (Seekuh) von den Spaniern und Peixe boi (Ochsenfisch) von den Brasilianern genannt. Diese Cetaceen sind übrigens Pflanzenfresser, die auch im Meere an den Mündungen der Flüsse vorkommen, und den Amazonenstrom und seine Nebenflüsse bis zu deren ersten Stromschnellen heraufgehen. Sehr gerne halten sie sich in den mit diesen Flüssen in Verbindung stehenden Seen auf, wo sie die saftigen Gräser und andere Wasserpflanzen der reichbewachsenen flachen Ufer abweiden. Obschon sie sich von Ufergräsern nähren, kommen sie doch nicht aufs Land heraus. Sie erreichen eine bedeutende Größe und Schwere; Tiere von mehr als 4 m Länge und 3 m Umfang sind keine Seltenheit. Man fängt die Lamantine zuweilen in starken Netzen, die quer durchs Wasser gelegt werden; gewöhnlich aber werden sie harpuniert und das getroffene Tier zum Kanoe oder ans Land geschleift, wo man es vollends totschlägt. Da diese Tiere gut hören, schnell zu schwimmen und geschickt zu tauchen vermögen, so erfordert die Jagd einige Geschicklichkeit und Vorsicht. Die Indianer suchen sich zuweilen eines Weibchens zu bemächtigen, um die Männchen anzulocken. Sobald sie in einem jener dort so häufig vorkommenden engen Flußarme die Gegenwart eines weiblichen Lamantin ausgefunden haben, sperren sie die Mündung des Kanals ab, um die Männchen abzufangen, die sicher im Gefolge jenes Weibchens sich eingefunden haben. Gewöhnlich wird das Weibchen geschont und nur die Männchen werden getötet. Zwischen letzteren kommen oft die erbittertsten Kämpfe vor, bei denen manche sogar ihr Leben verlieren. Leider wird diesem nützlichen Tiere jetzt allzusehr nachgestellt, und der Zeitpunkt dürfte nicht weit entfernt sein, wo es — wie sein Verwandter, die Stellersche Seekuh im Beringsmeere — zu den ausgestorbenen Tieren gerechnet werden wird.

Weniger ist dies bei dem Piraruen (Sudis gigas) zu fürchten, einem gewaltigen Fische aus der Familie der Heringe, der über 150 kg schwer wird, und dem seines wohlschmeckenden Fleisches wegen noch mehr nachgestellt wird, als der Seekuh, der sich aber auch wie alle Heringe ungemein rasch vermehrt. Ähnlich wie die Delphine des Amazonenstromes und wie die Seekuh ist auch er ein Süßwasserbewohner geworden, und wird in allen Zuflüssen des Riesenstromes gefunden, soweit sie ruhiges Wasser haben. Für alle Indianer und auch für viele andere Bewohner des Amazonengebietes ist dieser Fisch fast zur Lebensbedingung geworden. Zur Zeit des niederen Wasserstandes kommt der Piraruen zu vielen Tausenden in diesen Flüssen vor und wird jährlich zu Hunderttausenden mit Pfeilen und Harpunen erlegt Frisch abgekocht schmeckt dieser Fisch sehr

gut; getrocknet — er schmeckt dann ähnlich dem Stockfisch — ist er einer der bedeutendsten Handelsartikel am Amazonenstrome, da er eine Hauptnahrung der Negersklaven in Nordbrasilien ausmacht. Wenn das Wasser am niedrigsten steht, ziehen wilde und zahme Indianer, Peruaner und Brasilianer nach den Sandufern und Sandbänken der großen und kleinen Flüsse, wo sie sich Hütten bauen und dieselben mit Stangengerüsten zum Trocknen der Fische umgeben. Nun gehen die Männer auf die Fischjagd. Die eingefangenen Tiere werden entschuppt und ausgenommen, das Fleisch in großen Streifen von den knochenartigen Gräten getrennt, tüchtig mit Salz eingerieben und über die Stangen gehängt, wo es dann im Winde trocknet. Halbweich noch werden sie dann in großen Paketen zusammengebunden und teils von Händlern aufgekauft, teils zu eigenem Gebrauche für die fischlose Zeit des Hochwassers unter dem Dache der indianischen Hütte aufgespeichert, wo man den Vorrat schon am Geruche erkennen kann. Kleinere Fische fangen die Indianer oft dadurch, daß sie die Mündung eines Flußarmes absperren und in das Wasser zerklopfte Stücke einer Lianenart (Paullinia) werfen, worauf das Wasser eine weißliche Farbe annimmt und die Fische betäubt auf der Oberfläche erscheinen. Viele Kanoe-Ladungen werden auf diese Weise in diesen fischreichen Gewässern gefangen.

Fast ebenso wichtig wie der Pirarucu und jedenfalls wichtiger als alle andern Fische und die Seekuh ist für das Amazonengebiet die große Schildkröte oder Charapa (Emys amazonica), gegen die aber auch ein Vernichtungskrieg geführt wird. Freilich ist die Zahl der Schildkröten dort noch immer unermeßlich. „Es giebt mehr Schildkröten am Amazonenstrome, als Moskitos in der Luft", sagt ein indianisches Sprichwort, das für die Jetztzeit nicht mehr buchstäblich genommen werden kann. Man hat nämlich gegen die Schildkröteneier, welche im Oktober und November auf die Sandbänke gelegt und im Sande von den Weibchen eingescharrt werden, so unsinnig gewütet zur Anfertigung des Schildkröten-Öles, daß sogar die brasilianische Regierung einschreiten und innerhalb ihres Territoriums diese Ölfabrikation verbieten mußte; denn man konnte bereits eine Abnahme dieser Tiere bemerken, und mit ihr eine Abnahme eines Hauptnahrungszweiges für die indianische Welt am Amazonenstrome. Aber doch wimmelt es noch bei niedrigem Wasserstande überall von Schildkröten im Hauptstrome sowohl als in den Nebenflüssen, überall sieht man sie dann mit dem Kopfe und mit der äußersten Rückenfläche aus dem Wasser hervorragen. Massenhaft werden sie zu dieser Zeit gefangen und in umzäunte Gehege im Flusse gethan, damit man zu allen Zeiten des Jahres Schildkrötenfleisch hat. Dieses ist zartem Kalbfleische ähnlich und gewährt, gehörig zubereitet, eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung, wenn man sie nur nicht — wie es mir oft passierte — jeden und jeden Tag essen

muß. Den getrockneten Pirarucu, der ganz wie Stockfisch schmeckt, dessen man aber nicht so schnell überdrüssig wird, wie der Schildkrötenkost, habe ich dann stets dem Schildkrötenfleische, dessen Geruch mir schon verhaßt war, vorgezogen. Bereits hat man auch schon in England die Einfuhr von präserviertem Schildkrötenfleische vorgeschlagen. „Diese Tiere," wurde gesagt, „sind am Amazonenstrome viel häufiger, als Rind und Hammel in Australien; sie sind das allerwohlfeilste Nahrungsmittel; ihr Fleisch bildet eine gesunde, kräftige Speise und ist sehr wohlschmeckend und leicht verdaulich. Jetzt ist Schildkrötensuppe in Europa ein teurer Leckerbissen; derselbe kann aber auch dem armen Manne zugänglich gemacht werden, wenn man zweckmäßige Maßregeln für den Transport treffen will. Zu gewissen Zeiten im Jahre schwimmen auf dem Amazonas und dessen Nebenströmen Millionen dieser merkwürdigen Tiere und legen ihre Eier in den Sand. Dann sind die Eingeborenen da, sammeln die Eier, werfen sie in Fässer und machen sie in denselben klein, gießen Wasser hinein, lassen die Sonne einwirken und dann steigt das Öl auf die Oberfläche. Man schöpft dasselbe ab, reinigt es und verwendet es wie Butter oder auch zur Beleuchtung. Man nimmt an, daß solchergestalt jährlich etwa 250 Millionen Schildkröteneier zerstört werden. Die brasilianische Regierung sucht indessen dieser Verwüstung Einhalt zu thun und hat zu diesem Zwecke vor einigen Jahren geeignete Verordnungen erlassen. Aus den tropischen Gewässern Amerikas kommen bekanntlich viele Schildkröten lebendig nach Europa; die westindischen Dampfer bringen regelmäßig eine Anzahl derselben mit. Unser Vorschlag geht dahin, die Schildkröten gleich in Amerika gekocht in Blechgefäße zu verpacken. Wenn Rind- und Schöpsenfleisch aus Australien, vom andern Ende der Welt her, zu uns gebracht werden kann, so läßt sich das mit der Schildkröte viel leichter thun; denn die Dampferfahrt von Para an der Mündung des Amazonas bis zur Themse beträgt nur 21 bis 23 Tage."

Noch eines andern Reptils muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, nämlich des Alligators. Derselbe ist im Amazonenstrome und seinen Nebenflüssen, sobald sie in die Ebenen treten und ruhiges Wasser haben, leider nur zu häufig, während er in den Bergströmen, wie z. B. im Pozuzo, nicht vorkommt. Von demselben giebt es hier drei Arten, von denen die größte, der schwarze Kaiman, über 5 m lang wird. Die Schwänze von jungen, noch nicht 1½ m langen Alligatoren schmecken nicht übel, das Fleisch von großen aber riecht widerlich und nur ein Indianer kann es genießen. Badenden können die Alligatoren gefährlich werden; die Indianer zeigen jedoch nicht die geringste Angst vor ihnen, obgleich schon manches Kind und mancher Betrunkene von ihnen verschlungen ward. Ist aber einmal ein solches Unglück wieder vorgekommen, dann werden allgemeine Jagden auf die Alligatoren abgehalten und so viele als möglich gefangen.

Auf der Jagd werden von den wilden Indianern hauptsächlich Bogen und Pfeile benützt, und außer diesen im Kriege noch hölzerne Keulen und Schwerter von sehr hartem Holze, auch lange Lanzen. Bei vielen Stämmen ist aber die Hauptwaffe das Blasrohr mit vergifteten Bolzen. Dieses Blasrohr, „Pucuna" genannt, ist ein bis 3 m langes starkes Rohr, an

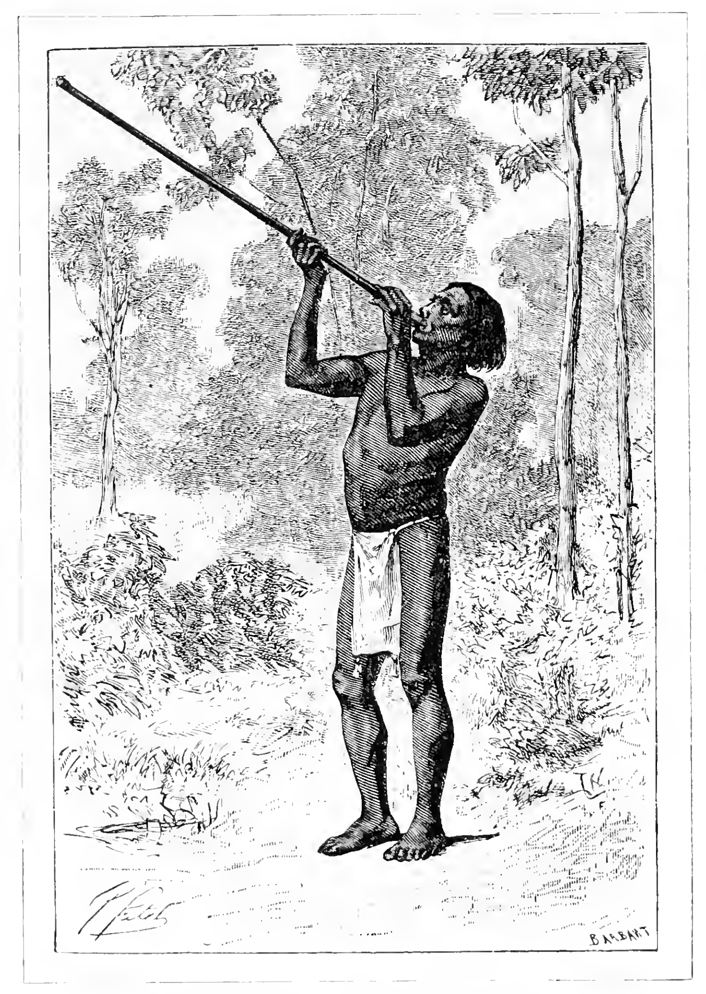


Fig. 24. Indianer, mit dem Blasrohre schießend.

dessen Mundstück zwei Wildschweinhauer befestigt sind, weiter unten der Vorderzahn eines Nagetieres, der als Visier dient. Die Bolzen sind von sehr leichtem Holze oder Rohr gemacht, nur einige Centimeter lang, sehr dünn und am obern Ende mit einem Bart von sehr feiner, seidenartiger Baumwolle vom Huimba-Baume (Bombax) versehen, das untere sehr spitze Ende

aber wird in das wirksame Pfeilgift (Curare) getaucht. Die am Marañon in der Nähe von Loreto und der brasilianischen Grenze hausenden Ticunas bereiten das beste Gift, das im ganzen Amazonengebiete als Handelsartikel gilt und teuer — die Unze ungefähr für einen Dollar Wert in Waren — verkauft wird. Seine Bereitung wird zwar sehr geheim gehalten, doch weiß man, daß es hauptsächlich aus zwei Pflanzen, einer Strychnos- und einer Cocculus-Art, gewonnen wird. Mit den Bolzen schießen die Indianer zuweilen über 30 Schritte weit. Das getroffene Tier zeigt im Anfange keine Spur von Schmerz, nach und nach scheint es schläfrig zu werden und zu erstarren und bricht, je nach seiner Größe, in zwei bis vier Minuten tot zusammen. Dem Magen soll dieses Gift ebenso wie das Schlangengift nichts schaden, nur in Wunden wirkt es tötlich. Alles auf diese Weise getötete Wild wird gleichfalls ohne Nachteil gegessen. Als Verteidigungswaffe gebrauchen die Wilden der amazonischen Urwälder einen ungefähr 60 cm breiten Schild von Tapirhaut.

Man weiß wenig Genaues von den religiösen Anschauungen jener Wilden. Jeder, der viel mit Indianern verkehrt hat, weiß, wie schwer es hält, das bei fast allen Wilden vorkommende Mißtrauen gegen die Weißen zu besiegen, und wird es gewiß mit mir lächerlich finden, wenn durchreisende Naturforscher ohne Kenntnis der Sprache und ohne irgend welche Mittel, das Leben der Wilden näher beobachten zu können, ein apodiktisches Urteil über deren Fähigkeiten und Anschauungen abgeben wollen. Nach den Mitteilungen der Missionäre von Sarayacu, die viele Gelegenheit haben, näher mit den Wilden bekannt zu werden, glauben alle diese Indianer an die Existenz guter und böser Geister, deren Einflüssen sie das Eintreten guter oder böser Ereignisse zuschreiben; in den Tieren des Waldes, in Pflanzen, Steinen, in den Gewittern, Sturmwinden, in allem wollen sie das Wirken wohlthätiger oder feindlicher Mächte finden. Die Sonne wird als ein freundliches Wesen hoch verehrt, worin manche noch Nachklänge der Inca-Religion entdecken wollen; der Mond hingegen gilt für das Gegenteil. Eigentliche Götter scheinen sie jedoch nicht anzubeten, wie überhaupt keine Art von Kultus bei ihnen vorkommt; allein an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glauben sie alle. Einige glauben an eine Seelenwanderung, wobei die Seele einen neuen menschlichen Körper annimmt, weshalb sie mit den Toten Nahrungsmittel, Krüge mit Masato, Kanoes und Waffen begraben; andere aber meinen, daß die Toten in Tiergestalt wieder aufleben, die Wälder in der Nähe ihrer früheren Wohnsitze bewohnen und alle früher erlittenen Unbilden rächen.

Die hauptsächlichsten Stämme der im obern Amazonenthale hausenden Wilden sind die folgenden: In der Nähe des Amazonenstromes zwischen Huallaga und Javari leben Yaguas, Orejones, Ticunas und Mayorunas. Die Yaguas sind gut gebaut und haben angenehme

Gesichtszüge. Sie gehen fast ganz nackt, die Männer tragen kurzes Haar und haben bloß einen Gürtel von Baumrinde um die Lenden, von dem vorn und hinten ein Büschel Rindenfasern, etwa 30 cm lang, herabhängt. Kleinere Faserbüschel hangen an Armringen und Halsband. Bei festlichen Gelegenheiten färben sie den ganzen Körper hellbraun und bemalen ihn mit sonderbaren roten und blauen Figuren. Lange Schwanzfedern von Arras stecken in den oberen Armringen und überragen die Schultern, während den Kopf ein Diadem von weißen Federn ziert. Einige besonders eitle Stutzer befestigen auch wohl über das ganze Gesicht weiße Federn, so daß nur Augen, Nase und Mund frei bleiben. Ihre Hütten haben eine sonderbare Form. Dünne Stangen werden in einem Kreise von 10 m Durchmesser nebeneinander in den Grund gesteckt, am obern Ende zusammengebogen und festgebunden. Weiter unten befestigen sie das Gerüst durch Querhölzer und bedecken das Ganze mit Palmblättern und Schilf, nur zwei oder drei kleine Öffnungen als Eingang zurücklassend, so daß eine solche Hütte aussieht wie ein riesiger Bienenkorb. Inwendig sind kleine Gemächer von Rohr längs den Wänden angebracht, von welchen jedes als Schlafstätte für eine ganze Familie dient. Gewöhnlich wohnen vier oder fünf Familien in einem solchen Gebäude und besitzen den mittlern Raum gemeinschaftlich. Die Yaguas verfertigen gute Hängematten aus den Fibern der Herzblätter einer Palmenart. Der Baum hat sehr hartes Holz und ist mit scharfen Dornen besetzt. Einen Indianer kostet es einen Tag Arbeit, eine solche Palme zu fällen, die Herzblätter zu spalten und die Fibern abzustreifen. Jede Palme giebt ungefähr ein halbes Pfund Fibern, und wenn man bedenkt, daß die Fibern gedreht, teilweise gefärbt und in Hängematten von je $1\frac{1}{2}$ kg Gewicht geflochten werden müssen, so wird es klar, daß so ein armer Indianer schlecht für seine Mühe bezahlt wird, wenn er den gewöhnlichen Preis von ungefähr 90 Pfennig in Waren dafür erhält.

Die Orejones (Langohren) gehen ganz nackt, tragen das Haar lang und verlängern ihre Ohren von Kindheit an so sehr durch Gewichte, daß sie die Schultern berühren. Durch die Nase stecken sie ein Holz und malen den Körper rot.

Die Ticunas gehen fast nackt, tragen das Haar lang an den Seiten und kurz über der Stirne, schmücken den Hals mit einem Halsbande von Tiger- und Affenzähnen, sowie die Arme mit Federn; ihr Gesicht bemalen sie mit verschiedenartigen roten und blauen Figuren. Vor nicht langer Zeit waren die Ticunas noch Menschenfresser, und einer meiner Ruderer, der zu diesem Stamme gehörte, sagte mir, in seiner Kindheit habe er öfters Menschenfleisch und zwar sehr gerne gegessen. In der Verfertigung von Töpferwaren sind die Ticunas nicht ungeschickt; sie fabrizieren sehr große Töpfe, worin sie auch ihre Häuptlinge mit zusammengebogenen

Knieen, ähnlich den Mumien der alten Peruaner, begraben. Höchst merkwürdig sind die Maskentänze der Ticunas, die bei keinem andern Volksstamme Südamerikas sich vorfinden, hingegen bei den Moquis in Nordmexico und im fernen Nordwesten Nordamerikas bis zur Beringstraße bei den meisten Stämmen angetroffen werden; eine große Rolle bei diesen Tänzen der Ticunas spielt stets der Jurupari oder böse Geist, dem immer die häßlichste Tiermaske zugeteilt wird.

Ihre Nachbarn, die Mayorunas, sind heute noch Anthropophagen. Der englische Naturforscher Bates erzählt, daß während seiner Anwesenheit in San Paulo zwei junge Brasilianer von dort nach dem Javari, der die Grenze zwischen Peru und Brasilien bildet, gegangen waren, um mit den Mayorunas, die sich in der letzten Zeit weniger feindlich gezeigt hatten, Handel zu treiben. Die Händler hatten sich aber unklugerweise Freiheiten mit Mayoruna-Weibern erlaubt, weshalb die Wilden sie mit Pfeilen niederschossen, brieten und auffraßen. Darauf wurde von der Miliz von San Paulo eine Expedition ausgerüstet, um die Wilden zu züchtigen, sie fand aber das Dorf leer und verlassen; nur ein Mädchen, das sich auf der Flucht verspätet hatte, ward gefangen genommen und im Triumphe nach San Paulo gebracht. Sie lernte bald etwas Portugiesisch und Bates unterhielt sich öfters mit ihr. Sie war groß und stark, ziemlich hellfarbig, und in ihrem Wesen glich sie mehr einer gutmütigen und lustigen englischen Bauerndirne als einer menschenfressenden Wilden. Bates hörte selbst, wie sie erzählte, sie habe von dem Fleische der beiden Brasilianer gegessen. Bei dieser Erzählung war auch die junge Witwe von einem der beiden Opfer zugegen, die — echt brasilianisch — ihr Interesse daran nur dadurch kundgab, daß sie über das gebrochene Portugiesisch der Wilden lachte! Die Mayorunas gehen vollständig nackt, tragen das Haar lang, bemalen ihr Gesicht rot und blau und stecken kleine Hölzer und Federn durch die Lippen. Einige derselben wurden halb gezähmt und haben sich als fleißige Arbeiter erwiesen; das Dorf Cochiquinas am Amazonenstrome ward ganz von solchen Mayorunas bevölkert. Die meisten dieser Indianer aber streifen noch durch die zwischen Ucayali und Javari gelegenen Urwälder, haben keine festen Wohnsitze und leben von Jagd und Fischfang, in beständiger Fehde mit den Wilden des Ucayali. Alle Handelsleute, welche, um Sarsaparille, Wachs und Salzfisch zu erhandeln, den Ucayali hinauffahren, schlafen der Mayorunas wegen nie auf der rechten Seite des Flusses; denn schon mehrmals haben diese Wilden Reisende des Nachts überrascht und sie innerhalb ihrer Moskito-Netze mit Lanzen erstochen. Der Reisende Osculati erzählt von den Mayorunas, er habe einen kranken, getauften Indianer dieses Stammes weinend angetroffen, und ihn um die Ursache seiner Bekümmernis gefragt; jener habe geantwortet: jetzt würde er bald von den Würmern gefressen werden; wäre er nicht

getauft, so hätten dies seine nächsten Verwandten gethan — letzteres wäre ihm also lieber gewesen.

Am obern Marañon, sowie am Santiago, Pastaza und Morona, wohnt der kriegerische Stamm der Jibaros, der besonders im Gebrauche der Lanze sehr geschickt ist und bis jetzt alle Ansiedlungen, die man in seinem Gebiete anzulegen versuchte, zerstört hat. Im Jahre 1599 verheerten sie die Provinzen von Quijos und Macas, die damals wegen ihres Goldreichtums sehr bevölkert waren. Die Stadt Sevilla del Oro soll damals 20000 und Logroño 12000 Einwohner gezählt haben; beide wurden von den Jibaros verbrannt und alle Weißen in den Provinzen Quijos und Macas teils ermordet, teils nach Quito zurückgetrieben. Den Anlaß zur Empörung der Jibaros gab die Habsucht des spanischen Gouverneurs von Macas, welcher die Jibaros ebenso zu den harten Minenarbeiten zwingen wollte, wie die stumpfsinnigen Indianer des peruanischen Hochlandes. Bei der Überrumpelung von Logroño ermordeten sie alle Männer, Kinder und alten Weiber, die jungen Frauen und Mädchen wurden mitgeschleppt, darunter auch alle jungen Nonnen des Klosters Concepcion. Auch den Gouverneur von Macas nahmen sie hier gefangen; sie entkleideten ihn, banden ihm Hände und Füße und gossen geschmolzenes Gold in seinen Mund unter beständigem Höhnen und Lachen, bis er starb. Seitdem wurden jene beiden Provinzen nie wieder besiedelt; die Regierung der Republik Ecuador ist zu armselig, um etwas gegen die Jibaros unternehmen zu können, obgleich diese heute kaum den zehnten Teil der Krieger haben, als zur Zeit der Eroberung von Logroño; der ganze Stamm wird jetzt kaum 5000 Seelen zählen. Im Jahre 1841 erschienen die Jibaros am obern Marañon und zerstörten dort Borja nebst einigen anderen kleinen Dörfern, im Jahre 1843 Santa Teresa, das weiter unten zwischen der Mündung des Pastaza und Morona lag, und ermordeten in letzterem Orte alle Einwohner. Bald darauf bildete mein Freund Ijurra (der Chef unserer Expedition) mit siebzehn jungen Männern aus Moyobamba eine Gesellschaft, um Gold im Santiago-Flusse zu waschen. Der Präfekt lieferte ihnen Flinten und 66 mit Bogen und Pfeil bewaffnete Cocamilla-Indianer. Ferner nahm die Gesellschaft 85 Indianer aus Jeveros in ihren Dienst, und zuletzt schlossen sich ihnen noch 450 der früheren Bewohner von Borja an, in der Absicht, ihre alten Wohnstätten dort wieder zu erobern und Rache an den Wilden zu nehmen. Die Expedition ging von Moyobamba nach dem Marañon, wo sie sich in Kanoes einschiffte, um nach dem Santiago zu gelangen. Hier hörte sie die erste Nachricht von dem Blutbade in Santa Teresa. Ein gieriger Händler aus Moyobamba, Namens Acosta, eilte voraus in der Furcht, die Gesellschaft würde alles im Flusse vorhandene Gold allein wegnehmen und ihm nicht soviel übrig lassen, als die Summe betrug, welche die früheren

Bewohner von Santa Teresa ihm schuldeten. Am Platze, wo Santa Teresa gestanden, traf er eine starke Bande von Jibaros, welche, wie sie sagten, den Santiago-Fluß heruntergekommen waren, um Tauschhandel zu treiben. Im Laufe des Gespräches sagte Acosta dem Häuptlinge, eine große Menge bewaffneter Christen sei im Anzuge, um das Land zu erobern und die Jibaros zu Sklaven zu machen. Darauf frug ihn der Häuptling, was er in seinem Gepäcke mit sich führe. Die Antwort war noch dummer als seine erste Prahlerei. In der Absicht, die Jibaros einzuschüchtern und ihnen einen hohen Begriff von seiner Macht beizubringen, sagte Acosta, er habe darin allerhand Krankheiten eingeschlossen, womit er den ganzen Stamm der Jibaros ausrotten könne. Dies war sein Todesurteil. Der Häuptling durchstieß ihn mit seiner Lanze und versammelte in einem Augenblicke durch ein schrilles Pfeifen alle seine Krieger. Sie töteten 47 Männer (Leute aus Borja, die mit Acosta vorausgegangen waren) und führten 60 Weiber als Gefangene fort — nur einige wenige Personen entkamen in die Wälder. Die Wilden ließen zwei kleine Knaben am Leben, durch die sie den übrigen Goldsuchern die Botschaft zusandten, ihre Annäherung sei ihnen bekannt und sie seien bereit, sie zu empfangen. Die letzteren fanden es nun für klüger, dem Empfange auszuweichen, und kehrten unverrichteter Dinge nach Moyobamba zurück.

Flußabwärts sind die nächsten Nachbarn der Jibaros die fast sämtlich getauften Jeveros und Cocamas. Die letzteren sind ausgezeichnete Ruderer, aber sehr dem Trunke ergeben, die meisten sind groß und kräftig gebaut. Die Männer tragen Hemden und Hosen, die Weiber aber gehen fast ganz nackt. Nach diesen kommen die Omaguas, deren Voreltern von dem deutschen Jesuitenpater Fritz zum Christentume bekehrt wurden; sie unterscheiden sich fast in nichts von den Cocamas. Dieser Stamm war früher einer der mächtigsten am ganzen Amazonenstrome, jetzt ist er auf wenige Hundert Familien zusammengeschmolzen. Am untern und mittlern Ucayali leben die Conibos, Setebos, Pirros und Remos. Diese Stämme sind wahre Vagabunden, die immer umherschweifen, bald hier, bald dort sich zeitweise niederlassen, aber nie lange an einem Orte verweilen. Sie sind geschickte Ruderer und Fischer und werden von den brasilianischen Händlern gerne engagiert, um Sarsaparille, Schildkröten-Öl, Kopal, Salzfische und Wachs zu sammeln. Viele dieser Wilden leben fast beständig in Kanoes, haben zwei oder drei Weiber, während die andern wilden Stämme dieser Regionen in Monogamie leben. Sie sind sehr mißtrauisch gegen die Weißen, wozu sie freilich allen Grund haben; denn größere Schurken als die brasilianischen Händler, mit denen sie am meisten verkehren, werden schwer aufzutreiben sein. Die Conibos verunstalten künstlich die Schädel ihrer Kinder durch Pressen zwischen zwei Brettchen, wie man es bei einigen mexikanischen Stämmen findet und

wie dies — nach einigen Mumien aus der Inca-Zeit zu schließen — auch vielfach bei den alten Peruanern Sitte gewesen sein muß; auch bei den Omaguas fand man früher diese Sitte. Unter den Conibos giebt es noch eitlere Stutzer als unter den Yaguas, und Lieutenant Herndon beschreibt in seinem Werke über das Amazonenthal einen, der noch eleganter war, als die, welche ich gesehen. Ein breiter roter Streifen war unter jedem Auge gemalt und drei schmale blaue Streifen gingen von Ohr zu Ohr über die Oberlippe, zwei derselben waren glatt und der oberste mit Figuren geschmückt. Die ganze Kinngegend war mit blauen, der chinesischen Schrift ähnlichen Figuren verziert. Er trug eine lange braune Cusma, ein sackartiges Gewand von Baumwolle, und um den Hals ein enges Halsband von weißen und schwarzen Glasperlen. Das Handgelenk umschloß ein Armband von weißen Glasperlen, und über demselben war ein anderes von Eidechsenhaut angebracht, das mit Affenzähnen eingefaßt war. Ein kleines silbernes Schild hing von seiner Nase herab, und eine dünne, 5 cm lange Silberplatte, wie ein Ruder geformt, war durch ein Loch in der Unterlippe gezogen und hing über das Kinn herab. Die Remos unterscheiden sich von allen andern Wilden des Ucayali dadurch, daß sie sich nicht bemalen, sondern, wie die Südsee-Insulaner, tätowieren; die sonderbarsten Figuren kann man auf Gesicht, Brust und Armen dieser Indianer tätowiert sehen. Unter diesen wilden Stämmen existiert noch die Sklaverei; namentlich sollen die Conibos oft schwächere Stämme überfallen, die Männer ermorden, die Kinder an die brasilianischen Händler verkaufen und die Weiber als Sklavinnen behalten. Die Pirros tragen eine schwarze Cusma, während die der Conibos braun gefärbt ist; beide Stämme färben sich die Zähne schwarz.

Die Campas und Chunchos scheinen zu demselben Stamme zu gehören, welcher der zahlreichste in den peruanischen Urwäldern ist. Sie wohnen am obern Ucayali und einigen seiner Nebenflüsse, von den Urwäldern bei Cuzco bis zu denen bei Tarma, die nur 80 Wegstunden von der Hauptstadt Lima entfernt liegen, wo sie noch heute die Ansiedelungen unsicher machen. Diese Campas zerstörten gegen Ende des 17. Jahrhunderts einen Teil der Jesuitenmissionen und ermordeten den deutschen Provinzial, Pater Richter. Im Jahre 1742 zerstörten sie unter Juan Santos Atahualpa, einem Nachkommen der Incas, der zu ihnen geflohen war, alle Missionen der Franziskaner am Perené, obern Ucayali und Cerro de la Sal und morden heute noch die meisten Weißen, die sich in ihr Gebiet wagen. Auch sollen sie Menschenfresser sein. Unter allen peruanischen Wilden sind sie die besten Bogenschützen; ihre Pfeile, die sie nicht in gerader Richtung abschießen, sondern eine genau berechnete Kurve in der Luft beschreiben lassen, sind sehr schwer; sogar Fische und Schildkröten erlegen sie mit Pfeilen. Die Campas sind von mittlerer Statur, einige wenige

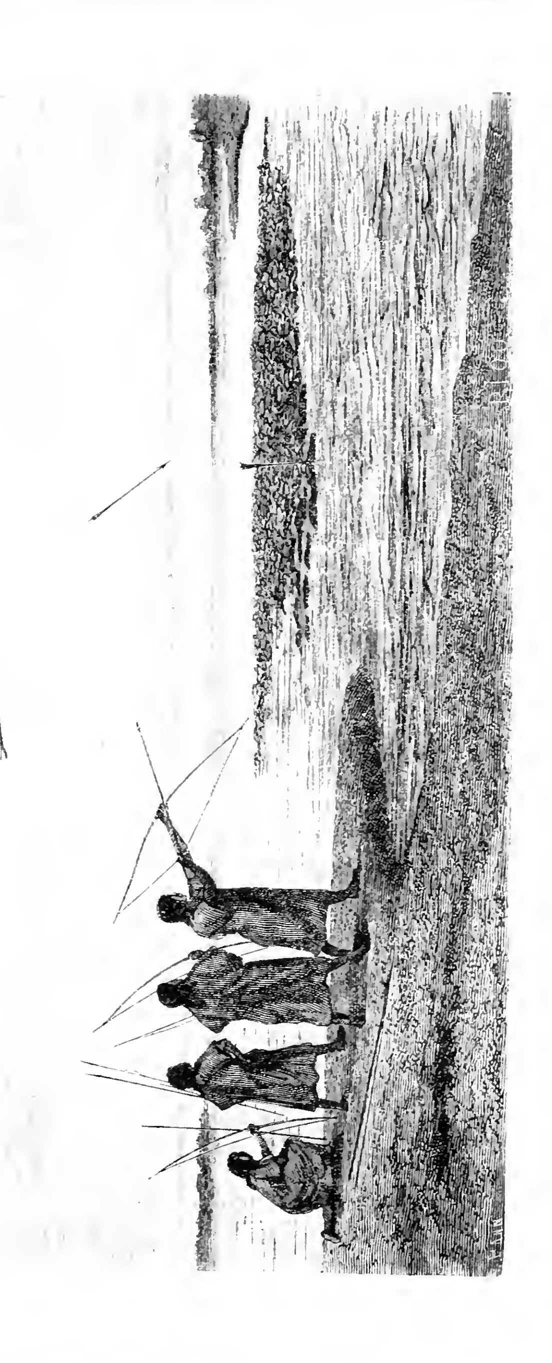


Fig. 23. Jagd auf Schildkröten.

aber auch hochgewachsen. Sie haben hübschere Gesichtszüge als die Conibos, Remos oder Pirros, doch auch hervorragende Backenknochen; der Kopf ist dolichocephalisch (Langschädel), die Nase gebogen, die Augen sind lebhaft und ausdrucksvoll, wenngleich etwas schief gestellt. Die meisten Campas kleiden sich in eine gelbgefärbte, oft mit rötlichen Streifen geschmückte Cusma, die von den Frauen gewoben wird. Ihre sehr vokalreiche Sprache, in der fast alle Wörter in i, u oder o endigen, ist gänzlich von der anderer Stämme verschieden. Sie sollen nur bis vier zählen, und wenn sie größere Zahlen ausdrücken wollen, Hände, Füße und Steinstücke emporhalten — was aber vermutlich nur im Verkehre mit Fremden, die ihre Sprache nicht verstehen, geschieht. Was ihre Religion betrifft, so hat man weder Götzenbilder noch religiöse Ceremonien bei ihnen bemerkt, wahrscheinlich deshalb nicht, weil sie so unnahbar sind und sich stets feindlich gegen ihre indianischen Nachbarn und noch feindlicher gegen die Weißen benehmen; man weiß eben nur sehr wenig von ihren Sitten und Gebräuchen. Prof. Raimondi fand große Ähnlichkeit zwischen den Schädeln der Campas und denen der alten Peruaner, die aus uralten Gräbern an der Küste genommen waren. Es heißt auch, daß nach der spanischen Eroberung des Landes durch Pizarro viele Unterthanen der Incas in die Urwälder zu den Wilden flohen, wo sie sich wahrscheinlich mit diesen vermischten und ihre alte Kultur vergaßen. Wenigstens ist die sorgfältige Bestattung der Toten, wie sie bei den alten Peruanern üblich war, den Campas gänzlich unbekannt; diese kümmern sich gar nicht um ein ordentliches Begräbnis, sie binden Steine an den Leichnam und werfen ihn dann in den Fluß.

Die menschenfressenden Cashibos sind unter allen Wilden des Amazonenthales die unbändigsten. Sie wohnen am Pachitea und sind nur mit einer kurzen Cusma bekleidet, die nicht bis zum Knie reicht; sie bemalen Gesicht und Haar mit verschiedenen Farben und tragen Federn im Haar. Sie ahmen sehr geschickt die verschiedenen Tierstimmen nach und locken dadurch die Jäger anderer Stämme tiefer in den Wald, um sie dort zu ermorden. Sie verzehren nie das Fleisch der Weiber, weil es, wie sie sagen, giftig sei. Jedoch verzehren sie — ebenso wie die Mayorunas — ihre Alten und scheinen damit einen religiösen Akt zu verbinden. Sobald dem Greise angezeigt wird, daß sein letzter Tag gekommen sei, giebt er Zeichen von Freude und sagt, daß er nun bald seine alten Freunde wieder sehen werde. Dann wird ein großes Fest gegeben, wobei der Masato in Strömen fließt. Vom Fleische des Schlachtopfers darf nicht das Geringste verloren gehen, alles muß aufgezehrt werden, selbst die Knochen werden zerstampft in den Masato gethan und getrunken. Im Jahre 1870 lockten sie den Kapitän und den ersten Lieutenant eines peruanischen Dampfers, der auf einer Entdeckungsreise

den Pachitea hinauf nach dem Rio Mairo begriffen war, um den kürzeſten Verbindungsweg zwiſchen Lima und dem Amazonenſtrome ausfindig zu machen, durch Zeichen anſcheinender Freundſchaft ans Land, wo ſie dieſelben erſchlugen und auffraßen. Übrigens paſſieren Franziskanermönche jedes Jahr auf ihren Reiſen von den Miſſionen am Ucayali nach Ocopa in Kanoes dieſelbe Stelle am Pachitea, wo die beiden Offiziere ermordet wurden, und nie werden ſie von den Caſhibos beläſtigt; Pater Calvo, der frühere Superior der Miſſionen, hat ſogar ſchon verſchiedene Male Unterhandlungen mit den Caſhibos gepflogen. Wahrſcheinlich wiſſen dieſe die Soldaten von harmloſen Mönchen wohl zu unterſcheiden, wie auch Pater Calvo glaubt, daß ſie mit der Zeit ſchon zu bekehren wären.

Da dieſe Caſhibos und andere wilde Stämme des Amazonenthales noch vielfach als wahre Beſtien geſchildert werden, ſo wird es hier am Platze ſein, ein Urteil Peſchels über die Wilden anzuführen, das den Nagel auf den Kopf trifft. Er ſagt in ſeiner „Völkerkunde“: „Andere Schriftſteller, berauſcht von den Darwinſchen Glaubensſätzen, wollen Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen tieriſchen Zuſtand gleichſam zur Belehrung unſerer Zeit noch feſtgehalten hätten. So ſollen nach den Worten einer Schöpfungsgeſchichte im Modegeſchmacke unſerer Tage ‚in Süd-Aſien und Oſt-Afrika Menſchen in Horden beiſammen leben, größtenteils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Knüttel und Steine gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen‘. Dieſe Behauptungen ſind nachweisbar aus der Schrift eines Bonner Gelehrten über den Zuſtand der wilden Völker geſchöpft worden und beruhen dort auf den Ausſagen eines afrikaniſchen Sklaven von den Doko, einem zwergartigen Volke im Süden von Schoa, oder ſie beziehen ſich auf Mitteilungen bengaliſcher Pflanzer, oder Erlebniſſe eines Jagdabenteurers, daß in Indien einmal Mutter und Tochter, ein anderesmal Mann und Frau in halb tieriſchem Zuſtande angetroffen worden waren. Völkerſchaften dagegen oder nur Horden in affenähnlichen Zuſtänden iſt nirgends ein glaubwürdiger Reiſender der Neuzeit begegnet. Es ſind vielmehr ſelbſt diejenigen Menſchenſtämme, welche nach den erſten oberflächlichen Schilderungen tief unter unſere eigene Geſittungsſtufe geſtellt worden waren, bei genauerer Bekanntſchaft den gebildeten Völkern merklich wieder nähergerückt worden. Noch ſoll irgend ein Bruchteil des Menſchengeſchlechtes entdeckt werden, bei welchem nicht ein mehr oder weniger reicher Wortſchatz mit Sprachgeſetzen, bei welchen nicht künſtlich geſchärfte Waffen und mannigfaltige Geräte, ſowie endlich die Kenntnis der Feuerbereitung angetroffen worden wäre.“

Noch eines kleinen Nachbarſtammes der Caſhibos muß ich hier erwähnen, um zu zeigen, wie ein früher halbciviliſiertes Volk degenerieren und in den Zuſtand vollkommener Wildheit zurückfallen kann. Es ſind dies

die Lorenzo-Indianer, welche am Mairo-Flusse leben. Diese ziemlich harmlosen Wilden wohnen nur etwa zehn Stunden von der deutschen Kolonie am Pozuzo, mit der sie indes nicht den geringsten Verkehr unterhalten; sie gebrauchen noch Steinärte, mit denen sie übrigens ganz große Bäume zu fällen verstehen. Diese Lorenzos sind die Nachkommen von christlichen Indianern, welche während des allgemeinen Indianeraufstandes im Jahre 1742 aus den Pflanzungen bei Huanuco, wo sie von den Spaniern ärger als Sklaven behandelt wurden, entwichen und sich in die Urwälder des Mairo flüchteten. Dort sind sie immer isoliert geblieben, haben keinen Verkehr mit den benachbarten wilden Stämmen, die sie fürchten, und auch keinen mit den am Pozuzo wohnenden Weißen unterhalten. Von ihnen kann man mit Recht sagen, daß sie aus der Eisenzeit in die Steinzeit herabgekommen seien. Die Halbkultur ihrer Voreltern haben sie vergessen, gehen nackt und sahen sich wieder genötigt, Werkzeuge und Waffen aus Steinen, Holz und Knochen zu verfertigen, da sie wegen ihrer Angst vor den Weißen keine Gelegenheit haben, Werkzeuge von Eisen zu erhandeln, und sie doch Wald roden müssen, um ihren kärglichen Ackerbau — sie pflanzen etwas Bananen und Yucas — zu betreiben. Von deutschen Kolonisten, die auf der Jagd sich befanden, wurden sie schon öfters gesehen; nie aber war es möglich, sie zum Stehen zu bringen, obgleich die Deutschen ihnen kein Leid zufügen würden; stets flüchteten sie sich in größter Eile in das Dickicht des Waldes. Übrigens scheint es, wie Pfarrer Egg mitteilt, als ob sie jetzt anfingen, etwas tückischer zu werden. Vor einigen Jahren ging ein am Pozuzo wohnender indianischer Arbeiter mit seiner Frau nach dem Mairo auf die Jagd. Auf dem Rückwege trat er sich auf einmal, da er barfuß ging, den Dorn eines Stechrochens, die am Pachitea ziemlich häufig vorkommen, in den Fuß, und bald darauf wieder einen, so daß ihm die Sache auffiel. Er untersuchte nun sorgfältig den Pfad und fand noch 8—9 solcher Dornen, die offenbar von den Lorenzos auf den Weg waren gelegt worden, damit er sich daran verwunden sollte. Der Stich eines solchen Dornes ist sehr schmerzhaft und heilt schwer: der Indianer schleppte sich nur mit Mühe nach dem Pozuzo zurück, wo er noch längere Zeit an seiner Wunde litt.

# VI.

# Der Solimões.

**Kanoe-Reise. — Gesundes Klima. — Eigentümlichkeiten dieses Stromes. — Waldvegetation. — Tabatinga. — Die wilden Mesayas und Miranhas. — Ega. — Der Purus.**

Nachdem wir Nauta verlassen, passierten wir das Indianerdorf Omaguas und hielten in Iquitos. Hier hat die peruanische Regierung in neuerer Zeit eine Schiffswerfte errichtet — die seit dem Ausbruche des Krieges mit Chile und der darauffolgenden Anarchie wohl auch wieder zu Grunde gegangen sein wird — und englische Arbeiter beschäftigt; zu gleicher Zeit hat sie auch vier Dampfer, zwei große Seedampfer und zwei Flußboote mit flachem Boden zur Befahrung des Amazonenstromes und seiner Nebenflüsse in England bauen lassen. In der Nähe von Iquitos ist die Mündung des Napo, eines großen Stromes, der in den Schluchten des furchtbaren Vulkans Cotopari entspringt und bis zum Fuße der Andes mit Dampfbooten befahren werden kann[1]. Sein Sand enthält stellenweise Gold, und zuweilen bringen die Indianer Federkiele voll feinen Goldstaubes vom Napo nach Nauta. Sein Wasser ist krystallhell und man kann es noch lange nach der Vereinigung des Flusses mit dem trüben Amazonas erkennen. Wir besuchten noch das Indianerdorf Pebas, in dessen Nähe sich ausgedehnte Strecken hohen Landes bis zum Putumayo hinziehen, der erst weit unten in Brasilien in den Amazonenstrom mündet. Dann kamen wir nach Caballococha, nahe an der brasilianischen Grenze gelegen, dem Ziele der Expedition, welches von der Regierung zum Orte der Niederlassung für dieselbe bestimmt worden war. Ich hatte also mein dem Minister gegebenes Versprechen erfüllt und die Expedition bis zu ihrem Ziele begleitet; zwei Tage später ging ich nach Loreto, dem damaligen Sitze des Generalgouverneurs der peruanischen Provinz Mainas, um von dort aus meine langwierigen und beschwerlichen Reisen auf dem Amazonenstrom und dessen Zuflüssen fortzusetzen.

Caballococha liegt in einer großen, teilweise Überschwemmungen ausgesetzten Ebene am Ufer eines Landsees, welcher durch einen kurzen,

[1] Wiener berechnet vom Endpunkte der Schiffahrt auf dem Napo bis Quito 4, Stübel dagegen 18 Tagereisen.

schiffbaren Kanal mit dem Amazonas in Verbindung steht. Der Boden ist leicht und sehr fruchtbar, auch soll der Ort gesund sein, so daß Ijurra der peruanischen Regierung gerade keinen schlechten Platz angeraten hatte; nur wäre es besser gewesen, er hätte am Flusse selbst einen hochgelegenen Punkt zur Niederlassung erwählt. Ich frug meine bisherigen Reisegefährten, wie ihnen der Platz gefiele; sie meinten aber: „Zum Bäumefällen haben wir die lange Reise nicht gemacht, wir dachten hier in der Nähe Gold zu finden, was leider nicht der Fall zu sein scheint." Es blieb auch kein einziger in Caballococha, ein Teil der Leute ging den Fluß hinab nach Brasilien — ein Italiener und ein Irländer gingen sogar nach dem Rio Negro, diesen Fluß hinauf nach dem Casiquiari und auf diesem nach dem Orinoco, und kamen endlich glücklich nach Caracas. — Einige andere kehrten auf demselben Wege, den wir gekommen, nach Lima zurück. Nur wenige blieben in Mainas; diese hatten gerade den vernünftigsten Teil erwählt, denn sie alle sind wohlhabende Leute geworden. Ein deutscher Schneider siedelte sich in Moyobamba an, wo er bald einen Kleinhandel anfing und sich damit ein Vermögen erwarb. Seine Frau, gleichfalls Deutsche, ein großes starkes Mannweib, machte jedes Jahr allein auf dem schauderhaften Wege, den ich oben geschildert, die Reise nach Lima, um dort Waren einzukaufen. Ein anderer deutscher Schneider, mit einer Schwäbin verheiratet, blieb in Nauta, wo er später eines der bedeutendsten Handelsgeschäfte besaß. Zuerst bekam er von portugiesischen Kaufleuten, die von Pará nach Nauta gekommen waren, um sich oben am Strome die Verhältnisse anzusehen, Waren auf Kredit; diese bezahlte er nachher in Landesprodukten, mit deren Ausfuhr er fortfuhr, bis er schließlich zum reichen Manne ward.

Am Amazonenstrome ist es für solide Europäer überhaupt nicht schwer, Kredit zu erhalten und vorwärts zu kommen. Nur haben sie im Anfange ein gar hartes Leben durchzumachen, das auch ich zur Genüge zu kosten bekam. Meist beginnen sie mit dem Tauschhandel bei den Indianern und gehen in Kanoes die Nebenflüsse hinauf. Ihre Waren entnehmen sie in Pará auf Kredit, müssen sie aber natürlich desto teurer bezahlen. Als Rückfracht bringen sie Sarsaparille, Kautschuk, Wachs, Copaiva-Balsam, Salzfisch, Schildkrötenöl, auch feine Strohhüte aus Moyobamba u. dergl. In diesem abenteuerlichen Leben eines „Habilitado" (Händler, der von größeren Kaufleuten mit Waren ausgestattet wird) liegt für manche junge Leute viel Anziehendes. Es ist allerdings mit großen Strapazen und vielen Gefahren verknüpft — hin und wieder wird einer von den Wilden ermordet —, aber es liegt ein gewisser Reiz in diesem wilden Leben mit seiner Unabhängigkeit und Freiheit von allen langweiligen Ceremonien und jeder Etikette.

Loreto, das letzte peruanische Dorf, hat wenige Hundert Einwohner,

meist Brasilianer, Mulatten, Neger und einige Ticuna-Indianer. Es liegt auf einer Anhöhe am Amazonas, der hier etwas mehr als eine Viertelstunde breit ist und in der Mitte bei gewöhnlichem Wasserstande eine Tiefe von über 35 m besitzt. Hier schiffte ich mich in einem großen, aus einem einzigen Baumstamme gezimmerten Kanoe ein; dasselbe hatte 20 m Länge und 1 1/2 m Breite, sein Hinterteil war mit einem Dache aus Palmblättern versehen und vorn war eine Vorrichtung zum Kochen angebracht, so daß wir nicht so oft zu landen brauchten und in der Mitte des Stromes bleiben konnten, wo die Mostitos, die an den niedrigen Ufern in ganzen Wolken vorhanden sind, uns nicht belästigten. Mein Begleiter war Don Baltazar Melendez, ein peruanischer Kaufmann aus Chachapoyas, der in Moyobamba eine große Partie Strohhüte eingekauft hatte, um sie in Pará zu verkaufen. Als Ruderer hatten wir neun Ticuna-Indianer engagiert, die uns bis Barra do Rio Negro, der Hauptstadt der brasilianischen Provinz Amazonas, bringen sollten. Dieselben verstanden keine andere Sprache als ihre eigene, nur der Steuermann sprach etwas Quichua, dessen Don Baltazar vollständig mächtig war, das ich aber nur sehr mangelhaft verstand. So geschah es oft, wenn ich die Ticunas etwas fragen wollte, daß ich es zuerst dem Don Baltazar auf Spanisch sagen mußte, der es dem Steuermann in Quichua und dieser wieder den Ruderern in Ticuna verdolmetschte. Zwischen Loreto und Tabatinga, dem ersten brasilianischen Dorfe, liegt eine mehrere Stunden lange Strecke neutralen Territoriums, das aber, da es bei Hochwasser vom Flusse überschwemmt wird, schwerlich bald besiedelt werden dürfte.

Der Marañon, der schon unterhalb Nauta von den Peruanern „Amazonas" genannt wird, heißt bei den Brasilianern „Solimôes" bis zur Mündung des Rio Negro, von wo an er auch bei ihnen Amazonas genannt wird. Vom Stillen bis zum Atlantischen Ocean, im ganzen Flußgebiete des Amazonenstromes sind wohl die Regionen des Solimôes die unwirtlichsten und am wenigsten bewohnten, namentlich aber die Gegend zwischen Tabatinga und Ega. Je mehr man sich oberhalb Tabatinga dem Stillen Meere nähert, desto zahlreicher werden die Zeichen der Civilisation — natürlich spreche ich hier nur von dem Hauptstrome und dem Hauptwege nach dem Stillen Meere, nicht von den Urwaldregionen der Nebenflüsse —, und ebenso merkt man unterhalb, je näher man zum Atlantischen Meere kommt, immer mehr die Einflüsse der europäischen Kultur. Das ganze Land am Solimôes aber ist noch eine ununterbrochene, jedoch prachtvolle Wildnis, wo der civilisierte Mensch kaum festen Fuß gefaßt hat; denn ich glaube nicht, daß man an den Ufern des ganzen Stromes, von der Mündung des Rio Negro an bis zum Fuße der Andes, in einer Entfernung von mehr als 600 Wegstunden im ganzen mehr Land im Anbau hat, als die Morgenzahl der Felder einer mittelmäßigen deutschen Ge-

markung beträgt. Auch das Klima wird trockener, je näher man zum Atlantischen Ocean kommt, während es immer feuchter wird, je mehr man sich den Andes nähert; hat man aber einmal die westliche Kette der Andes überschritten, so hört jeder Regen auf und man befindet sich in einer der trockensten Regionen der Welt. Das Gegenteil ist wieder der Fall, sobald man die östlichste Kette der Andes passiert hat und in die großen Ebenen gelangt. Hier, wie auch noch am Solimões, ist das Klima ungemein feucht, so daß man sich gleichsam in einem beständigen Dampfbade befindet und Mühe hat, Salz oder Zucker vor dem Flüssigwerden zu bewahren. Man sollte nun denken, ein so feuchtes Klima unter einer tropischen Sonne, in einem äquatorialen Tieflande voll von stehenden Gewässern, das monatelang zu beiden Seiten des Stromes meilenweit überschwemmt ist, müßte die gefährlichsten Krankheiten erzeugen und namentlich auf den Europäer mörderisch wirken. Allein dies ist durchaus nicht der Fall. Die hier lebenden Europäer erfreuen sich guter Gesundheit und namentlich eines sehr gesunden Appetites, und selbst diejenigen, welche, wie z. B. der englische Naturforscher Bates, lange Jahre hindurch auf ihren Forschungsreisen allen Unbilden der Witterung und allen möglichen Entbehrungen und Strapazen ausgesetzt waren, sind dabei immer gesund geblieben. Dasselbe kann ich von mir sagen: das Tropenklima des Amazonenthales bekam mir stets viel besser als das wechselvolle Klima von Deutschland. Kurz, diese Regionen liefern den Beweis, daß auch für Europäer das Äquatorialklima zuträglich sein kann, und zwar nicht nur in den hochgelegenen und daher kühleren Gegenden, wie in der deutschen Kolonie am Pozuzo, sondern auch in den heißen Tiefebenen des Solimoes. Auffallend ist es jedoch, daß an einigen Nebenflüssen, welche klares dunkles Wasser und nur eine geringe Strömung haben, zuweilen schlimme Fieber vorkommen, während die Ufergegenden derjenigen, welche, wie der Hauptstrom, schmutziges, gelbes Wasser und eine starke Strömung besitzen, stets vollkommen gesund sind, wenn sie auch noch so weit zur Regenzeit überschwemmt werden.

Die Klimascheide zwischen den feuchteren und trockeneren Gegenden des Amazonas ist wieder an der Mündung des Rio Negro, wo auch die Windverhältnisse sich ändern, was auf die Besiedelung der Ufergegenden einen wesentlichen Einfluß geäußert hat. Am untern Laufe des Amazonas, vom Atlantischen Ocean bis zum Rio Negro, herrscht wenigstens sechs Monate des Jahres mit wenigen Pausen der Ostwind, so daß Segelschiffe mit Leichtigkeit die Strömung überwinden können. Dieser Ostpassat weht auf dem obern Strome nicht; hier, in der mit größerer Feuchtigkeit erfüllten Luft, sind die Winde unregelmäßig und von nicht langer Dauer. Deshalb war der Verkehr zu Schiff mühsamer und geringer, weil die Bergfahrten zu schwierig sind; infolgedessen sind die Ansiedelungen und die gesamte Kultur spärlicher. Die Dampfschiffahrt hat nun freilich für diese

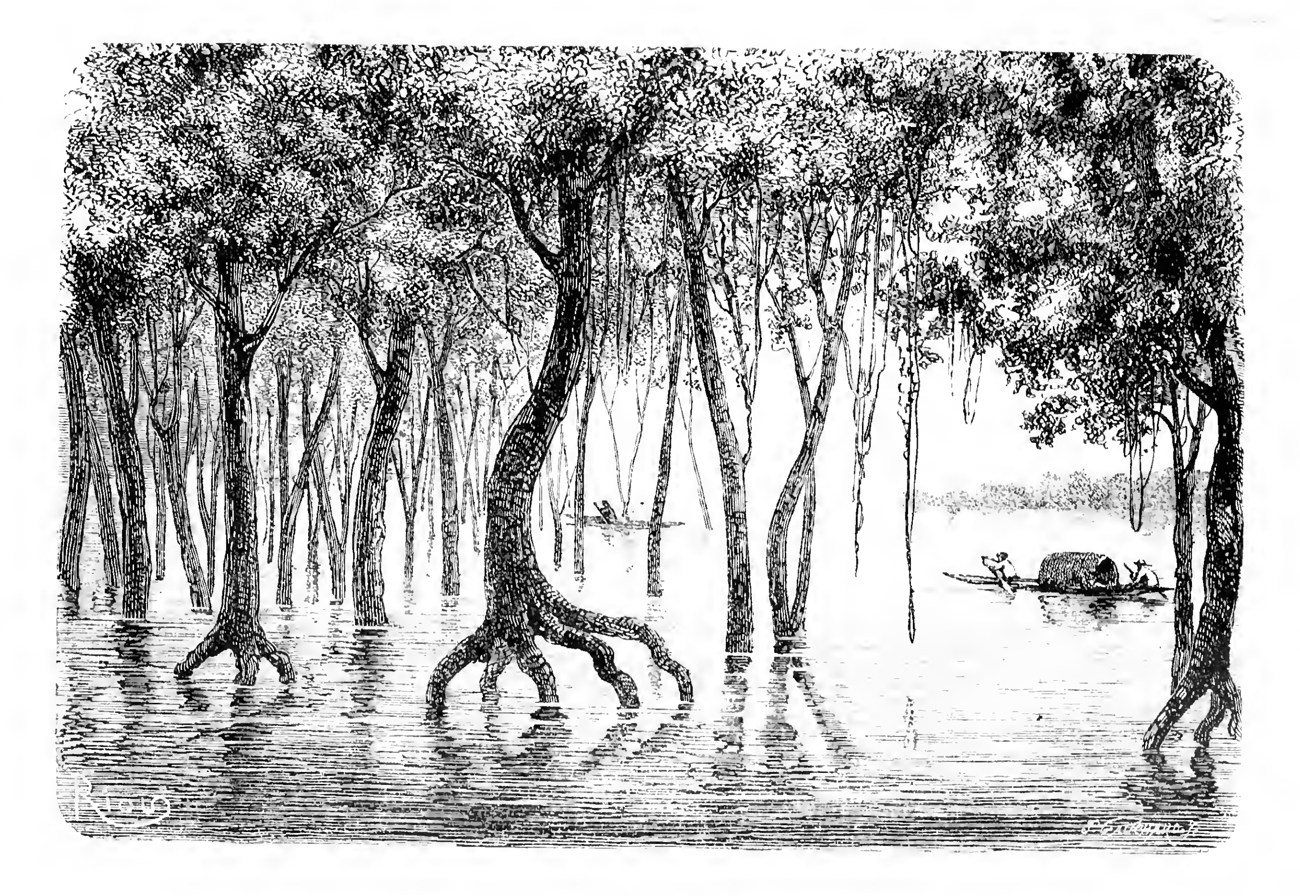


Fig. 25. Wald unter Wasser.

weiten Regionen ein neues Leben geschaffen, und es wird nicht viele Jahre mehr dauern, bis alle am Flusse gelegenen und der Überschwemmung nicht ausgesetzten Punkte besetzt sein werden.

Jetzt indes wälzt sich der ungeheure Strom noch durch die Waldeinsamkeit dahin mit stolzem Gange; ernst und düster sehen seine Gewässer aus, deren ungebändigte Macht hier die Ufer mitsamt den Riesen des Waldes abreißt und dort wieder Inseln und Dämme aus ihnen aufbaut. Man kann sich eine Vorstellung von der enormen Wassermasse bilden, wenn man mit Wallace annimmt, daß eine Fläche von 1000 m Breite ihre Wasser jährlich zur Zeit der Hochfluten um 16 m hebt. Die Uferränder werden dann stellenweise unterwaschen, die Urwaldbäume neigen sich und stürzen mit donnerähnlichem Getöse ins Wasser, wobei durch die niederbrechenden Bäume und Erdmassen zuweilen ganze Schiffe verschüttet werden, wenn sie bei der Bergfahrt nahe am Ufer hinfahren. Aus der Ferne klingen diese Erdstürze mit ihrem lauten Krachen und fortgesetzten dumpfen Rollen wie Lawinenbrüche. Die Erdmassen sinken bald zu Boden, aber die gewaltigen Stämme werden mit der vollen Schnelligkeit der Strömung abwärts geführt, so daß die stromaufwärts fahrenden Schiffer sich sehr in acht nehmen müssen, um nicht mit diesem Treibholze zusammenzustoßen. Oft bleibt auch zwischen den Wurzeln der Bäume das Erdreich haften, und so bilden sich schwimmende Inseln, auf denen sich allerlei Pflanzen ansiedeln, oder auch zeitweilig Störche, Enten, Alligatoren nebst Affen und Tigerkatzen, die beim Sturze des Waldes sein Schicksal geteilt haben, stromabwärts treiben. „Das giebt," sagt Martius, „ein Bild von der Herrschaft des Stromes. Bäume entwurzelnd und Tiere wider Sitte und Neigung zur Geselligkeit zwingend, bewältigt er gleichsam die ganze Natur um sich her."

Eine große Eigentümlichkeit dieses Flußgebietes sind die vielfach verschlungenen Kanäle, welche in den Tiefebenen einen Nebenfluß mit dem andern verbinden und die unermeßlichen Ebenen mit einem Netze schiffbarer Gewässer durchziehen. Auch am obern Teile des Stromes, am Solimões und Marañon, ist das Land noch von geringer Bodenerhöhung, jedoch wellenförmig; seine Vertiefungen erscheinen hier in den trockenen Monaten als enge Schluchten, in der nassen Jahreszeit als tiefe, schiffbare Kanäle. Die Stämme der hohen Bäume stehen dann oft einige Meter im Wasser, und man kann Tagereisen weit unter dem Baumschatten hinfahren. Bates schildert einen solchen Kanal sehr treffend: „Eine schmale und ziemlich gerade Allee streckte sich vor uns aus; zu beiden Seiten bildeten die Spitzen von Sträuchern und jungen Bäumen eine Art Einfassung des Pfades, und die Stämme der hohen Waldbäume stiegen in unregelmäßigen Zwischenräumen aus dem Wasser auf, ihre Kronen hoch über unsern Köpfen zusammenneigend. Büschel von dünnen Luftwurzeln und ineinander verschlungenen Rankengewächsen und Schlingpflanzen hingen von den niedrigen Ästen

herab; Massen von Gras, wilden Bananen und Farnkräutern wuchsen an den stärkern Zweigen, und rings um die Stämme, nahe am Wasser, hingen Massen von vertrockneten Süßwasserschwämmen. Eine Strömung war nicht bemerkbar, und das Wasser hatte eine olivenbraune Farbe, die unter Wasser gesetzten Stämme waren aber bis zu einer großen Tiefe sichtbar." Drei bis vier Monate im Jahre sind diese Kanäle unter Wasser, wie auch das ganze Land an jeder Seite des Flusses — von Santarem am untern Teile des Amazonas bis hinauf zu den Stromschnellen des Pongo de Manseriche in Peru — in einer Breite von 2—4 deutschen Meilen, mit Ausnahme weniger Stellen hohen Terrains, dann überschwemmt ist. Der Indianer findet sich in diesem Wasserwalde, dem Igapó, wie er in Brasilien heißt, in welchem die trüben, schmutzigen Wassermassen keine Spur eines Pfades mehr sehen lassen, leicht zurecht. Nach Abschluß der Regenperiode tritt das Wasser zurück, der Boden trocknet schnell ab und ist mit einer dünnen Lehmschicht oder mit welkem Laube bedeckt. Unterholz fehlt, die Stämme sind mit Schlamm überzogen; so erscheinen die Igapós sehr kahl und machen einen unangenehmen, traurigen Eindruck. Das einzige frische Grün, welches in der trockenen Jahreszeit sich am Boden entwickelt, ist ein in Büscheln stehendes scharfes Gras [1].

In den gewaltigen Urwäldern, welche auf einem Raume von gewiß 60 000 Quadratmeilen das Amazonentiefland bedecken, tritt nie Ruhe im Pflanzenleben, keine Pause in der Entwickelung ein. Die Wälder behalten das ganze Jahr dasselbe Ansehen, man findet in allen Monaten Blüten, Knospen und Früchte, die Vegetation ist immer thätig, wenn auch nicht bei allen Arten. Doch bestehen diese Wälder nicht vorwiegend aus Riesenbäumen: die dicken Stämme finden sich höchstens alle 200 Schritte, aber von fast allen Bäumen steigen die glatten Stämme mehr als 30 m ohne Astbildung empor. Der Wald ist düster und unheimlich und lange nicht so schön wie die prachtvollen Bergwälder am Fuße der Andes: in dem dunkeln Schatten der dicht zusammenstehenden Bäume ist es finster und kalt. Die Tiere meiden ihn, die Vögel suchen das Licht der freieren Stellen, die dort häufiger erscheinen, wo die Überschwemmung nicht mehr hinkommt, weshalb im höhern Lande das Tierleben sich auch großartiger entfaltet. Das Land am Amazonenstrome ist reicher an Palmen als jedes andere, auch reicher als an den Nebenflüssen; am Hauptstrome, wo sie in vielen Arten auftreten, haben sie entschieden das Übergewicht. Von der Vegetation am Solimões sagt Bates: „Am Hauptstrome besteht der Wald außer aus Palmen, Leguminosen und Bombaceen aus kolossalen Nußbäumen und Cekropien, den charakteristischen Bäumen des überschwemmten Landes, des Igapó. Das niedrige Gehölz und der Pflanzensaum am Wasserrande

[1] Vergl. „Der Amassonas" von Dr. S. Ruge: „Aus allen Weltteilen", 1871.

bestehen aus hellgrünen Musaceen und Gräsern." Der berühmte Naturforscher Wallace tritt der so oft wiederholten irrigen Ansicht, daß im Amazonengebiete die Vegetation die Anstrengungen des Menschen überbiete, ganz entschieden entgegen und behauptet, der Urwald lasse sich hier bei mäßiger Arbeit in reiche Weiden, Wiesen und Felder, in Pflanzen- und Obstgärten verwandeln. Alle Arten von Fruchtbäumen, die man anpflanzt, erreichen in 5—6 Jahren eine beträchtliche Höhe und tragen oft schon im zweiten oder dritten Jahre Frucht. Kaffee, Kakao, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Reis, Mandioca, Orangen, Ananas: alles das läßt sich mit verhältnismäßig geringer Mühe gewinnen und bei den bequemen Wasserwegen gut verwerten. Allein auch Wallace giebt zu, daß alle Pläne von Verbesserung an der starren Indolenz der heutigen Bewohner scheitern; solange keine andere Rasse in das Land kommt, werden die großen Reichtümer jener weiten Regionen nie ausgebeutet werden.

Das erste brasilianische Dorf, das man, von Peru herunterkommend, erreicht, ist Tabatinga, ein kleiner Ort von mehreren Hundert, meist indianischer Bewohner, der ein halbverfallenes Fort und eine kleine Garnison armseliger brauner und schwarzer Soldaten besitzt. Im Vergleiche zu den peruanischen Ortschaften am Strome, die fast alle im Walde versteckt liegen, hat Tabatinga schon ein civilisiertes Aussehen; wenigstens ist nach dem Flusse zu, der hier eine Viertelstunde breit ist, der Wald ausgerodet, und etwa 50 oder 60 Morgen sind mit Gras bewachsen, in deren Mitte ein kleiner Orangenhain sich befindet. Häuser sind freilich nicht viele zu sehen, und die Hütten, die man sehen kann, zeichnen sich in nichts vor den peruanischen aus, die meisten gehören Ticuna-Indianern und sind gleichfalls im Walde verborgen. Nicht weit von Tabatinga mündet in den Solimões der Javari, welcher die Grenze zwischen Peru und Brasilien gegen Südosten bildet. Eine Grenzkommission erforschte 1866 diesen Fluß, wurde aber von den Mayorunas angegriffen und zwischen dem 6. und 7.° südl. Br. zur Umkehr gezwungen. Etwa vierzig Stunden unterhalb Tabatinga liegt auf einer wohl 80 m hohen Anhöhe San Paulo, der höchstgelegene Ort am mittlern Strome. Dieses Plateau erstreckt sich auf der einen Seite über eine halbe Stunde weit in den Wald, auf der andern fällt es nahe bei den letzten Hütten steil ab nach einer von Wald umgebenen feuchten Wiese, von wo aus ein alter Indianerpfad viele Tagereisen weit nach den Urwäldern des Putumayo führen soll. Dieser mächtige Strom, auch Iça genannt, mündet in den Solimões etwa dreißig Stunden unterhalb San Paulo und ist hier an seiner Mündung über eine Viertelstunde breit und bei niederem Wasserstande in der Mitte 43 m tief. Er entspringt in den Andes der Republik Colombia und ist nach Reyes bis etwa 4 Tagereisen von Pasto schiffbar; er wird oft von flüchtigen Negersklaven benutzt, um auf diesem Wege nach Colombia, wo keine Sklaverei existiert, zu entkommen. Noch mehrere





Der Amazonenstrom bei Tabatinga



…ziffung von Kautschuksammlern).

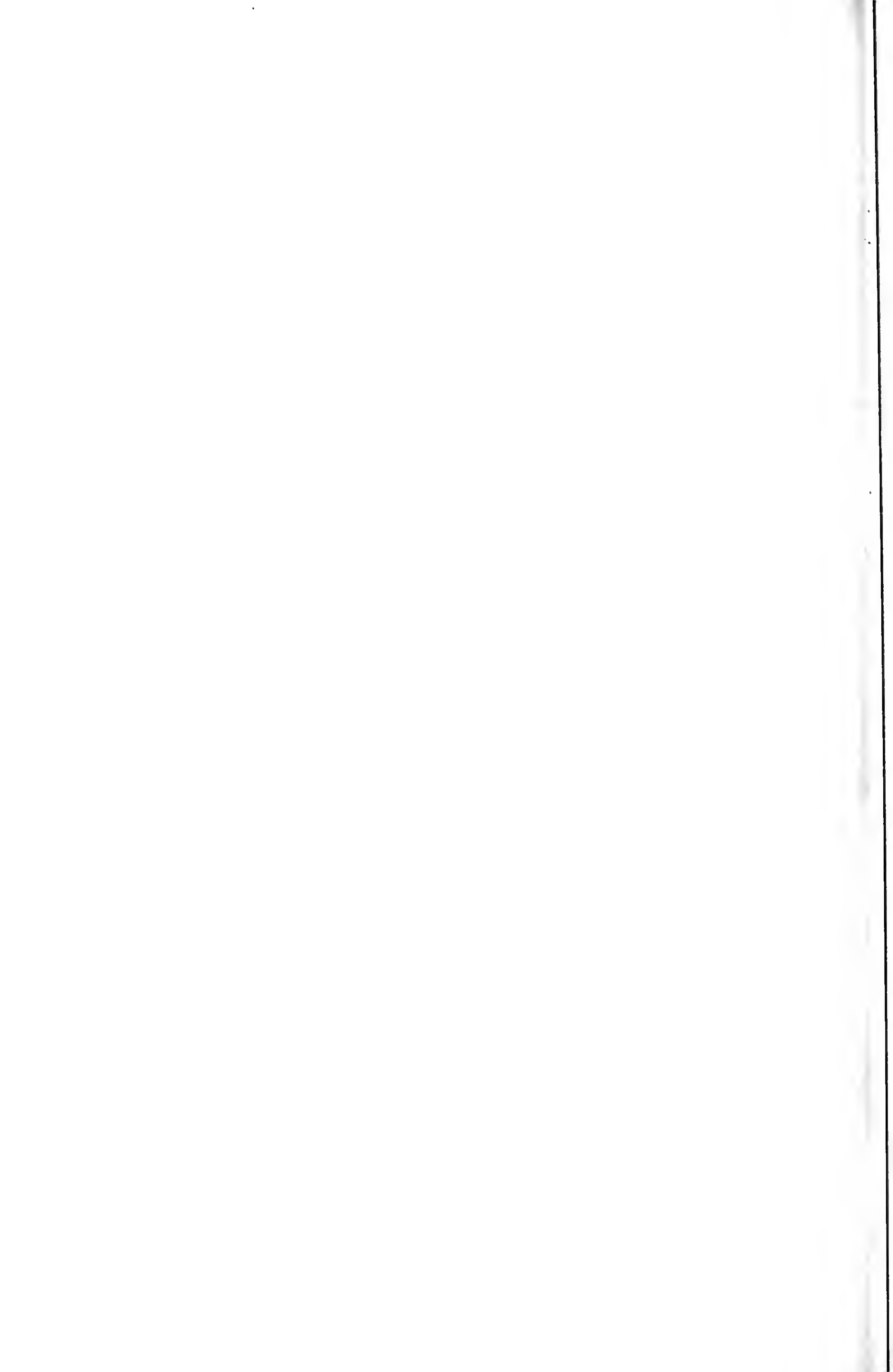


Fig. 26. Miraubas-Indianer.

andere riesige Nebenflüsse, wie den Jutay und Juruá auf der rechten, den Japurá auf der linken Seite, deren Ufer nur von wilden, zum Teil menschenfressenden Indianern bewohnt sind, passiert man, ehe man Ega, die Hauptstadt des Solimões, erreicht. Die zahlreichsten dieser wilden Stämme sind die Umaua-Mesaya und die Miranhas. Die Mesayas stehen in sehr üblem Rufe als Anthropophagen, sollen es aber nach Marcoy erst später und zwar aus Rachsucht geworden sein. Eigentümlich sind ihre religiösen Vorstellungen. Wie Marcoy erzählt, kennen sie ein höchstes Wesen, von welchem alles geschaffen worden ist und das Himmel und Erde in Bewegung erhält. Sie wagen nicht, demselben einen Namen zu geben. Sichtbarer Repräsentant ihres Gottes ist der Vogel Buequé (Trogon Curucui), der sich durch reizendes Gefieder auszeichnet. Es giebt zwei Sphären: die obere ist durchsichtig, die untere dunkel. In der ersten wohnt die Gottheit, in der zweiten entstehen und sterben die Menschen, welche nach ihrem Tode belohnt oder bestraft werden. Auch die Sage von einer großen Flut hat sich bei ihnen erhalten. Als die ganze Erde mit Wasser bedeckt war, entrannen die Mesayas, welche damals so groß waren wie die höchsten Bäume, der Vernichtung dadurch, daß sie sich in ein umgestülptes Kanoe flüchteten. Die Mesayas können nur bis drei zählen, darüber hinaus nur durch Verdoppelung. In der Bereitung des Urari-Giftes sind sie sehr erfahren; sie haben, wie auch andere südamerikanische Stämme, mancherlei Sitten und Gebräuche mit nordamerikanischen Indianern gemein. Zwischen Solimões und Japurá wohnt noch der ziemlich zahlreiche Stamm der Miranhas[1], bei welchen früher die Portugiesen hauptsächlich ihren Menschenraub trieben, weil sie eher zu bändigen waren als die übrigen Indianer und deshalb zur Sklaverei besser geeignet zu sein schienen. Die meisten gefangenen Miranhas starben aber in der Sklaverei an einer Art von Heimweh oder an schleichendem Fieber, oder auch infolge von Verstopfungen, welche durch den ihnen ungewohnten Genuß von Maniokmehl und gesalzenem Fische verursacht wurden. Dagegen haben sich die Kinder leicht eingewöhnt und sind „Tapuyos", getaufte Indianer, geworden. Schon seit 200 Jahren haben die Miranhas unablässig Verfolgungen ausgestanden und sind dennoch ziemlich zahlreich geblieben. Man sagt, der hohe Landrücken, den sie bewohnen, sei arm, und die Miranhas befänden sich manchmal in so arger Hungersnot, daß sie ihre Alten und Kranken auffräßen. Thatsache ist, daß sie ihre Kinder oft gegen Äxte, Messer, Angeln u. dgl. vertauschen. Dem Ackerbau sind sie durchaus abgeneigt; sie machen Jagd auf Vögel, Schlangen und selbst Insekten, versperren mit Netzen den Ausgang irgend eines Igarapé oder kleinen Sees und verschaffen sich solchergestalt Fische. Seit langer Zeit

[1] Siehe „Fahrten auf dem Amazonenstrom": „Globus" XIII. Band.

giebt es in ihrem Gebiete weder Tapire noch Wildschweine, weder Affen noch große Nagetiere, selbst der Jaguar kommt nicht mehr vor, weil er keine Beute findet. Die Miranhas wären schon längst aus ihrem wildarmen Lande ausgewandert, wenn sie nicht unverbesserliche Menschenfresser und deshalb bei allen andern Stämmen so verhaßt wären. Wollten sie anderswo eine neue Heimat suchen, so würden sofort die andern Indianer über sie herfallen und sie wieder zurückjagen.

Nicht am Solimôes selbst, sondern an einer seeartigen Erweiterung des Teffé, nicht weit von dessen Mündung in den Hauptstrom, liegt Ega, eine Stadt von nur 1200 Einwohnern, die mir aber damals nach meiner langen Reise durch ewige Wildnisse wie ein kleines Paris erschien. Enthielt sie doch einige weißangestrichene Häuser mit roten Ziegeldächern, wenn auch die Mehrzahl der Gebäude aus Erdhütten, die mit Palmblättern gedeckt waren, bestand. Jede Hütte war von einem Garten mit Orangen, Limonen, Bananen und Guajaven umgeben, überragt von den Federkronen schlanker Palmen. Rindvieh weidete in den Straßen, gleichfalls für mich, der ich aus Perus Urwäldern kam, ein lange entbehrter Anblick! Einen großen Vorzug besitzt Ega darin, daß es wie alle an Flüssen von dunklem Wasser — wozu auch der Teffé gehört — gelegenen Ortschaften von der furchtbaren Plage der Moskitos befreit ist. Auch Ega ward, wie so viele andere Orte am Amazonenstrome, von dem deutschen Jesuitenpater Fritz im Jahre 1688 gegründet; denn damals gehörte noch die ganze Region des Marañon und Solimôes bis zur Mündung des Rio Negro zu Spanien. Unter den 1200 Einwohnern von Ega sind kaum 60 Weiße, die übrigen sind Mischlinge und Indianer aus verschiedenen Stämmen. Das Gesetz verbietet zwar, einen Indianer zum Sklaven zu machen; allein in Brasilien geht es hierin geradeso wie in Peru: in der Praxis besteht eine Sklaverei, bei welcher der braune Mann so unbedingt abhängig ist, als ob man ihn gekauft hätte. Der Verlauf ist folgender: Ein Weißer nimmt einen Indianer gegen eine vereinbarte Löhnung als Arbeiter an; er verpflichtet sich dabei, ihm Kleider und Nahrung zu geben, bis jener imstande sei, für sich selber zu sorgen. Beides kostet dem Weißen nur wenig, und wenn der Indianer seinen Arbeitslohn haben will, sagt man ihm, daß er so und so viel schuldig sei, der Weiße sei bedeutend im Vorschuß und die Schuld müsse abgearbeitet werden. Auch die in den Städten lebenden Indianer befinden sich in einer unbegreiflichen Unwissenheit über den wahren Wert einer Sache, lassen sich schmachvoll betrügen und nicht selten bleibt ein Tapuyo sein ganzes Leben lang Sklave; er wird als Schuldner behandelt, während er in der That der Gläubiger ist. Neben dieser Art von Sklaverei findet auch Menschenkauf statt; einige wilde Stämme, wie die Miranhas, verkaufen ihre eigenen Kinder, andere Stämme ihre Kriegsgefangenen an die Brasilianer. Die hübschesten In-

dianer, die in der Nähe von Ega leben, sind die Juris und Passes, die leider dem Aussterben nahe sind; die Berührung mit den Weißen scheint ihnen tödlich zu sein. Sobald in einem ihrer Dörfer der Verkehr mit den Weißen beginnt, fangen die Krankheiten an, hauptsächlich ein langsam schleichendes Fieber, das mit Auszehrung endet. Nicht nur unter den Otomaken am Orinoco, wie man bisher glaubte, sondern auch am obern Amazonenstrome, und zwar hier unter Indianern sowohl als unter Weißen, Mischlingen und Negern, findet sich die krankhafte Gewohnheit des Erde-Essens, die gewöhnlich mit Aussatz und in einigen Fällen sogar mit Elephantiasis endigt. Die Ursache scheint in der fast ausschließlichen




Fig. 27. Brasilianische Mestizen.

Pflanzen- und Fischkost zu liegen; wenigstens zeigt sich dieses unnatürliche Verlangen hier nicht bei Leuten, welche häufig Fleisch genießen. Im übrigen ist Ega ein ganz gesunder Aufenthalt. Trotz des vermehrten Handelsverkehrs, den Ega den jetzt häufig hierher kommenden Dampfschiffen zu verdanken hat, soll der Ort sich wenig verändert haben und noch immer ein halbes Indianernest sein, wie es auch zu der Zeit war, wo ich es besuchte. Nur haben sich seine weißen Bewohner und die Mischlinge mehr „civilisiert", d. h. sie beginnen sich nach Pariser Moden zu kleiden, gehen nicht mehr barfuß oder in Hemdsärmeln aus, teilen sich in Parteien und suchen Ämter zu erhaschen, um dem süßen Nichtsthun fröhnen

zu können, kurz, die frühere Einfachheit der Sitten soll jetzt großenteils verschwunden sein.

Der nächste Riesenstrom, den man unterhalb Ega erreicht, ist der auf der rechten Seite in den Solimões mündende Purus, der selbst während der trockenen Jahreszeit mehr als 400 Stunden weit mit Dampfern befahren werden kann. An seiner Mündung ist der Purus, dessen Wasser kaum von dem des Solimões zu unterscheiden ist, über eine Viertelstunde breit, der Solimões selber aber das dreifache, beinahe eine Stunde. An Wasserfülle erreicht der Purus weder den Rio Negro, noch den Madeira, auch wohl nicht ganz den Ucayali; indes kommt er dem Tapajoz und Tocantins an Mächtigkeit gleich und übertrifft alle anderen Nebenflüsse. Früher glaubte man, sein Ursprung sei der schiffbare Madre de Dios, der in der Nähe von Cuzco entspringt. In letzterer Stadt schwärmte man völlig für diese Idee und erwartete davon glänzende Resultate für den Aufschwung von Cuzco — schrieb doch ein Pfarrer ein Werkchen hierüber, betitelt: „El brillante porvenir del Cuzco", die glänzende Zukunft von Cuzco! Verschiedene Expeditionen, die sämtlich einen unglücklichen Ausgang hatten, wurden in Cuzco ausgerüstet, um den Zusammenhang des Madre de Dios mit dem Purus festzustellen. An einer derselben wollte ich mich selber in den sechziger Jahren beteiligen, ward aber glücklicherweise durch andere Arbeiten daran gehindert; denn sämtliche Mitglieder dieser Expedition wurden von den wilden Chunchos ermordet. Bald darauf lieferten die Forschungsreisen des Engländers Chandleß den Beweis, daß das Ganze ein Traum gewesen war, daß der Madre de Dios nicht in den Purus, sondern in den Beni, einen Nebenfluß des Madeira, mündet. Der Beni aber fließt in den Madeira noch oberhalb einiger der größten Wasserfälle des letztern, so daß also die Nähe des Madre de Dios schwerlich eine Hauptbedingung für die „glänzende Zukunft" Cuzcos sein wird.

Der Purus fließt wie der Ucayali in beständigen Krümmungen und unterscheidet sich von anderen Nebenflüssen des Amazonas darin, daß er fast keine Inseln hat, deren Chandleß im ganzen Laufe nur sieben vorfand. Wegen seiner südlichen Lage sind die Jahreszeiten des Purus denen des Solimões ein wenig voraus, so daß dort schon im Januar Früchte reifen, die am Solimões erst im Februar oder Anfang März gepflückt werden. Wie ein großer Teil des letztern, ist auch der Purus mit Höllengeistern aus der Insektenwelt bevölkert. In der Nacht sind es die Moskitos, welche den Schlaf rauben, am Tage quälen den Wanderer die Sandfliegen. Der unterste Lauf des Flusses wird von trägen und trunksüchtigen Muras bewohnt, oberhalb ihres Gebietes sitzen die Pammaris und Juberis, Flußindianer, die nur von Fischen und Schildkröten leben, zu Lande dagegen sehr schlechte Jäger sind. Die Männer tragen nur eine

Schürze, die Frauen ein Stück Baumwolle um die Hüften; Spuren von Anthropophagie sind bei ihnen nicht wahrnehmbar, vermutlich weil der Purus sehr reich an Fischen und Schildkröten ist und sie daher nie Nahrungsmangel leiden. Ihre nächsten Nachbarn sind die Jipurinas, deren Gebiet sich vom siebenten Breitengrade an 65 deutsche Meilen (ungerechnet die Krümmungen) den Fluß aufwärts erstreckt. Sie sind der zahlreichste und streitbarste Indianerstamm am ganzen Purus und sind Landindianer, die mehr von Jagd als von Fischfang leben, obgleich sie auch den Purus zuweilen in Kähnen befahren. Ihre Wohnungen aber liegen nicht am Strome, sondern selten weniger als einen halben Tagemarsch von demselben entfernt. Den Krieg betrachten sie wie eine Liebhaberei, denn sie liegen meist mit anderen Wilden in Fehde, zu der sie durch Kriegserklärung herausfordern. Ihre Pfeile sind vergiftet, mit Widerhaken versehen und so eingerichtet, daß sie in der Wunde abbrechen. In ihrer Bekleidung gleichen sie den Pammaris; sie bemalen sich die Haut meist schwarz, sind aber sonst reinlich, wie überhaupt Chandleß eine gute Meinung von ihnen gewann. Wie mehrere andere Amazonenstämme, namentlich die Muras, sind sie leidenschaftliche Schnupfer und bedienen sich der Schneckenhäuser als Tabaksdosen. Auch ist das Kauen der Coca bei ihnen im Gebrauche, ein interessanter Umstand, da man die Verbreitung dieses narkotischen Genußmittels von Peru so weit gegen Osten früher, ehe Chandleß hierherkam, nicht kannte. Die Sache wird indes dadurch aufgeklärt, daß der Oberlauf des Purus nicht weit vom obern Ucayali entfernt ist. Chandleß traf einen alten Maneteneri-Indianer, der ihm die Zahl der Tage angab, wie lange die Kanoes den Purus (von der Mündung des Taranacá an, unter 9° 10′ südl. Br.) hinaufgehen müssen bis zu der Stelle, wo sie über Land in zwei Tagen nach dem Ucayali getragen werden, den sie dann 10 Tage abwärts fahren bis zur Mission Sarayacu. Daß der Alte dort gewesen war, läßt sich nicht bezweifeln, denn er kannte den Namen des dortigen Missionärs Padre Antonio, sowie die peruanische Stadt Moyobamba. Die Maneteneri, zu deren Stamme der Alte gehörte und die aus Furcht vor den Jipurinas noch weiter den Fluß hinaufgezogen waren, müssen überhaupt schon mehr mit Weißen in Berührung gekommen sein, denn sie kannten, wie Chandleß erzählt, einige spanische Worte. Nach indianischen Begriffen sind sie „gebildete Leute", denn nachdem Chandleß monatelang nur zwischen nackter Menschheit sich bewegt hatte, war er angenehm überrascht, auf Stämme zu stoßen, die Baumwolle bauen, spinnen, weben und in Gewänder sich hüllen, auch beim Anblicke der Weißen nicht sogleich nach den Geschossen greifen, sondern Tabak, Baumwolle und Garn eifrig zum Tausche gegen Messer und Angelhaken anbieten. Ihr Baumwollenzeug ist zwar grob, sonst aber recht dauerhaft und für Hängematten sehr brauchbar. Sie selbst verfertigen daraus ihre

Ponchos für die Männer und die sackartigen Röcke und Überwürfe für die Frauen. Das zarte Geschlecht hat sich bereits im Hause Autorität erworben, denn nicht selten hört man Weiber tapfer ihre Männer schelten. Außer diesen Vorzügen der Civilisation haben sie auch einige ihrer Nachteile erworben, sie sind leider Diebe und Bettler. Sie gehören unter die Flußindianer, denn beständig bewegen sie sich in ihren langen, vortrefflich gearbeiteten und dauerhaften Kanoes im Wasser auf und ab.

Die nächsten Nachbarn der Maneteneris sind die Canamaris, welche fast in gleichem Grade civilisiert sind, wie die ersteren. Dann aber begegnete Chandleß flußaufwärts viele Tage lang keinen Bewohnern mehr. Die Zahmheit und die Fülle des Wildes bewies deutlich, daß dort selten Indianer streifen. Tapire waren ungemein zahlreich und schienen über die Ankunft der Menschen mehr betroffen als erschreckt. An Zahl wurden sie noch von den Capybaras, den Wasserschweinen, übertroffen, und auch sie, wie die Affen, zeigten nicht die mindeste Furcht. Endlich gewahrte man eines Tages eine Indianerhütte, neben der ein Affe festgebunden war und in deren Nähe sich eine Bananenpflanzung befand. Der Bewohner der Hütte war nicht bemalt und gänzlich unbedeckt bis auf einen komplizierten Kopfputz; seine Frau trug nur eine Schürze. Vergebens suchte man sich mit ihnen durch Worte zu verständigen. Den Gebrauch des Eisens schienen sie nicht zu kennen, denn das Geschenk einer Axt hinterließ keinen Eindruck auf den Indianer, und der Gebrauch der Fischhaken mußte ihm erst verständlich gemacht werden. Die weitere Bergfahrt auf dem Purus beendigte ein Wasserfall an einer Stelle, wo der Fluß nur noch 24 m breit war, unter 11° südl. Br. Augenscheinlich entspringt er nicht in den Kordilleren, sondern in den niederen Gebirgen, welche sich östlich vom Ucayali nach Norden ziehen. In der neuesten Zeit beginnt das Flußgebiet des Purus sich lebhaft zu entwickeln. Namentlich der Kautschukhandel zieht viele dorthin, und die vorzügliche Schiffbarkeit des Flusses begünstigt den Verkehr außerordentlich. Bald wird das reiche Uferland auch Zucker, Reis, Kakao, Tabak und Kaffee produzieren. Von den am Purus wohnenden Indianern wären noch die Catauixis zu erwähnen, die, wie auch andere Indianer des Amazonenthales, in sehr großen Rohrhütten, „Malocas" genannt, oft zu zehn bis fünfzehn Familien zusammenwohnen. Sie bauen etwas Mais, Bananen und Manioc, gehen ganz nackt, bemalen aber sich und ihre Waffen rot. Merkwürdig ist bei ihnen, daß sie ihre Toten ebenso, wie die alten Peruaner, und zwar unter dem Fußboden der Maloca begraben. Der Leiche werden die Kniee und Ellbogen zusammengebunden, und so wird sie in kauernder Stellung in ein großes irdenes Gefäß — die Catauixis sind nämlich geschickte Töpfer — gezwängt.

---

# VII.

# Der Rio Negro und der Madeira.

**Manaos. — Tapuyos. — Wilde Indianer. — Der Rio Negro. — Flußverbindungen im Amazonengebiete. — Der Madeira. — Bolivia. — Madeira-Eisenbahn.**

Endlich gelangten wir zur Mündung des Rio Negro, eines Riesenstromes, dessen dunkle Fluten man noch weithin nach der Vereinigung von dem schmutzigen Wasser des Amazonas unterscheiden kann. Der Rio Negro ist hier bei seinem Ausflusse wohl eine Wegstunde breit und zeigte damals, im Monate December, als ich dort verweilte, eine Tiefe von 60 m. Eine kurze Strecke flußaufwärts liegt am Rio Negro die Stadt Manaos, auch Barra do Rio Negro genannt, die Hauptstadt der brasilianischen Provinz Amazonas und nächst Pará der bedeutendste Ort im ganzen Amazonengebiet. Wegen seiner Lage könnte man Manaos das St. Louis des Amazonenstromes nennen. Es liegt ungefähr 200 deutsche Meilen von der Mündung des Amazonas entfernt und 300 Meilen von der Mündung des Orinoco, wohin eine schiffbare Verbindung von Manaos aus vermittelst des Casiquiare existiert. Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig auf sehr unebenem Terrain, das noch von drei Flußarmen durchschnitten wird, gebaut. Eine lange Straße, teilweise mit Palmbäumen eingefaßt, teilt die Stadt von Süden nach Norden in zwei Hälften; in dieselbe münden verschiedene Gassen, die in wüste Grasplätze auslaufen. Diese Straßen werden des Nachts durch Petroleumlampen erleuchtet und durch die häufigen Regengüsse und die Aasgeier reingehalten, die Hauptstraße ist sogar zum Teil gepflastert und wird im Osten durch die Kathedrale, ein zwar großes, aber stilloses, grellweiß angestrichenes, steinernes Gebäude begrenzt. Von einiger Entfernung aus gesehen, bietet die auf sanft ansteigendem Grunde gebaute Stadt einen ganz hübschen Anblick und erscheint weit bedeutender, als sie der Zahl ihrer Einwohner nach wirklich ist, da jedes Haus in einem mit Bäumen, Sträuchern und sehr viel Unkraut erfüllten Garten liegt. Im Jahre 1853 sagte mir der Präsident der Provinz, die Stadt habe eine Bevölkerung von 3600 freien Einwohnern und 250 Negersklaven, während der amerikanische Kapitän Selfridge dieselbe im Jahre 1878

auf etwas über 3000 schätzte. Wenn die letztere Angabe, was ich übrigens bezweifle, richtig wäre, dann hätte die Einwohnerzahl abgenommen, wofür ich, da das Klima hier sowohl wie im größten Teile des Amazonenthales ziemlich gesund ist, keinen Grund anzugeben wüßte.

Die Flußarme, welche man auf hölzernen Brücken passiert, dienen als Docks für die Handelsflotte der Stadt: große, mit Palmblättern gedeckte Kanoes oder blau, gelb oder grün angestrichene Goeletten, die sämtlich den Namen von Heiligen führen und hier Ladungen einnehmen oder ausladen. Die meisten Häuser von Manaos sind einstöckig, von Holz und Adobes gebaut, weiß angestrichen und mit roten Ziegeln gedeckt. Die Fußböden sind der Wärme des Klimas wegen gleichfalls mit Ziegeln belegt, die Zimmer sind geräumig, luftig und fast ganz ohne Möbel; in jedem Zimmer sind mehrere Haken an den Wänden angebracht, um das Hauptmöbel des Landes, die Hängematte, daran zu befestigen. Moskito-Netze sind glücklicherweise hier ziemlich überflüssig, da wenig Moskitos vorhanden sind — im Amazonenthale hat man nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Insekten das schwarze Wasser vermeiden, während sie am Hauptstrome und an allen Nebenflüssen eine fürchterliche Plage sind.

Manaos hat verschiedene Läden, in denen alles Mögliche, Salzfische und Farinha, europäische Kurz- und Ellenwaren, Luxusartikel, Schnaps und portugiesischer Wein zu haben ist. Sein Hauptstolz ist aber eine Kneipe mit einem Billardzimmer, wo sich die „jeunesse dorée“ von Manaos zu versammeln pflegt. Es giebt weder Theater noch Konzerte noch Bibliotheken, nichts der Art; so wenig verwöhnt sind die guten Leute, daß sie der amerikanischen Expedition unter Kapitän Selfridge noch im Jahre 1878 — wie sie es vor 25 Jahren schon mir gethan hatten — von den Wundern einer amerikanischen Kunstreitergesellschaft erzählten, die im Jahre 1850 die Reise von Lima über die Andes und den Huallaga-Fluß nach dem Amazonenstrom und Pará gemacht hatte. Seit jener Zeit haben die biederen Bürger von Manaos nichts Ähnliches mehr gesehen. Aber sie amüsieren sich doch, vielleicht mehr als die blasierten Bewohner unserer europäischen Hauptstädte. Die Leute sind nämlich — wie überhaupt die portugiesischen und spanischen Kreolen — ungemein gastfrei. Jeden Abend finden abwechselnd bei verschiedenen Familien „Tertulias“ statt, wo freilich nicht Trüffelpastete und Champagner, sondern nur Thee und Maniokkuchen und allenfalls etwas Rum oder Wein herumgereicht wird. Nach dem Thee kommt der Tanz; hier tanzt ein strammer Neger mit einer gelben Kreolin, dort ein dürrer Brasilianer mit einer runden Tapuya-Indianerin. Die Aristokratie der Haut kennt man im Thale des Amazonas nicht; dort werden sich bald die drei Hauptrassen, die weiße, schwarze und die amerikanische, in eine einzige rostbraune vermischt haben.

Doch ein solcher Ball verdient eine nähere Beschreibung. Nachdem

die Mahlzeit vorüber und die Tische fortgeschafft sind, wird die Musik, bestehend aus einer Guitarre, einer Geige und allenfalls einer Flöte, hereingerufen und der Ball eröffnet. Anfangs sind die Schönen, wenn Fremde zugegen sind, etwas scheu; bald aber werden sie wärmer und fangen lustiger zu tanzen an. Insgesamt sind sie in Calico- und Musselinröcke gekleidet, mit losen weißen Baumwollleibchen und tragen um den Hals eine Art Spitzen, die sie selbst mitunter ganz fein und kunstvoll verfertigen. Vielfach haben die Mädchen ihr Haar mit Jasmin und Rosen durchflochten und diese mit ihren runden Kämmen befestigt; andere tragen goldene Perlen und Ohrringe. Einzelne der indianischen Tänze, die hier getanzt werden, sind ganz hübsch; bemerkenswert ist dabei, daß der Mann mit allen Bewegungen vorangeht, während das Mädchen die Sittsame und Zurückgezogene spielt, indem ihre Bewegungen sehr matt sind. Ihr Tänzer wirft sich ihr zu Füßen, entlockt ihr aber weder ein Lächeln noch einen sonstigen Gefühlsausdruck; er bückt sich und thut, als ob er fische, indem er Bewegungen macht, als wolle er sie mit einer Angelschnur an sich ziehen; er tanzt um sie herum, schnalzt mit seinen Fingern, als ob er auf den Castagnetten spiele, und umschlingt sie halb mit seinen Armen; alles umsonst, sie bleibt zurückhaltend und kalt. Bisweilen umfassen sie sich und tanzen eine Art Walzer; doch kommt das nur hin und wieder und für einen Augenblick vor. Wie verschieden sind doch diese Indianertänze von denen der Neger in Peru oder auf den Antillen! Bei diesen giebt hauptsächlich die Tänzerin den Ton an und oft tragen sie nichts weniger als einen anständigen Charakter.

Ein Hauptvergnügen der Bewohner von Manaos ist das Bad, das täglich in einem klaren See, der eine halbe Stunde von der Stadt entfernt durch eine Erweiterung des Flußarmes gebildet wird, genommen wird. Von prachtvoll tropischem Walde ist dieser See eingefaßt, wo riesige Bäume sich aus einem Gewirre von Buschwerk und Schlingpflanzen erheben, die teils die Bäume umhüllen, teils in Blumengewinden von ihnen herabfallen. Kaum ist der Fluß wieder aus dem See getreten, so verengt er sich in einen schmalen, von Bäumen und Schlingpflanzen ganz umwölbten Bach, der sich bald in mehrere Arme teilt, sich dann wieder in einen etwa 10 m breiten lärmenden Fluß vereinigt und über eine 2 m hohe Felswand in ein dunkles ruhiges Becken hinabstürzt. Diese vielfach gekrümmten schmalen Igarapés (buchstäblich: Bootpfade) oder Flußarme, deren grüne Waldwände die Kanoefahrten in diesem Lande so reizend machen — wenn nur nicht hin und wieder ein riesiger Alligator seinen Kopf über dem Wasser zeigte —, sind wirklich charakteristisch für diese wunderbare Gegend; die von den niederen Ästen der Bäume herabhängenden verwelkten Grasfetzen zeigen die Höhe des letzten Hochwassers an — sechs und mehr Meter über dem mittlern Wasserspiegel. Alles was

man über die Wassermassen und die Ausdehnung des Amazonas und seiner Nebenflüsse hört und liest, gibt keine Idee von seiner Unermeßlichkeit. Sein Wasserlabyrinth ist nicht sowohl ein Netzwerk von Flüssen, als vielmehr — d. h. zur Zeit der Hochwasser — ein von Land durchschnittener und abgeteilter Ocean süßen Wassers, indem das Land oft nichts mehr ist als ein Archipelagus von Inseln in der Mitte desselben.

In der Nähe von Manaos, auf der westlichen Seite des Rio Negro, liegt der Hyannary-See, an dessen Ufer sich ein Dorf christlicher Indianer befindet. Dieses hübsche indianische Dorf läßt sich auf den ersten Blick kaum als ein solches erkennen, denn es besteht aus einer Anzahl durch den Wald zerstreuter Sitios (Häuser mit Palmstrohdächern); vom Landungsplatz aus ist nur ein Sitio zu sehen. Dieser liegt auf einem vom See-Ufer sanft ansteigenden Hügel und ist ein Lehmhaus, dessen rohes Fachwerk mit Lehm ausgefüllt und übertüncht ist und das zwei Zimmer enthält, wenn man derartige Räume Zimmer nennen kann; außerdem sind noch mehrere große, mit Palmstrohdächern versehene Hütten vorhanden. Das Wort Hütte gibt indes keinen ganz richtigen Begriff von dieser Art Bau, die in den Niederlassungen christlicher Indianer hierzulande allgemein ist und auch bei den Weißen vorkommt. Der umschlossene Raum ist gewöhnlich groß, das abhängige Dach ist sehr hoch, Wände sind gewöhnlich gar keine vorhanden. Eigentlich sind diese Gebäude offene Veranden. Einer dieser Räume wird für die verschiedenen Verfahrungsarten benützt, durch welche die Mandioca-Wurzel in Farinha, Tapioca oder in Tucupi (Masato), eine Art berauschenden Getränkes, umgewandelt wird. Er ist mit großen Thonöfen versehen, über denen sich mächtige, flache Kupferpfannen befinden zum Trocknen der Farinha; man sieht Tröge zum Kneten des Teiges, lange Strohröhren zum Auspressen des giftigen Saftes und Siebe zum Ausdrücken der Tapioca. Dieser Mandioca-Raum ist ein wichtiger Teil jedes indianischen Sitio; denn die Eingeborenen hängen nicht nur in bedeutendem Grade von dem aus dieser Wurzel für ihre eigene Nahrung verfertigten Mehle ab, sondern dieses bildet auch einen wesentlichen Handelsartikel am Amazonenstrome. Ein anderer dieser offenen Räume ist eine Küche, während ein dritter an Festtagen und gelegentlich an Sonntagen als Kapelle gebraucht wird. Er unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß das obere Ende mit einer hübschen Mauer, die ein Strohdach trägt, umschlossen ist; an dieser Mauer steht, wenn erforderlich, der Altartisch mit Kerzen und rohen Bildern der Mutter Gottes und verschiedener Heiligen.

Gruppen von Bäumen erheben sich unmittelbar aus dem See, ihre Wurzeln sind unter der Oberfläche verborgen, während zahlreiche geschwärzte oder verfaulte Stämme in allen Arten malerischer und phantastischer Formen aus dem Wasser hervorragen. Bisweilen haben die Bäume aus ihren

Zweigen jene eigentümlichen Luftwurzeln niedergetrieben, die hier so gewöhnlich sind, und scheinen auf Stelzen zu stehen. Hier und da kann man, wenn man dem Ufer entlang wandert, einen flüchtigen Blick in den Wald werfen, mit seiner Draperie von Lianen und verschiedenen Schlingreben, seinen parasitischen Sipos, die sich eng um die Stämme schlingen oder sich wie loses Tauwerk von Ast zu Ast schwingen. Gewöhnlich aber ist der Rand des Sees ein sanft abhängiges Ufer, das sich nach der Regenzeit mit dem lebhaftesten Grün bedeckt. Da und dort erhebt eine Palme ihren Gipfel über den Saum des Waldes, besonders die leichte, anmutige Assai-Palme mit ihrem hohen, schlanken, glatten Stamme und ihrer von jedem Winde hin und her bewegten Krone federartiger Blätter.

Meist stehen die Sitios am Flußufer, steinwurfsweit vom Gestade, der Bequemlichkeit des Fischens, Badens u. dergl. halber. Hier aber befinden sich die meisten im Walde, durch den gut unterhaltene, malerische Fußwege führen. Einer der Sitios steht auf dem Gipfel eines Hügels, welcher auf der andern Seite sich in eine weite und tiefe Schlucht hinabsenkt. Durch diese Schlucht fließt ein Flußarm oder Igarapé, jenseits dessen sich das Land wieder in einer wellenförmigen Linie hügeligen Grundes erhebt, höchst wohlthuend für das Auge nach dem flachen Charakter der Landschaft am obern Amazonenstrome. Der Umstand, daß dieser Sitio, der jetzt auf einem das Thal und den Fluß überschauenden Hügel steht, das Wasser beinahe an seinem Fuße haben wird, wenn der Igarapé bei Hochwasser angeschwollen ist, giebt einen Begriff von dem Wechsel des Anblicks in der trockenen und der nassen Jahreszeit. Das ansehnlichste der Gebäude hier war ein großer, offener Raum, der als Empfangszimmer dient, wenn, wie es häufig zu geschehen pflegt, die „Brancos“ (Weißen) von Manaos in größeren Gesellschaften hierher kommen und Tanzvergnügen veranstalten.

Das Leben des indianischen Weibes scheint beneidenswert im Vergleich mit dem der brasilianischen Dame in den Städten am Amazonenstrome. Die erstere hat ein gesundes Leben in offener, freier Luft; sie hat ihr Kanoe auf dem See oder Fluß und ihre Pfade durch den Wald, mit vollkommener Freiheit, zu kommen und zu gehen; sie hat ihre bestimmten täglichen Beschäftigungen, indem sie sich nicht nur emsig mit der Sorge für ihr Haus und ihre Kinder befaßt, sondern Farinha oder Tapioca bereitet oder Tabak trocknet und rollt, während die Männer dem Fischfange oder der Schildkrötenjagd nachgehen; sie hat endlich ihre häufigen Festtage, um für ihr Arbeitsleben neue Kräfte zu sammeln. Dagegen kann man sich unmöglich etwas Traurigeres und Eintönigeres denken, als das Leben der brasilianischen Senhora in irgend einer der kleineren Städte am Amazonenstrome. Hier herrscht noch die alte portugiesische Gewohnheit, die Frauen wie in einem Nonnenkloster eines strengen beschaulichen Ordens

abzuschließen, ohne ihnen durch das Element religiöser Begeisterung einen Ersatz dafür zu geben. Manche brasilianische Dame bringt Tag um Tag hin, ohne auch nur einen Blick über ihre vier Mauern zu werfen, indem sie sich kaum an der Thüre oder dem Fenster zeigt; denn sie ist stets, wofern sie nicht Besuch erwartet, in nachlässigem, nicht immer reinlichem Hauskleide.

Obgleich die in der Nähe der Städte lebenden Tapuyos — wie hier die christlichen Indianer genannt werden — zu viel von den Sitten civilisierter Menschen gesehen haben, um den Gebrauch eines Messers und einer Gabel nicht zu kennen, so wird doch kein Tapuyo, wenn er es vermeiden kann, mit einem dieser Tischgeräte essen. Ja, es giebt sonderbarerweise in den Niederlassungen am obern Amazonenstrome selbst viele Weiße, welche die Gewohnheiten der Indianer angenommen haben. Dort kommt es vor, daß weiße Senhoras, obgleich sie ihre Gäste mit feinem Tafelgeschirr bedienen, selbst bei Tische nur die Werkzeuge gebrauchen, mit denen die Natur sie ausgestattet hat.

In der Nähe von Manaos lebt auch ein noch ziemlich wilder Indianerstamm, die Mura, die sich durch Jagd und Fischfang ernähren. Einige kommen zuweilen in die Stadt, um durch kleine Dienstleistungen etwas zu verdienen, oder ihre Kinder taufen zu lassen, wobei es ihnen aber nur um ein Patengeschenk, eine Flasche Branntwein für den Vater und ein paar Ellen Calico für die Mutter zu thun ist. Die natürliche Intelligenz dieser Wilden wird augenscheinlich, wenn man ihnen Zeichnungen zeigt, wobei ihre Vertrautheit mit den Naturgegenständen um sie her — mit Pflanzen, Vögeln, Insekten und Fischen — an den Tag tritt. Als Agassiz sich hier aufhielt, stellten sie oft die Bitte an ihn, die Zeichnungen von Tieren sehen zu dürfen, und begingen, wenn man einen Haufen von mehreren Hundert kolorierten Fischzeichnungen untereinander warf, kaum einen Irrtum; selbst die Kinder nannten augenblicklich den Namen und fügten oft bei: „Dies ist das Junge von diesem oder jenem", indem sie so die jungen von den ausgewachsenen Fischen unterschieden und die Verwandtschaft andeuteten.

Der Rio Negro ist 200 Stunden weit für die größten Schiffe fahrbar, bis zur Mündung des Rio Maraya, wo die Stromschnellen beginnen, die übrigens ein gut gebauter, nicht tief gehender Dampfer überwinden kann. Auch andere Schiffe, die zwar stromaufwärts die Stromschnellen nicht passieren können, gehen dieselben mit großer Leichtigkeit hinunter. Die meisten Segelschiffe, die auf dem Rio Negro und Orinoco fahren, sind in San Carlos, einem am Rio Negro oberhalb der Stromschnellen gelegenen venezuelischen Grenzposten, gebaut; darunter sind ganz gut gebaute Schiffe von 2—3000 Zentner Tragfähigkeit. Sie gehen auch häufig den Casiquiare hinauf und den Orinoco bis Angostura hinunter,

wobei sie die beiden Stromschnellen von Atures und Maypures zu passieren haben, dort wo der Orinoco seinen westlichen Lauf verläßt und sich plötzlich gegen Norden wendet. Die Entfernung von Manaos bis zur Mündung des Casiquiare beträgt mehr als 300 Stunden, die ein guter Dampfer stromaufwärts in acht Tagen zurücklegen kann. Den Casiquiare, dessen Länge beinahe 100 Stunden beträgt, kann er in zwei Tagen befahren, und von da, wo der Casiquiare sich vom Orinoco trennt, bis Angostura, über 350 Stunden, braucht er stromabwärts fünf Tage, von Angostura bis zum Meere (über 100 Stunden) zwei Tage. Die ganze Entfernung von Manaos bis zum Karibischen Meere beträgt demnach auf dem Wasserwege über 850 Stunden (3100 km), die ein Dampfer in 17 Tagen leicht zurücklegen kann. Noch eine andere und zwar fast 100 Stunden kürzere Verbindung existiert zwischen dem Rio Negro und dem Orinoco. Man fährt den Rio Negro noch über San Carlos hinauf, dann in den schiffbaren Rio Pimichim, der an einer Stelle nur 3 Stunden von dem gleichfalls schiffbaren Atabapo, einem Nebenflusse des Orinoco, entfernt ist. Sehr leicht könnten die beiden Flüsse durch einen schiffbaren Kanal verbunden werden, während man jetzt die Kanoes über Land tragen muß. Der Rio Negro soll auch bei hohem Wasserstande mit dem von Crevaux erforschten Japurá in Verbindung stehen; doch sind die beiderseitigen Nebenflüsse noch nicht genügend bekannt. Zwischen diesen Flüssen ist das sogen. Puriri-Land, welches bei hohem Wasser oft monatelang ganz überflutet ist und wo die beste Sarsaparille und die meisten Pará-Nüsse gefunden werden. Der Baum, welcher diese beliebten Nüsse liefert, eine Bertholletia, hat höchstens 1 m im Durchmesser, ist aber sehr hoch. Die Nüsse stecken zu je ungefähr zwanzig in einer sehr harten runden Schale von etwa 15 cm Durchmesser. Das Sammeln dieser Nüsse ist nicht ungefährlich, denn eine solche Kanonenkugel kann den Sammler leicht töten, wenn sie ihm auf den Kopf fällt. In diesem Sumpflande lebt ein armseliger Indianerstamm, die Magu, die nicht einmal Hütten besitzen und beständig umherwandern. Sie haben auch keine Kanoes, klettern aber sehr gewandt und sollen, wenn das Land überschwemmt ist, in den Wäldern von Baum zu Baum springen, die Männer mit ihren Waffen und die Weiber mit ihren Kindern beladen.

Der bedeutendste Nebenfluß des Rio Negro ist der Rio Branco, der für die größten Schiffe über 140 Stunden weit bis zu den Stromschnellen schiffbar ist; auch diese können indes von gut gebauten kleinen Dampfern überwunden werden. Unterhalb der Fälle ist das Land dicht bewaldet, oberhalb sind offene Savannen, wo große Herden von Rindvieh weiden. Fast alles Rindfleisch, das man in Manaos konsumiert, kommt vom Rio Branco, wo es sehr billig sein muß, da ich in Manaos damals das Pfund mit zwanzig Pfennigen bezahlte. Der Branco ist wieder vom

Essequibo-Gebiet nur durch eine Tragestelle von zwei Stunden getrennt, so daß man dereinst auch mit Dampfern von Manaos nach Georgetown in Britisch-Guyana wird fahren können. Am untern Branco herrschen indes böse Wechselfieber, während der obere Fluß und der Rio Negro davon frei sind.

Überhaupt existiert sonst nirgends in der Welt eine so großartige Kommunikation, wie sie im Amazonengebiete durch Flüsse und natürliche Kanäle geboten wird. Hier sehen wir fast einen ganzen Kontinent in viele Inseln geteilt, da die meisten größeren Ströme miteinander in Verbindung stehen. Die fruchtbaren Ufer der Flüsse bringen fast alle Lebensmittel und Rohstoffe, die der Mensch zu seinem Unterhalte bedarf, hervor, und zwar in größerer Menge, als die gegenwärtige Bevölkerung zu verbrauchen imstande ist. Das Becken des Amazonenstromes ist das größte zusammenhängende Tiefland der Erde. Indem das Flußgebiet desselben noch in die Anden und das Brasilianische Bergland eingreift, nimmt es eine Fläche von 130 000 □Meilen ein, ein Gebiet wie es keinem andern Strome der Welt auch nur entfernt zukommt, ja welches doppelt so groß ist als das des Mississipi und des Nil. In diesem ungeheuern Raume haben wir durch den Amazonenstrom und seine Nebenflüsse eine Flußschiffahrt für große Schiffe von wenigstens 1400 geographischen Meilen, wobei ich die zahlreichen kleineren schiffbaren Zuflüsse des Hauptflusses und seiner Nebenströme nicht mitrechne; diese würden wohl auch noch 700 Meilen ergeben. Ebensowenig ist in jener Zahl auf der einen Seite der Orinoco mit seinen Nebenströmen, auf der andern Seite der La Plata mit seinen Zuflüssen einbegriffen. Von ersterem habe ich bereits gesprochen; bei letzterem wäre nur ein Kanal von etwas über acht Stunden Länge nötig, um ihn mit dem Amazonenstrome in schiffbare Verbindung zu bringen, und zwar wäre dies durch drei riesige Nebenströme des Amazonas möglich, durch den Tapajoz, den Xingu und den Tocantins. Der Tapajoz ist bis Itaituba, also ungefähr 90 Stunden weit, für große Dampfer schiffbar. Dann folgt eine Reihe von Stromschnellen, die aber, lange nicht so schlimm, wie die des Madeira, durch Sprengung zu beseitigen wären, so daß kleinere Dampfer den Arinos, der den Oberlauf des Tapajoz bildet, hinaufgehen und einen Punkt erreichen könnten, der von dem dort schon schiffbaren Cuyabá-Flusse (oberhalb der Stadt Cuyabá), einem Nebenstrome des Paraguay, nur acht Stunden entfernt ist. Auch scheint diese Strecke über ziemlich ebenes Land zu gehen, da sie für Ochsenwagen passierbar ist. Diese Hochebene, welche die Gewässer des Amazonas von denen des Paraguay trennt, ist die Gold- und Diamantenregion Brasiliens; die Stadt Diamantino liegt in geringer Entfernung sowohl vom Arinos, als auch vom Paraguay und Cuyabá. Die ganze Strecke vom Anfange der Schiffahrt des Arinos bis zur

Mündung des Tapajoz in den Amazonenstrom beträgt 243 geographische Meilen.

Auch der Lauf des Xingu wird schon nahe an der Mündung (34 Stunden) durch Stromschnellen, die aber nach glaubwürdigen Berichten nicht gefährlich sind, unterbrochen. Die schlimmen, menschenfressenden Indianer, die an den Ufern des Xingu wohnen, sind die Ursache, daß sich bisher keine Händler den Fluß herauf gewagt haben.

Was endlich den Tocantins betrifft, so teilt sich dieser ungefähr 170 Stunden oberhalb seiner Mündung in zwei Hauptzweige, den eigentlichen Tocantins und den Araguay, welch letzterer der bedeutendere ist. Der Tocantins selbst ist seiner vielen Wasserfälle und Stromschnellen halber für die Schiffahrt nicht zu brauchen, während der Araguay bis ganz hinauf mit wenig Mühe schiffbar gemacht werden kann; die Entfernung von dem obern Ende der schiffbaren Strecke bis zum Taquari, der sich in den Paraguay ergießt, ist nur gering, und zur Regenzeit kann man, einem Nebenflusse des Araguay, dem Rio Claro, folgend, bis ganz in die Nähe von Goyaz kommen.

Schon Humboldt hatte die Wichtigkeit dieser Flußverbindungen für den Welthandel eingesehen. „Der Weizen von Neu-Granada,“ sagt er, „wird dann nach den Ufern des Rio Negro gebracht werden; von den Quellen des Napo und Ucayali, von den Anden Quitos und Oberperus werden Boote nach der Mündung des Orinoco, eine Entfernung wie die von Marseille nach Timbuktu, herabgehen. Ein Land, neunmal größer als Spanien und reich an den verschiedenartigsten Produkten, kann nach allen Richtungen befahren werden, dank dem natürlichen Kanal des Cassiquiare und der Zweiteilung der Flüsse.“ Zur Zeit, als Humboldt seine Reisen in Südamerika machte, kannte man noch nicht die Verbindungen zwischen dem Amazonenstrome und dem Paraguay. Wenn man ferner bedenkt, daß in den Quellgebieten der Nebenflüsse Hochländer mit dem herrlichsten Klima anzutreffen sind, und daß sogar ein Teil der Ebenen des Amazonengebietes ein wenn auch nicht für europäische Ackerbauer, doch für europäische Pflanzer zuträgliches Klima besitzt, welche allerdings Kulis, Neger oder Indianer als Feldarbeiter verwenden müßten, so wird man zugeben müssen, daß die Besiedelung des Amazonenthales für Europa und dessen Handel von der größten Wichtigkeit werden dürfte.

In Manaos wurden unsere guten Tieuna-Indianer ausgelohnt und verabschiedet, um sich auf einem stromaufwärts gehenden Boote eines brasilianischen Händlers wieder als Ruderer zu verdingen und so, reich an Äxten, Messern, Tocuyo, Angeln u. dergl., in ihre Heimat zurückzukehren; wir aber bestiegen den Dampfer, um unsere Reise nach Pará fortzusetzen. Die Dampfer der Amazonas-Dampfschiffahrts-Gesellschaft haben 500—600 Tonnen Tragfähigkeit mit Maschinen von 200 Pferdekräften und sind gut

ausgestattet; das Hinterdeck ist durch ein festes Dach gegen Sonne und Regen geschützt und bietet den Passagieren einen angenehmen Aufenthalt. Dort werden die Mahlzeiten eingenommen, und abends die Hängematten, welche natürlich jedermann den heißen Betten in den Kajüten unten vorzieht, um die dünnen, eisernen Säulen geschlungen, welche das Dach tragen. Die Fahrt bis zur Mündung des Madeira ist ebenso langweilig wie die weiter oben; die Landschaft trägt jenen Charakter der Einförmigkeit, welcher den großen Flußthälern, deren Ufer auf Hunderte von Meilen aus Alluvium bestehen, eigentümlich ist. Die Vegetation hat, da im allgemeinen die Ufer jedes Jahr überschwemmt werden, nur selten die gewaltigen Formen des Urwaldes aufzuweisen, obgleich sich hie und da der dicke Stamm einer Bombacee über die schlanken, weißrindigen Cecropias erhebt.

Wäre der Madeira bis nach Bolivia hin schiffbar, so könnten die Erzeugnisse der bolivianischen Wälder, Pflanzungen und Bergwerke auf Dampfern nach dem Atlantischen Ocean und den großen Weltmärkten gebracht werden. Aber der Weg ist nicht offen, gegen 370 km des Flusses sind durch die Granitfelsen der Madeira-Fälle unfahrbar gemacht, welche, 19 an der Zahl, die Schiffahrt unterbrechen. Einige von diesen scheinen beim ersten Anblicke ganz ungefährlich zu sein, nur die Unruhe und das Kräuseln der Wogen deutet auf Gefahr von unten; andere aber sind lärmende und schäumende Strudel, zwischen siedenden Wirbeln glatte Felsblöcke zeigend, während wieder andere über Felsblöcke und Klippen stürzend, dieselben in einen Staubregen hüllen. Diese Reihenfolge von Stromschnellen und Wasserfällen geht meist durch dichte, tropische Urwälder in einer Länge von mehr als drei Breitegraden, bis die großen Ebenen erreicht sind, durch die der Madeira an hundert geographische Meilen weit in ruhigem Laufe majestätisch dahinfließt, um dann seine Gewässer mit den trüben Wogen des Amazonas zu verbinden.

Im Jahre 1878 schickte die Regierung der Vereinigten Staaten, einem Gesuche der damals gegründeten und später verunglückten Madeira-Eisenbahngesellschaft Folge gebend, den Dampfer „Enterprise“, Kapitän Selfridge, nach dem Amazonenstrome, um diesen Fluß bis zur Mündung des Madeira und letztern bis zu seinen Wasserfällen aufzunehmen. Mit der Untersuchung des Madeira flußaufwärts sollte begonnen werden, und in zehn Tagen hatte der Dampfer die Reise von Pará bis zu den ersten Stromschnellen des Madeira, genannt die „Orna-Fälle“, gemacht. Weiter hinauf wollte der Lotse das Schiff nicht führen, da nur wenige Fuß Wasser die Felsen bedecken sollten, was sich indes als ein Irrtum herausstellte, wie denn überhaupt die gefürchteten Orna-Fälle der Schiffahrt fast gar kein Hindernis darbieten. Wie Kapitän Selfridge fand, besteht die Gefahr mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit, indem zwischen den Felsen hier ein hinlänglich breiter Kanal mit fast 13 m Wasser existiert, den selbst

die größten Schiffe passieren können. Sogar Ende Juli wurden in diesem Kanale noch über 9 m Wasser gefunden; von da an bis Ende Oktober, der Zeit des tiefsten Wasserstandes, fällt der Fluß noch 5 m. Der höchste Wasserstand im Amazonas und Madeira ist Anfang Mai; von da an fällt er beständig bis Ende Oktober, wo die Regenzeit eingetreten ist und ihren Einfluß auf den Wasserstand der Flüsse auszuüben beginnt. Aber zu allen Jahreszeiten sind der Amazonas und untere Madeira für große Seedampfer schiffbar; die auf beiden Flüssen vorkommenden gefährlichen Stellen sind durch die amerikanische Expedition auf das genaueste bestimmt worden.

Aber schon vorher, im Jahre 1867, hatte die brasilianische Regierung zwei deutsche Ingenieure, die Herren Keller-Leuzinger, Vater und Sohn, beauftragt, eine Reise nach dem Madeira zum Zwecke einer hydrographischen Untersuchung desselben zu unternehmen, und von ihnen wurden die Resultate ihrer Exploration, ihre Beobachtungen über die Bewohner, die Vegetation, die Produkte jener Gegenden in einem vorzüglich geschriebenen und mit schönen Illustrationen versehenen Werke („Vom Amazonas und Madeira", Stuttgart, bei A. Kröner, 1874) niedergelegt.

Die einzige Ortschaft, welche am ganzen Madeira angetroffen wird, ist Borba, ein Dutzend armseliger Hütten mit einer ebenso armseligen Kapelle. In der Nähe befinden sich Kakao-Pflanzungen, und zu meiner Zeit ward dort ein ziemlich guter Tabak produziert, dessen Anbau jetzt ganz aufgehört zu haben scheint. Denn heutzutage widmet sich dort alles der Kautschuk-Industrie und hat keine Zeit, sich mit dem Anbau von viel Arbeit kostenden Pflanzen, wie z. B. Tabak, abzugeben. Bei Borba erscheinen am Flusse die ersten hochstämmigen Siphonias oder Seringas, wie die Kautschukbäume hier genannt werden. Dieser wertvolle Baum ist am Amazonas und untern Madeira infolge unausgesetzter rücksichtsloser Ausbeutung schon großenteils ausgerottet — wie es hierzulande mit allem geht: in Peru und Bolivia mit den Cinchonen und in den früheren Jesuitenmissionen am Mamoré mit den Rindviehherden. Auch einzelne Hütten der Kautschuksammler (Seringueiros) treten nun auf: niedere Palmblattdächer, unter deren einem Ende sich ein aus Palmlatten konstruierter Fußboden etwa 2 m über der Erde befindet, unter dem bei Überschwemmungen das Wasser des Flusses dahinfließt. Den Hintergrund der oft malerisch gelegenen Behausungen bildet meist das dunkle, glänzende Laub der Siphonia, von dem sich die schlanken, silberfarbenen Stämme scharf abheben.

Von der Hütte führen schmale Pfade durch das dichte Unterholz zu den einzelnen Siphonias; sowie die trockene Jahreszeit es erlaubt, begiebt sich der Arbeiter mit einem Beile bewaffnet in den Wald, um kleine Löcher in die Rinde oder vielmehr in den Splint der Gummibäume zu schlagen, aus welchen alsbald über eine auf den Stamm geklebte Ausguß-

mündung aus Thonerde der milchweiße Saft in ein darunter gebundenes Stück Bambusrohr zu fließen beginnt. So geht er von Baum zu Baum, bis er endlich auf dem Rückwege die Bambusröhren in eine große Kalebasse entleert; der Inhalt derselben wird dann zu Hause wieder in eine jener großen Schildkrötenschalen gegossen, die im ganzen Amazonenthale als Becken für alle möglichen Zwecke gebraucht werden und das unentbehrlichste Hausgeräte einer Tapuyo-Familie sind.

Darauf schreitet der Arbeiter ohne weitern Verzug zu dem eigentümlichen Räucherungsprozesse. Derselbe besteht nach Keller darin, die Milch dem Rauch von den Nüssen zweier Palmarten (Attaleas) auszusetzen, welcher merkwürdigerweise allein die Eigenschaft besitzt, den Saft augenblicklich gerinnen zu machen. Ein irdener Topf ohne Boden, mit flaschenförmig verengtem Halse, wird über einen in Glut befindlichen Haufen trockener Nüsse gestülpt, so daß der weiße Qualm der engen Öffnung in dichten Wolken entquillt. Der danebensitzende Arbeiter gießt nun mit einer kleinen Kalebasse eine geringe Quantität der weißen, wie fette Kuhmilch aussehenden Flüssigkeit über eine Art leichter Holzschaufel, auf der er sie durch geschicktes Drehen und Wenden so gleichmäßig als möglich zu verteilen sucht. Schnell fährt er damit in den weißen Qualm über der Mündung des Topfes, dreht einige Male hin und her, und alsbald sieht man die Milch eine mehr graugelbe Farbe annehmen und fest werden. So bringt er Lage auf Lage, bis zuletzt die Kautschukschichte auf jeder Seite der Schaufel 2—3 cm beträgt und die „Plancha" (Platte) fertig ist. Sie wird alsdann auf einer Seite aufgeschnitten, von der Schaufel abgenommen und zum Trocknen an die Sonne gehängt. Die Farbe der Plancha wird nach und nach gelblich und geht zuletzt in das bekannte Braun des Kautschuk über, wie er im Handel vorkommt.

Ein guter Arbeiter kann auf diese Weise in einer Stunde 2—3 kg festen Kautschuk liefern. Je dichter und blasenfreier die ganze Masse, um so besser die Qualität derselben und um so höher der Preis. Um sich der Qualität zu versichern, wird in Pará jede Plancha noch einmal quer durchschnitten, wobei nicht nur die Blasenräume zutage treten, sondern auch eine etwaige Verfälschung mit der Milch der Mangaiba, jener schönen Pflanze mit glänzenden, dicken Blättern, welche man in Europa jetzt so häufig als Zimmerschmuck unter dem unrichtigen Namen Gummi- oder Kautschukbaum antrifft. Aus der Milch der Mangaiba läßt sich zwar auch eine Art Kautschuk herstellen, doch besitzt er nur wenig Elastizität und Festigkeit und hat im Handel keinen Wert.

Vom Madeira, Purus und anderen Zuflüssen des obern Amazonas, überhaupt aus der Provinz Amazonas werden jetzt jährlich schon an 25 000 Centner Kautschuk im Werte von mehr als 2 Millionen Milreis oder 4 Millionen Mark exportiert, wovon freilich ein großer Teil für den

teuren Flußtransport wieder abgeht, indem die Dampferfracht allein von Manaos bis Pará 3 Mark pro Centner beträgt. Am wenigsten erhält der Seringueiro, der meist bei den Händlern tief in Schulden steckt und sich die Preise, die diese Biedermänner ihm geben wollen, gefallen lassen muß. Gewöhnlich werden die armen Leute gezwungen, die Frucht ihrer Arbeit zum halben Preise zu verkaufen und sich mit 14 Milreis per Arroba (die brasilianische Arroba wiegt 16 kg, die spanische nur $12^1/_2$ kg) zu begnügen, während in Pará für dasselbe Quantum 36 Milreis bezahlt werden. Da nun außerdem dieser geringe Preis nicht in Geld, sondern in Waren und Lebensmitteln ausgezahlt wird, welche zum doppelten und dreifachen Werte angerechnet werden, so kommt es, daß der Seringueiro, trotzdem er sozusagen eine Goldmine bearbeitet, am Ende des Jahres oft mehr schuldet, als er bezahlen kann, und sich aus diesem Leibeigenschaftsverhältnis nicht mehr zu befreien vermag. Dies trägt ohne Zweifel dazu bei, diese Menschen, meistens Mestizen oder Mulatten, noch leichtsinniger zu machen, als sie von Natur schon sind; man sieht sie oft Dinge, welche für sie vollständig nutzlos sind, wie große Reitstiefel — in einer Urwaldgegend, wo an Reiten nicht zu denken ist —, seidene Sonnenschirme für ihre braunen Schönen, Taschenuhren, die sie nicht zu gebrauchen verstehen, u. dergl. aus dem verführerisch ausgelegten Kram des Wucherers auswählen, woran sie dann jahrelang abzuzahlen haben.

Dort wo im Madeira die ersten Stromschnellen, die aber der Schiffahrt noch nicht gefährlich sind, beginnen, treten auch natürliche Savannen, deren Inneres noch unerforscht ist, die jedoch höchst wahrscheinlich mit den großen Savannen des östlichen Bolivien zusammenhängen, an das linke Flußufer heran. Vor einiger Zeit brachte ein Brasilianer dorthin aus Bolivia in Barken mit ungeheuren Schwierigkeiten eine kleine Rindviehherde den Madeira herunter. Diese soll hier außerordentlich gedeihen und dürfte dereinst für die Bewohner des obern Amazonas und untern Madeira, die jetzt nur von Fischen, Schildkröten, Farinha und Bananen leben, von Bedeutung werden. Denn nur auf der Insel Marajo am Ausflusse des Amazonas und in der Nähe von Obydos ward bisher Rindviehzucht getrieben.

Eine Gefahr für die Ansiedler des untern Madeira sind, jedoch nur an wenigen Stellen, die Fieber, die gerade dort, wo man sie am wenigsten vermuten sollte, innerhalb der Stromschnellen, wo also das Land schon höher wird, hin und wieder vorkommen. Man nimmt im allgemeinen an, daß Flüsse mit dunklem Wasser Malaria erzeugen, während die Flüsse mit schmutziggelbem Wasser, wie der Hauptstrom selbst, frei davon sind. Die dunkle Färbung des Wassers, das an Stellen von größerer Tiefe fast schwarz erscheint, rührt von verwesten Pflanzenstoffen her, die vielleicht die Ursache der Malaria sind. Am obern Rio Negro und seinem Hauptzuflusse,

dem Rio Branco, treten denn auch sehr bösartige Fieber auf. Vermutlich ist an den wenigen Stellen des Madeira, wo Fieber vorkommen, mangelnde Ventilation die Hauptursache derselben, da sie in dem Tieflande in der Nähe der Mündung, sowie in den benachbarten Savannen Boliviens sich nicht zeigen. Diese letzteren, zwischen dem Beni, Mamoré und Guaporé gelegen, sind in der nassen Jahreszeit vollkommen überschwemmt, und nach Ablauf der Hochwasser bleiben dort in den Vertiefungen zahlreiche Tümpel zurück, deren an faulen vegetabilischen Resten überreicher Inhalt sogar als Trinkwasser benutzt wird. Man sollte also meinen, hier müßten intermittierende Fieber am häufigsten vorkommen; allein hier herrschen im ganzen Jahre frische Winde und deshalb ist von Fiebermiasmen nichts bekannt.

Gefährlicher für die Seringueiros sind die wilden Indianer, von denen die Parentintins noch Anthropophagen sind. Diese überfielen vor einigen Jahren die Hütte eines Kautschuksammlers, schlachteten deren Insassen und brieten und verzehrten sie auf einer Sandbank des Flusses. Seitdem haben sie sich indes am Madeira selbst nicht mehr gezeigt; kein Seringueiro würde es aber auch wagen, weiter oben in eines der Seitenthäler einzudringen, wenngleich dort noch reiche, unausgebeutete Kautschukwälder zu finden sind; über kurz oder lang hätte er beim ersten Tagesgrauen einen mörderischen Überfall zu gewärtigen, wobei seine schlechten Feuergewehre ihm nur wenig gegen die langen vergifteten Rohrpfeile helfen würden. Das beste Mittel gegen diese Gefahren wäre freilich die Civilisierung dieser Wilden und die Gründung von Missionen unter ihnen; aber selbst den Jesuiten, welche hierin in Südamerika die größten Erfolge aufzuweisen haben, gelang dies nicht bei allen Stämmen. Natürlich kann die jetzige „Katechese" der Indianer — so nennen die Brasilianer das Bekehrungswerk —, die meist unter der Direktion von alten Schulmeistern, abgedankten Schreibern oder Polizeilieutenants vorgenommen wird, nur die kläglichsten Resultate liefern und muß mehr Unheil als Gutes wirken.

Von den vielen Fällen und Stromschnellen des Madeira, welche alle durch die Herren Keller-Leuzinger im Auftrage der brasilianischen Regierung untersucht wurden, ist jedenfalls der Caldeirão do Inferno (Höllenkessel) der schlimmste. Der Fluß ist hier durch sieben größere Inseln in viele Arme geteilt, an deren oberem Eingange der Hauptabsturz des Caldeirao sich befindet. Der Gesamthöhenunterschied zwischen Ober- und Unterwasser des Falles ist 6 m, der im allgemeinen auf eine Strecke von mehr als 1000 m verteilt ist. Die Boote müssen hier ausgeladen werden und können nur mit unsäglicher Mühe durch enge, krumme Seitenkanäle wieder in ruhiges Wasser gebracht werden. Hier entdeckte Keller auf einer der Inseln einige wenig vertiefte, teils halbkreisförmige, teils volutenartige Zeichnungen oder Inschriften auf den glänzenden Flächen einiger nahezu

vertikal stehenden Felsblöcke. Der größte Block hatte über 2 m Höhe und $1\frac{1}{2}$ m Breite und Dicke, während die 2—3 cm breiten Zeichen nur 3—4 mm tief eingegraben waren. Auch noch bei anderen Fällen weiter oben fand er ähnliche Schriftzeichen in derselben Weise in die Oberfläche des schwarzen, harten, gneisartigen Gesteines eingemeißelt. Viele Jahrhunderte mögen darüber hingegangen sein, seitdem mit einem Quarzmeißel in mühseligster Weise diese Arbeit gemacht wurde; jedenfalls sind die jetzt dort hausenden Wilden nicht imstande, etwas Ähnliches auszuführen, haben auch keine Idee von irgend welchen Schriftzeichen. Leider sind unsere Kenntnisse der Geschichte und Wanderungen der südamerikanischen Indianerstämme in den Zeiten vor der spanischen Eroberung, einige halbmythische Nachrichten über das Reich der Incas etwa ausgenommen, so unzulänglich, daß die bedeutendsten Momente derselben, wie die Wanderungen der Tupis, immer noch mehr den Charakter von Hypothesen als Thatsachen haben. Die Incas haben allerdings auch große Eroberungszüge unternommen, doch scheinen sie dieselben nie bis zum Madeira ausgedehnt zu haben und müssen die an diesem Flusse entdeckten Schriftzeichen demnach von einem noch ältern Volke, von dem sonst keine Spur mehr bekannt ist, herrühren. Auch hatten die Incas außer den bereits erwähnten Quipus keine Mittel, ihre Gedanken schriftlich andern mitzuteilen.

Der Caldeirao do Inferno hat übrigens, wie gesagt, unter allen Fällen des Madeira den schlimmsten Ruf, da schon mehr als ein reichbeladenes Kanoe an seinen schwarzen Riffen zerschmettert ward, wobei meistens auch ein Teil der Bemannung mit zu Grunde ging.

In den sechziger Jahren schiffte sich ein Peruaner, Namens Maldonado, nur von zwei Ruderern begleitet, auf dem Madre de Dios ein, gelangte aber durch diesen nicht in den Purus, sondern in den Beni und durch diesen in den Madeira, so daß jetzt jeder Zweifel über den Lauf des Madre de Dios gehoben ist. Nach mancherlei Abenteuern auf Pfaden, die vor ihm kein Weißer betreten, durch ungeheure, von kriegerischen Anthropophagen bewohnte, unerforschte Urwälder, über brausende Stromschnellen war Maldonado glücklich bis in verhältnismäßig bekanntere Regionen gelangt, als ihn sein Geschick ereilte. Im Caldeirao do Inferno zerschellte sein zerbrechliches Rinden-Kanoe, das er von den wilden Caripuna-Indianern eingetauscht hatte, an den Felsen; er selbst ertrank, und nur mit genauer Not gelang es seinen beiden Ruderern, ihr Leben zu retten und sich auf einer der Inseln so lange elendiglich zu ernähren, bis ein zu Thal gehendes bolivianisches Boot sie aufnahm und nach Manaos brachte. Da jedoch mit ihrem Herrn auch dessen Tagebuch zu Grunde gegangen war und sie selbst als ungebildete Cholos nur sehr unvollkommene Nachrichten über diese merkwürdige Fahrt geben konnten, so blieb als einziges wissenschaftliches Ergebnis derselben die Gewißheit, daß der Madre

de Dios kein Zufluß des Purus, sondern des Beni und folglich auch des Madeira ist.

Die Mündung des Beni, die Keller auf 10° 20′ südl. Breite bestimmte, und von wo an das linke Ufer des Madeira bolivianisch wird, hat auch wieder Stromschnellen in ihrer Nähe. Die oberhalb der Mündung auf die Hälfte reduzierte Wassermasse des Flusses macht sich durch eine verringerte Breite bemerkbar; bei der nächsten Stromschnelle teilt sich der Strom wieder in verschiedene Arme, und die dazwischenliegenden Inseln geben mit ihrer dichtgeschlossenen, von hohen Palmwipfeln überragten Urwald-Vegetation dem Ganzen etwas ungemein Malerisches. Auch hier finden sich auf den riesigen Felsplatten des linken Ufers wieder die rätselhaften Schriftzeichen eingegraben. Bis an den Fluß herantretende niedere Hügel verkünden auf dem rechten Ufer die Nähe der Serra da Paca-Nova, eines Höhenzuges, der in seiner Verlängerung zu der Hauptwasserscheide zwischen dem Amazonas- und dem La Plata-Becken gehört.

Nicht sehr weit oberhalb der Mündung des Beni haben die Wasserfälle und Stromschnellen ein Ende, und bald darauf gelangt man zum Zusammenflusse des Guaporé und Mamoré, die beide unter 12° südl. Breite zusammen den Madeira bilden. Der erste ist echter Tieflandsstrom und fast in seinem ganzen Laufe bis an die Quellen in Brasilien schiffbar, von wo Tragplätze zum Paraguay hinüberführen. Der zweite umfließt in weitem Bogen die Kordilleren von Cochabamba und bietet wegen seines wilderen Laufes der Schiffahrt manche Schwierigkeit; beim Guaporé fällt die klare, grünliche Färbung seines Wassers auf, im Gegensatze zu der gelblichen des Mamoré. Der erstere hat bei Niederwasser 500 m und bei Hochwasser 700 m Breite, der Mamoré hingegen bei Niederwasser nur 300 m und bei Hochwasser 500 m. Seitdem man die Region der Wasserfälle verlassen und sich den Savannen Bolivias genähert hat, verliert die Vegetation der Ufer viel von ihrer Üppigkeit und wird mehr steppenartig. Stauden und verkrüppeltes Buschwerk treten an die Stelle der Waldriesen, und nur dann und wann verleihen ein paar Palmen dem Ganzen einige Anmut.

Auf dem linken Ufer des Mamoré erstrecken sich die Savannen ohne Zweifel bis zum Beni, und dort weiden noch die letzten Reste jener ungeheuern Rindviehherden, welche die Jesuiten vor hundert Jahren hier besaßen und welche nach deren Vertreibung auf mutwillige Weise zu Grunde gerichtet wurden. So hoch ist infolge dieser unverantwortlichen Verwüstung der Preis des Rindviehes gestiegen, daß, während noch gegen Ende der fünfziger Jahre ein fettes Stück Rindvieh in den Missionen am Mamoré ungefähr 10 Mark kostete, es heutzutage für den vierfachen Preis nicht mehr zu haben ist. Diese verwilderten Herden bildeten ein Kapital, das bei verständiger Benützung fort und fort seine Zinsen getragen und sich vermehrt haben würde. Aber die bolivianische Regierung, die nur

auf Geldmachen aus ist, gestattete einer Bande von Spekulanten, gegen die Erlegung einer Taxe von 1 Peso (3 Mark) per Tier so viele zu töten, als sie wollten, und einen wahren Vernichtungskrieg gegen die Tiere zu führen. Verständigten sich auch noch außerdem die Räuber mit den kontrollierenden Behörden, indem sie dieselben am Gewinne beteiligten, so kam die Sache noch weit billiger zu stehen. Zuletzt gab man einer Kompanie für die runde Summe von 5000 Pesos das ausschließliche Recht, auf den Prairieen des Beni und Mamoré die Schlächtereien während zehn Jahren im großen zu betreiben, und dabei ward — wie Keller mitteilt —, was viehische Roheit und kopflose Verschleuderung anbelangt, selbst für Südamerika Erstaunliches geleistet. Von der ganzen Beute wurden nur die Häute und der Talg benutzt, während man das Fleisch — der dort enormen Salzpreise wegen — als völlig wertlos den Geiern überließ. Die Regierung, welche sich in steter Geldverlegenheit befand, nützte diesen Reichtum noch in anderer Weise aus, indem sie sich nicht schämte, ihren dortigen Angestellten das Gehalt in Anweisungen auf so und so viele Stück wilden Rindviehs auszuzahlen, es den Betreffenden überlassend, dieselben zu fangen, oder diese Bonds mit bedeutendem Rabatte an die professionellen Schlächter zu verkaufen.

Wie man auf der einen Seite die nützlichen Herden zerstört, so thut man auf der andern nicht das Geringste, um die großen vegetabilischen Schätze des Landes auszunützen, den Ackerbau oder die Industrie zu heben, oder die Indianer gegen die Bedrückungen und Betrügereien weißer Volksausbeuter zu schützen. So z. B. haben die Indianer zur Zeit der Niederwasser — bei Hochwasser ist alles überschwemmt — die Reise zwischen der ehemaligen Jesuiten-Mission Exaltacion am Mamoré und der von San Joaquin am Machupo auf kaum gangbaren Pfaden zu Fuß zurückzulegen, und erhalten, wenn sie von den bolivianischen Händlern als Lastträger verwendet werden und jeder circa 50 kg zu schleppen hat, für diese ganze Reise nur 1 Peso, d. h. etwa 3 Mark, wobei sie sich noch selbst zu beköstigen haben! Außerdem, daß sie auf diesem wenigstens fünftägigen Marsche mit solchen schweren Lasten ausgedehnte Sümpfe zu passieren haben und dabei des Nachts von den Moskitos auf das grauenhafteste gepeinigt werden, sind sie noch bei jedem Schritte den Angriffen der Wilden ausgesetzt, die gerade in dieser Gegend ihr Hauptquartier zu haben scheinen.

Solange diese Mojos-Indianer, ein von Haus aus sehr sanfter und gutmütiger Volksstamm, unter der Leitung der Jesuiten waren, wurde für alle ihre Bedürfnisse väterlich gesorgt und wurden sie vor der Unterdrückung spanischer Plantagen- und Bergwerksbesitzer, sowie gegen die Raubzüge portugiesischer Sklavenhändler wirksam geschützt; nur scheinen die Patres sie in zu großer Unmündigkeit gelassen und zu wenig ihren

Unabhängigkeitssinn entwickelt zu haben, sonst würden diese Indianer die schmachvolle Behandlung, die sie später von Spaniern und Kreolen zu erdulden hatten, sich nicht haben gefallen lassen. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, sind sie einer Rotte von jeden Verständnisses für höhere Interessen baren Abenteurern aus allen Nationen, vom eiteln, rohen Bolivianer



Fig. 28. Mojos-Indianer. (Nach Keller-Leuzinger.)

bis zum polnischen Juden und genuesischen Matrosen, in die Hand gegeben, welche unter dem Vorwande, Handel zu treiben, die naiven Rothäute in der schändlichsten Weise übervorteilen und mißhandeln. Dabei ist es, als ob sich alle diese Leute das Wort gegeben hätten, die Sitten jener Naturkinder in der gründlichsten Weise zu verderben; leider sind auch hier

wieder die kreolischen Pfarrer wenig geeignet, das Werk ihrer Vorgänger lebenskräftig zu erhalten.

Heute stehen diese ehemaligen Jesuiten-Missionen der Mojos unter der Aufsicht von Corregidores, d. h. von der bolivianischen Regierung ernannter Beamten, die für diese entlegenen Gegenden, wohin wenige Lust haben, sich zu begeben, aus dem schlimmsten Janhagel ausgewählt zu werden pflegen. Selbst wenn bei dieser erbärmlichen Regierung irgend eine Teilnahme am Wohle dieser abgelegenen Provinz und ihrer indianischen Bewohner vorhanden wäre, so würden schon die alle Augenblicke wiederkehrenden Revolutionen, denen in Bolivia, wie überhaupt in den meisten spanischen Republiken, nichts als persönliches Interesse der niedrigsten Art zu Grunde liegt, und der damit verbundene häufige Beamtenwechsel alle weitausgreifenden Verbesserungen verhindern. In diesen fünfzehn ehemaligen Missionen, die noch im Departement Beni vorhanden sind, befindet sich eine Bevölkerung von etwa 8000 Seelen rein indianischer Abstammung, die aber auch schon, ebenso wie die Indianer der Missionen vom Ucayali, stark anfangen, stromabwärts nach Brasilien auszuwandern.

Wie groß die Leistung der Jesuiten war, erhellt aus einem Vergleiche der damaligen mit den heutigen Zuständen dieser Missionen. Sicherlich geschieht in Nordamerika sowohl als auch in Brasilien und den spanischen Republiken wenig genug, um die zerstreuten Reste der Urbevölkerung zu sammeln, sie zu civilisieren, zu fruchtbringender Thätigkeit anzueifern und vor völligem Untergange zu bewahren. Das Meiste von dem, was in Südamerika zu gunsten der wilden Stämme geschieht, wird von europäischen Missionären, von spanischen und italienischen Franziskanern geleistet, da nur wenige der einheimischen Welt- und Ordensgeistlichen sich dazu verstehen, dem Beispiele des Bischofs von Chachapoyas zu folgen und in den Urwäldern das harte Leben eines Missionärs zu führen.

Jedenfalls war das System der Jesuiten das beste, was je zur Civilisierung der amerikanischen Indianer ist angewendet worden; die Jesuiten kannten vollkommen den indianischen Charakter, und überhaupt mag für die in der Kultur zurückgebliebenen menschlichen Rassen die socialistische Regierungsform, welche die Jesuiten in ihren südamerikanischen Missionen eingeführt hatten, vielleicht die zweckmäßigste sein. Das System der Jesuiten, worin sich auf praktische Weise die Religion und das Gemeinwesen, der Gehorsam und die Freiheit, der Respekt und die Liebe gegenseitig unterstützten und vereinigten, war weit von der absolutistischen Inca-Regierung verschieden, von der es nach der Meinung verschiedener Schriftsteller eine Nachahmung sein sollte, und um es einzuführen, brauchten sie nie die Hilfe großer Heere, womit die Söhne der Sonne ihre Regierung den eroberten Völkern aufdrangen.

Jede Mission hatte ihren Corregidor (Präfekt), zwei Alkalden (Richter) und verschiedene Regidores (Schöffen), welche sämtlich vom Volke in Gegenwart des Pfarrers erwählt wurden und welche dem letztern sowohl in weltlichen als geistlichen Sachen untergeben waren. Außer diesen Civilbehörden war noch ein Kazike ernannt, dessen Pflicht es war, die Mission gegen feindliche Angriffe zu verteidigen.

Die Regierung war theokratisch und ihr Gesetzgeber war das Gewissen. Strafgesetze existierten keine, sondern nur Vorschriften, deren Mißachtung mit Fasten, öffentlicher Buße, Gefängnis und nur selten mit Stockstreichen bestraft wurde. Bei der in den Missionen herrschenden Sittenreinheit waren diese Strafen genügend. Wie in der Kirche der ersten christlichen Jahrhunderte waren öffentliche Bußen eingeführt. Einige der achtbarsten Indianer waren zu Wächtern der öffentlichen Ordnung bestimmt. Wenn diese einen Indianer bei irgend einem gröbern Vergehen überraschten, so steckten sie den Schuldigen in Bußkleider, führten ihn zur Kirche, wo er demütig seine Schuld bekannte, und darauf auf den Marktplatz, wo er öffentlich einige Rutenstreiche erhielt. Keiner versuchte je sein Vergehen zu verkleinern oder der Strafe auszuweichen; alle empfingen sie mit Danksagungen, und es gab sogar Indianer, welche ohne andere Zeugen als ihr Gewissen ihre Schuld bekannten und die öffentliche Buße verlangten, um ihr Gewissen zu beruhigen.

Ebensowenig bestanden Civilgesetze — Eigentumsrechte waren ja kaum bekannt. Allerdings ward jedem Familienvater ein Stück Land angewiesen, dessen Ertrag zur Ernährung seiner Familie bestimmt war; aber er konnte nicht nach Gutdünken darüber verfügen, dies war die Sache des Pfarrers, da der Indianer als Zögling unter der Zucht seines Lehrers stand. Ein anderer Teil der Ländereien ward gemeinschaftlich bearbeitet, deren Ertrag zur Erhaltung der Witwen, Waisen, Kranken, Alten, Kaziken, Verwaltungsbeamten und Handwerker diente. Der Rest der Ländereien sowie die Industrieprodukte gehörten der Gemeinde. Hiervon wurden die unvorhergesehenen Ausgaben bestritten, die Kosten des Gottesdienstes, die Kleider und übrigen Bedürfnisse der Individuen und der Gemeinde. Der Gebrauch des Geldes sowie jedes Ersatzmittels für das Geld war in den Missionen unbekannt. In den ersten drei Tagen der Woche ward für die Gemeinde gearbeitet und die anderen drei Tage widmete man dem Anbaue der eigenen Ländereien. In feierlicher Prozession mit Musik ward auf das Feld gezogen, um die Arbeiten angenehmer zu machen.

Weder Bettler noch Müßiggänger duldete man in diesen Gemeinden. Man schickte sie nach den reservierten Feldern, dem sogen. „Besitztum Gottes", um dort zu arbeiten. Alle nicht mit dem Anbaue der Baumwolle beschäftigten Weiber hatten zu spinnen und täglich ein gewisses Ge-

spinst abzuliefern. Nur die schwangeren, säugenden, kranken oder sonstwie verhinderten Weiber waren von den Arbeiten des Baumwollenbaues befreit. In jeder Mission waren Werkstätten für nützliche und notwendige Handwerke angelegt, sowie auch Ateliers für Maler, Bildhauer und Musiker. Sobald die Kinder alt genug zum Arbeiten waren, führte man sie in die Werkstätten, wo ihr etwaiges Talent über die Wahl des Handwerkes oder der Kunst entschied.

Diese Gemeinden waren die einzigen in der Welt, wo vollkommene Gleichheit herrschte. Wohnung, Kleidung, Nahrung, Arbeit, Recht zu Anstellungen — alles war gleich. Der Corregidor, die Alkalden und übrigen Magistratspersonen fanden sich mit ihren Frauen immer zuerst bei den gemeinschaftlichen Arbeiten ein. Alle diese Beamten gingen barfuß und als einziges Zeichen trugen sie einen Amtsstock; nur bei feierlichen Gelegenheiten trugen sie eine dekorierte Amtstracht. Die Wohnungen waren im Anfange höchst einfach. Möbel waren fast ganz unbekannt; Hängematten vertraten die Stelle der Betten, Stühle gab es nicht — man setzte sich auf den Fußboden und aß auf demselben, ganz so wie es die Indianersitte von jeher gewesen war. Doch im Laufe der Zeit, je mehr sich diese Naturkinder civilisierten, wurden auch die Wohnungen mehr ausgeschmückt und mit größeren Bequemlichkeiten versehen.

In jedem Dorfe befand sich eine sogenannte Zufluchtsstätte (refugio), wo die kinderlosen Frauen während der Abwesenheit ihrer Männer, die Witwen, die alten und gebrechlichen Weiber wohnten. Dort wurden sie ernährt und gekleidet und bekamen leichtere Arbeiten, um sie in Thätigkeit zu erhalten. Der Hauptplatz des Dorfes war immer für die Kirche bestimmt. Namentlich in Paraguay, wo die Jesuiten-Missionen länger bestanden als im Amazonenthale, gab es herrliche Kirchen, die nur den berühmten Domen Europas an Schönheit nachstanden. Der Gottesdienst ward mit großer Feierlichkeit abgehalten. Die Musik, die Gemälde, die Ausschmückung des Tempels, die Wolken von Weihrauch, das melodische Läuten der Glocken, alles dies mußte die Sinne der Indianer mit Genuß und ihre Herzen mit Frömmigkeit erfüllen.

In allen Missionen bestanden öffentliche Elementarschulen, worin die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden; auch gab es eigene Musikschulen, wo das Singen nach Noten gelehrt und wo die Indianer alle Arten von in den Missionen selbst verfertigten Instrumenten spielen lernten. Noch heutzutage, obgleich von seiten der bolivianischen Regierung gar nichts dafür geschieht, hat sich unter diesen Missions-Indianern eine dem Schulunterrichte günstige Tradition erhalten und in allen Hauptdörfern existieren kleine Schulen, worin von indianischen Lehrern Lesen, Schreiben und Katechismus gelehrt wird. Noch in den letzten Jahren traf der englische Reisende Mathews viele Indianer dort an, welche eine

recht hübsche Handschrift schrieben, und nicht wenige, welche nach Noten singen konnten.

In allen Dörfern waren zur Zeit der Jesuiten schöne Begräbnisplätze eingerichtet, geräumig, von Mauern eingeschlossen und mit Alleen von Lorbeeren, Orangen und Citronenbäumen und den verschiedenartigsten Blumen geschmückt. Die Straßen der Dörfer waren gerade, in rechten Winkeln ausgelegt. Im Mittelpunkte befand sich der Platz mit der Kirche. Neben diesem war das Kollegium der Missionäre und dann folgte eine Reihe öffentlicher Gebäude, Magazine, Scheunen und Werkstätten. Zu einer bestimmten Stunde der Nacht ertönte die Glocke, um die Zeit des Schlafengehens anzuzeigen. Eine Patrouille, die alle drei Stunden abgelöst wurde, wachte über die Aufrechthaltung dieser Verordnung. Öffentliche Vergnügungen fanden von Zeit zu Zeit statt, namentlich gymnastische Spiele. Tänze zwischen beiden Geschlechtern waren ganz untersagt; es sollte dadurch allen Vergehen gegen die Schamhaftigkeit vorgebeugt werden.

Die Portugiesen, noch grausamer als die ersten spanischen Eroberer, pflegten, wie bereits oben bemerkt, Einfälle in die Jesuiten-Missionen zu machen, teils um die Grenzen ihres Gebietes zu erweitern, teils und namentlich aber, um Menschenraub zu treiben und die Indianer als Sklaven wegzuschleppen. Zur Verteidigung ihrer Missionen hatten die Jesuiten in Paraguay wie am Mamoré ein eigenes Militärsystem eingeführt. In jeder Mission befanden sich zwei Kompanieen wohl disciplinierter und wohl bewaffneter Milizen, die von ihren Kaziken befehligt wurden. Sobald eine Gemeinde von wilden Indianern oder von Portugiesen bedroht ward, vereinigten sich die verschiedenen Abteilungen der Miliz und stellten den Räubern eine so respektable Macht entgegen, daß dieselben es nicht mehr wagten, in der Nähe der Missionen sich zu zeigen.

Die Grausamkeit, mit der die Spanier die getauften Indianer, die sie zu Sklaven machten, behandelten, hatte in jenen Unglücklichen den Glauben hervorgerufen, die Taufe sei das unauslöschliche Zeichen der Sklaverei, so daß sie schon vor dem bloßen Worte „Taufe“ erzitterten. Die Jesuiten durchschauten dies gleich und nahmen sich vor, die Indianer stets liebevoll zu behandeln; sie unterrichteten dieselben wie Kinder, wiesen sie zurecht wie Zöglinge, und wenn sie Fehler begingen, tadelten sie dieselben wie Söhne. Hierdurch brachten es die Jesuiten dahin, die Indianer in größeren Gemeinden zu vereinigen; kannten letztere einmal die Vorteile des gesellschaftlichen Lebens und fanden sie Geschmack daran, so war es dann leicht, ihnen mit Nutzen das Evangelium zu predigen. Seit jener Zeit befolgten die Jesuiten immer das Princip, zuerst aus den Wilden Menschen zu machen und nachher erst ihnen die Religion beizubringen.

Allein gerade dieses diente ihren Feinden, den habsüchtigen Bergwerksbesitzern und Pflanzern und der verdorbenen Geistlichkeit des spanischen

Amerika, zu einem Hauptangriffspunkte, um die Jesuiten in Madrid zu verdächtigen. Nach Barry beantworteten die Jesuiten die Beschuldigungen jener wie folgt: „Wir wollen uns nicht dem Nutzen widersetzen, den ihr auf gesetzlichem Wege aus den Indianern ziehen könnt; aber wisset, es ist nie die Absicht des Königs gewesen, daß ihr sie im Widerspruche mit dem Gesetze Gottes als Sklaven betrachten sollet. In Bezug auf diejenigen Indianer, welche wir für unsern Herrn Jesus Christus zu gewinnen unternommen haben und auf die ihr gar kein Recht besitzet, indem sie nie durch Waffengewalt unterworfen worden sind, erklären wir euch unsern Entschluß, aus ihnen Menschen und wahre Christen zu machen. Später werden wir sie dahin bringen, daß sie sich aus eigenem Antriebe und eigenem Interesse dem Könige unterwerfen, und dies hoffen wir mit Gottes Hilfe bald zu erreichen. Nie glauben wir, daß es erlaubt sei, sie ihrer Freiheit zu berauben, denn darauf besitzen sie ein natürliches und unbestreitbares Recht. Doch werden wir ihnen begreiflich machen, daß der Mißbrauch der Freiheit nur schadet, und werden sie lehren, dieselbe in den richtigen Grenzen zu bewahren. Einsehen sollen sie die großen Vorteile der Abhängigkeit, in welcher die civilisierten Völker leben, sowie des Gehorsams gegen einen Fürsten, der nur ihr Beschützer und Vater sein will — dann werden sie gewiß ihr Joch mit Freuden tragen und den glücklichen Augenblick segnen, in dem sie seine Unterthanen geworden sind. Aber vor allem sollen sie die Erkenntnis des wahren Gottes erlangen, was mehr wert ist als alle Schätze der Welt."

Allein alles dieses half ihnen nichts, ihre Austreibung war einmal beschlossen und ward in aller Eile und Hast und mit der größten Härte und Strenge ausgeführt. Dies war das Schicksal der Jesuiten, die in Amerika so Großes geleistet hatten. Sie sahen sich plötzlich alles dessen beraubt, was sie durch ihren Fleiß und ihre Talente ohne Bedrückung ihrer Nächsten und ohne den König oder das Publikum betrogen zu haben, rechtlich erworben hatten. Sie wußten wohl, daß ihr einziges Verbrechen darin bestand, die Habsucht der Regierung durch den Ruf ihrer Reichtümer gereizt zu haben. Von den großen Schätzen an Gold und Silber, die sie besitzen sollten, hat sich indes nichts vorgefunden [1]. Die Güter, welche man ihnen wegnahm, waren nicht die ihrigen und so ließen sie den Raub ruhig geschehen; nur sahen sie mit Schmerz voraus, wie bald diese Güter verschleudert werden würden, ohne das geringste Gute damit

[1] Noch im Jahre 1865 erwirkte in Lima ein Deutscher von der peruanischen Regierung die Erlaubnis, unter dem frühern Kollegium der Jesuiten Nachgrabungen nach verborgenen Schätzen anzustellen — unter der Bedingung, den fünften Teil der etwaigen Funde an die Regierung auszuliefern. Natürlich ward nicht das Geringste gefunden.

zu thun, und daß mit ihrer Austreibung die Indianer und die Armen ihren letzten Schutz verlieren mußten.

Leider ist dies nur zu wahr geworden und die herrlichen Schöpfungen der Jesuiten, ihre großen Missionen, sind jetzt kläglich verkommen. Was noch an wertvollen Anpflanzungen dort vorhanden ist, sind kleine Reste von dem, was in früheren Zeiten die Jesuiten geschaffen. So die Rindviehherden, von denen ich oben sprach, und dann auch die Kakaowälder am Mamoré, die noch heute das wertvollste Erzeugnis jener Region liefern, das viel nach dem Innern von Bolivia verkauft wird. Dieser Kakao findet nirgends seinesgleichen und ist weit feiner als der berühmte Kakao von Caracas oder Soconuzco, wie man denn auch nirgends in der Welt bessere Schokolade trinkt als in Bolivia. Deshalb nimmt auch fast jeder Händler, der von Mamoré aus mit Strohhüten — denn auch diese werden in den Missionen fabriziert — nach Pará geht, eine volle Bootsladung von Kakao mit, obgleich am untern Amazonas sehr viel Kakao gebaut und exportiert wird; allein dieser brasilianische Kakao reicht dem aus den Missionen das Wasser nicht, und daher lohnt es sich, trotz der teueren Fracht und der Schwierigkeit der Schiffahrt auf dem Madeira, Kakao nach Pará zu bringen. Ebenso wird es sich, wenn der Weg von der deutschen Kolonie am Pozuzo nach dem Mairo in guten Stand gesetzt ist, sogar lohnen, trotz der großen Entfernung und hohen Fracht Kaffee aus der Kolonie nach Pará zu exportieren — geht er doch jetzt schon über die Andes nach Lima und zuweilen sogar nach Europa —, obgleich man meinen sollte, Kaffee nach dem Kaffeelande Brasilien zu bringen wäre gleichbedeutend mit Eulen nach Athen tragen. Allein der brasilianische Kaffee ist auch nur halb so viel wert wie der von Pozuzo.

Die erste der fünfzehn früheren Jesuitenmissionen von Bolivia, die man vom Madeira aus erreicht, ist das Dorf Exaltacion, das ungefähr 4 km vom Mamoré entfernt auf einer großen ebenen Prairie erbaut ist; es enthält ungefähr hundert mit Ziegeln gedeckte Adobe-Häuser, die nach der üblichen spanisch-amerikanischen Mode in viereckigen Blocks mit geraden Straßen und einem Platze in der Mitte ausgelegt sind. Diese Mojos-Indianer der Missionen sind gar keine häßliche Rasse, und unter den jungen Mädchen, von denen viele ziemlich hellfarbig sind, findet man ganz hübsche Gesichter. Nur ahmen einige von ihnen sonderbarerweise die Sitte vieler wilden Stämme nach, sich die Vorderzähne spitz zu feilen, wodurch man immer, wenn sie den Mund öffnen, an einen Alligator oder eine Klapperschlange erinnert wird.

In Exaltacion, wie überhaupt in den Missionen, nimmt die Zahl der Indianer rasch ab, und die vielen leerstehenden Häuser und Ruinen geben dem Orte ein trauriges Aussehen. Augenblicklich wird die Bevölkerung nicht über 1500 Seelen betragen, während noch vor 50 Jahren an 4000 In-

dianer dort gelebt haben sollen. Und doch ist das Klima sehr gut, mit Ausnahme der Zeit, wo der Fluß alles überschwemmt, was ungefähr alle sieben Jahre der Fall zu sein scheint. Dann, aber auch nur dann, kommen Wechselfieber vor. Der Grund der Abnahme der indianischen Bevölkerung kann also nicht im Klima liegen, sondern ist in den schlimmen Folgen zu suchen, welche das Kautschukgeschäft des Madeira und Purus auf Bolivia ausübt. Dieses Geschäft ist der eigentliche Grund, weshalb nicht nur Exaltacion, sondern auch alle anderen Missionen jetzt so rasch ihre Bevölkerung verlieren. Jeder Spekulant nämlich, der mit Waren den Fluß hinunter nach Brasilien geht, braucht Ruderer, die er meist von den Behörden, welche oft die Indianer mit Gewalt in seinen Dienst pressen, für Geld und gute Worte geliefert bekommt. Die meisten dieser Indianer aber bleiben in den Kautschukwäldern Brasiliens, wo sie bald in Schulden geraten, hängen und kehren selten in ihre Heimat zurück. Wie der englische Reisende Mathews mitteilt, gingen im Jahre 1873 43 Kanoes aus Bolivia die Wasserfälle des Madeira hinab, während nur 13 Kanoes den Fluß wieder heraufkamen. In den zehn Jahren vorher hatten die Missionen auf diese Weise 10 000 Männer verloren. Ein sehr schlimmer Umstand ist dabei, daß die Kautschukspekulanten und Händler, welche flußabwärts fahren, den Indianern nicht erlauben, ihre Frauen oder Familien mitzunehmen, weil in den mit Waren beladenen Kanoes kein Raum für dieselben vorhanden ist. Daher kommt es, daß jetzt in den Dörfern des Departements Beni — wie die früheren Jesuitenmissionen heutzutage genannt werden — auf fünf weibliche Erwachsene nur e i n männlicher kommt und die Bevölkerung wegen Mangel an Männern abnimmt. Nach portugiesischen Angaben hatten im Jahre 1749 die 15 Missionen des Beni eine Bevölkerung von 26 000 Indianern, während sie heute kaum 8000 enthalten.

Um diesem Mißstande abzuhelfen, müßte die bolivianische Regierung — die freilich vor lauter Revolutionen und Revolutionsversuchen keine Zeit hat, an das Wohl ihrer Bürger zu denken — mit Brasilien einen Vertrag abschließen, wodurch die bolivianischen Indianer, die von den Kautschukspekulanten am Madeira in Leibeigenschaft gehalten werden, befreit würden, um in ihre Heimat zurückzukehren. In Bolivia ist freilich die Sklaverei nominell abgeschafft, ebenso in Brasilien der Sklavenhandel, wie auch dort jetzt die Kinder von Negersklaven frei geboren werden, so daß auch in Brasilien die Sklaverei der Neger im Aussterben begriffen ist; allein am Amazonas, Madeira und Purus existiert noch eine weit schlimmere Form der Sklaverei; hier halten sowohl brasilianische als bolivianische und europäische Spekulanten ihre Arbeiter durch Branntwein und Schulden in fortwährender Leibeigenschaft. Nach dem brasilianischen Gesetze darf aber der Arbeiter den Dienst nicht verlassen, solange er seinem

Herrn Geld schuldet. Dieser weiß es nun so einzurichten, daß der arme braune oder schwarze Arbeiter seine Schulden nie los wird.

Die Reisenden, welche vom Amazonas und Madeira nach dem Innern von Bolivia gehen, haben außer Exaltacion noch die frühere Mission Trinidad zu passieren, die jetzt Hauptstadt des Departements Beni und Sitz eines bolivianischen Präfekten geworden ist. Auch einige Kaufleute haben sich hier niedergelassen, welche Mehl und Salz aus Cochabamba in Bolivia und europäische Manufakturwaren aus Brasilien beziehen, und Kakao, Häute und Tigerfelle nach Cochabamba schicken. Unter diesen Tiger- oder vielmehr Jaguarfellen kann man riesige Exemplare sehen, die von der Schwanzwurzel bis zur Schnauze 1,8 m messen; sie werden meist von den wilden Indianern eingehandelt. Die Stiere der Savannen wissen ihre Herden sehr gut gegen die Angriffe des Jaguars zu verteidigen, der es daher nur wagt, einzeln weidende Rinder zu überfallen. Die Rindviehrasse dieser Savannen ist sehr groß und kräftig gebaut, und wiegt im Durchschnitt fast das Doppelte der brasilianischen Rinder. Der größte Teil der Bevölkerung von Trinidad besteht gleichfalls aus Mojos-Indianern, welche außer ihrem Ackerbau, der ihnen in diesem fruchtbaren Lande wenig Mühe verursacht, noch etwas Industrie treiben. Aus Baumwolle — die noch aus der Jesuitenzeit herstammt und seitdem verwildert ist — weben sie sehr gute und dauerhafte Zeuge, welche die Gewebe aus Manchester an Güte weit übertreffen; ebenso verfertigen sie gute Hängematten und bereiten aus der innern Rinde verschiedener Baumarten ganz vorzügliche Hemden. Dann fabrizieren sie auf dieselbe Weise wie die Bewohner Moyobambas sehr feine Panama-Hüte. Ein feiner Hut, den der Indianer hier für vier Dollars verkauft, an dessen Herstellung er mehr als einen Monat lang gearbeitet hat, gilt in Pará oder in Panamá 20 Dollars und darüber.

Oberhalb Trinidad verläßt man den Mamoré und geht einen seiner Nebenflüsse, den Chaparé, hinauf bis nach Coni, wo die Schiffahrt aufhört und die Reise nach dem Innern von Bolivia — zunächst nach Cochabamba — auf Maultieren fortgesetzt werden muß. Die Entfernung bis Cochabamba ist ungefähr 68 Stunden, der Weg ist ähnlich wie der von Moyobamba nach Chachapoyas — nur etwas besser — und steigt beständig; im Anfange geht es durch Montañas, tropische Urwälder, die nur hin und wieder durch Lichtungen, in denen hauptsächlich Coca gebaut wird, unterbrochen werden. Bei 3500 m hört hier schon wegen der größeren Entfernung vom Äquator der Baumwuchs auf, und ehe man nach Cochabamba gelangt, muß ein Zweig der Andes, dessen Paß 4000 m Meereshöhe erreicht, überschritten werden. Bei Coni lebt noch ein wilder, aber friedlicher Indianerstamm, die Yuracarés, die von den Jesuiten bekehrt worden waren, später aber zum Heidentum zurückgekehrt sind. In ihrer Religion kann man übrigens noch manche Spur vom Christentum ent-

decken, wie auch in ihren Sagen. So befinden sich in der Mitte eines der Quellflüsse des Mamoré drei riesige Steinblöcke zur Höhe von etwa 30 m übereinander getürmt. Die Yuracarés glauben nun, das Menschengeschlecht sei aus einer Verbindung des Tigers mit diesen Steinblöcken entstanden, deren Sprößling „Mamoré" genannt ward, was in ihrer Sprache Eva bedeuten soll. Diese Eva hatte zwei Söhne; der eine derselben, sehr böse und lasterhaft, war der Stammvater der Bolivianer; der andere, tugendhaft und gut, war der Vorfahre der Yuracarés. Hier hätte man also den Kain und Abel aus der Genesis. Der ganze Stamm zählt etwa 500 Männer, die im ganzen gut und kräftig gebaut sind und ziemlich hübsche Gesichtszüge haben; wie bei allen Wilden sind auch bei den Yuracarés die Weiber, weil sie die meisten Arbeiten verrichten müssen, viel kleiner und schwächer als die Männer. Sie kennen alle Farbhölzer der Wälder und bereiten daraus sehr hübsche Farben, womit sie ihre Rindenhemden — die sie noch besser als die Mojos fabrizieren — und Baumwollenzeuge, die sie aus wilder Baumwolle verfertigen, färben. Von allen Wilden des Beni und Mamoré sind sie die besten Bogenschützen und daher von den anderen Stämmen gefürchtet.

Von der Höhe des oben erwähnten Bergpasses genießt man eine sehr ausgedehnte Fernsicht und glaubt, nach den beiden entgegengesetzten Seiten zwei einander ganz fremde Länder zu sehen. Gegen Norden sind die immer niedriger werdenden Höhenzüge mit einer ungemein üppigen tropischen Vegetation bedeckt, nach Süden hin ist dagegen der Anblick ein total verschiedener. Hier scheinen die hohen Bergketten der Andes nichts anderes zu produzieren als Felsen und Steine, welche auch in den Thälern und Ebenen so reichlich vorhanden sind, daß sie an vielen Orten den Anbau erheblich erschweren. Diese felsige und steinige Natur des Bodens giebt dem Lande ein trauriges Aussehen, das nur dort, wo ein aus dem Hochgebirge herabkommender Fluß oder Bach eine Bewässerung möglich macht, durch das Grün der Felder und durch einzelne Baumgruppen gemildert wird. Auch Schneeberge kann man erblicken, und selbst auf dem Bergpasse kommen zuweilen furchtbare Schneestürme vor, von denen einer im Jahre 1873 den Paß so tief mit Schnee bedeckte, daß ein Arriero mit einem großen Trupp Packmaultieren in den Schneewehen umkam.

Cochabamba selbst, nach La Paz die bedeutendste Stadt von Bolivia, liegt in einer schönen Ebene, 2560 m über dem Meere, über welche sich noch zwei gewaltige Schneeberge 3400 m höher erheben. Cochabamba teilt mit La Paz und mit Sucre den Ruhm, die Hauptstadt der Republik zu sein; bald zieht ein Präsident — der in Bolivia alle Augenblicke wechselt — die eine oder die andere dieser Städte als Regierungssitz vor. Die Stadt ist gut gebaut, hat regelmäßige gerade Straßen, die alle in die Plaza münden, wo sich die Regierungsgebäude befinden und von der die Kathe-

drale die eine Seite fast ganz einnimmt. Cochabamba zählt ungefähr 40 000 Einwohner, großenteils dem alten Quichua- oder Aymará-Stamme angehörend, doch giebt es auch sehr viele Mestizen und unter den höheren Ständen auch manche Abkömmlinge von alten spanischen Familien — natürlich behaupten sie alle, von spanischen Grafen oder Marquis abzustammen. Der Hauptreichtum des Departements besteht im Ackerbau, der in der fruchtbaren Ebene von Cochabamba reiche Ernten von Weizen, Gerste, Mais und Kartoffeln liefert, die in den benachbarten Bergwerksdistrikten stets einen guten Absatz finden. In der Umgebung der Stadt befinden sich auch viele Gärten, die alle Arten von Obst, wie Trauben, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Erdbeeren, Orangen und Limonen, hervorbringen, wie auch in einigen viele europäische Blumen gezogen werden, so daß man sich hier beinahe in Gärten Südfrankreichs oder Norditaliens versetzt glauben könnte. Wie fast alle spanisch-amerikanischen Städte besitzt auch Cochabamba seine Alameda oder öffentliche Promenade. Sie besteht aber nur aus vier mit Pappeln besetzten Alleen; diese betritt man durch das Thor eines großen Triumphbogens, auf dessen Wand ein bolivianischer „Künstler“ in den grellsten und schreiendsten Farben Schlachten aus dem Unabhängigkeitskriege dargestellt oder vielmehr hingekleckst hat, die alles weit hinter sich lassen, was man in den Schaubuden unserer Dorfmärkte von Mordthaten u. dergl. abgemalt findet. Überhaupt scheint der Kunstsinn in Bolivia ungefähr so weit vorgeschritten zu sein wie in Peru, wo man selbst in der Hauptstadt Lima die horrendesten Wandgemälde in öffentlichen Gebäuden finden kann. In Cochabamba sind übrigens einige bedeutende Handlungshäuser etabliert, unter denen namentlich drei deutsche Firmen hervorragen. Alle europäischen Manufakturwaren müssen auf dem Rücken von Maultieren vom Hafen Arica aus über die Andes hierher transportiert werden, was dieselben natürlich ungemein verteuert. Die Fracht beträgt per Maultierladung von 125 kg 100—200 Mark, je nach der Jahreszeit und nach der Qualität der Waren. Wegen dieser teuren Fracht beschränkt sich die Ausfuhr von Bolivia fast nur auf Silber, Zinn und Kupfer, woran das Land Überfluß besitzt, sowie auf Chinarinde, welche aber — dank der Regierung, die zwar einen Ausfuhrzoll davon erhebt, aber nicht das Geringste für die Konservierung der Cinchonenbäume thut — immer mehr abnimmt. Das Klima von Cochabamba ist eines der herrlichsten der Welt und nur geringem Wechsel unterworfen. Große Hitze und Kälte sind unbekannt und auch die Regen sind nie lange anhaltend und fallen nicht lästig; namentlich Brustkranke werden schwerlich einen ihnen mehr zusagenden Aufenthalt auffinden können — wenn nur die Reise nach Cochabamba nicht gar so beschwerlich wäre! Auch Wechselfieber kommen hier fast nicht vor, und ebensowenig könnten die Blattern oder das Scharlachfieber hier je gefährlich werden, wenn nicht die indolenten Bewohner großen-

teils so entsetzlich schmutzig wären. Abzugskanäle giebt es nicht, nur einige der Hauptstraßen werden täglich durch Gefangene gekehrt, die anderen Straßen und Plätze aber niemals; den Unrat als Dünger zu benutzen fällt niemanden ein.

Viel wichtiger als Cochabamba ist La Paz, das schon nicht mehr sehr weit von der peruanischen Grenze und vom Titicaca-See entfernt ist. Eine 80 km lange Kunststraße führt von der Stadt zum südöstlichen Ufer des Sees. Zwei kleine Dampfboote, die man auf dem Rücken von Maultieren in diese entlegene Region transportiert hat, vermitteln den Verkehr zwischen den am See gelegenen bolivianischen Orten und der peruanischen Stadt Puno. Von Puno aus geht aber jetzt eine Eisenbahn über Arequipa nach dem am Stillen Meere gelegenen Hafen Mollendo. Nicht weit von La Paz sind zwei der höchsten Bergriesen Amerikas, die beide höher sind als der berühmte Chimborazo, und die nur der in Chile gelegene Aconcagua an Höhe etwas übertrifft: nämlich der 6400 m hohe Illimani und der noch etwas höhere Illampu oder Nevado de Sorata. La Paz selbst liegt 3650 m über dem Meere, weshalb die Vegetation hier — namentlich im obern Teile — sehr ärmlich ist und wenige Bäume zu sehen sind. Auf der Alameda sieht man eine Art Trauerweiden und in den Gärten wilde Oliven, Holunderbäume, eine Art Weichseln, welche zeitigen, und Apfelbäume, deren Früchte nie zur Reife gelangen. Aber nur eine Stunde weiter unten im Thale finden sich schon reife Äpfel in Menge vor, und noch etwas weiter unten auch Pfirsiche. Die Stadt ist zu beiden Seiten des Flusses gleichen Namens auf sehr abschüssigem Terrain erbaut, daher die meisten Straßen ausnehmend steil sind und die obersten schon an die kalte Puna grenzen. Hingegen liegen wieder nicht weit von La Paz entfernt die warmen Thäler von Yungas mit rein tropischem Klima und von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit, in denen ein so feiner Kaffee und Kakao gedeiht, wie es in der Welt keinen bessern giebt; hier wird auch sehr viel Coca gezogen, die einen Haupthandelsartikel von La Paz ausmacht, von wo aus große Massen derselben nach den kalten Minendistrikten Bolivias versandt werden; denn ebenso wie in Peru arbeitet auch in Bolivia kein Indianer, wenn er nicht seine Coca kauen kann. La Paz, sonst auch Hauptstapelplatz für den Handel mit Chinarinde, macht in dieser Hinsicht jeden Tag Rückschritte: denn bald wird es in Bolivia und Peru, der Heimat der Cinchonen, keine Chinarinde zur Ausfuhr mehr geben. La Paz soll nahe an 80 000 Einwohner enthalten, deren Hauptmasse die Mestizen (Abkömmlinge von Weißen und Indianern), hier Cholos genannt, bilden. Diese Cholos repräsentieren — abgesehen von der bloß durch Indianer betriebenen Schlächterei und Maurerei — den Handwerkerstand und sind weit schlimmer als die Mestizen in Peru und auch schlimmer als die Mestizen der anderen bolivianischen Städte; sie sind eine verdorbene, stets zu blutigen Aufständen

geneigte Klasse der Bevölkerung. Was nun die Weißen von La Paz betrifft, so behaupten sie natürlich alle, von rein spanischem Blute abzustammen — obgleich Gesichtsform und Gesichtsfarbe diese Behauptung oft Lügen strafen — sie sind meist Faullenzer, entweder Grundbesitzer oder Regierungsbeamte, Advokaten, Offiziere u. dergl.

Die dritte und offizielle Hauptstadt von Bolivia ist Sucre, früher Chuquisaca genannt. Sie liegt auf einer Hochebene circa 2750 m über dem Meere und zählt schwerlich mehr als 25 000 Einwohner, meist Indianer

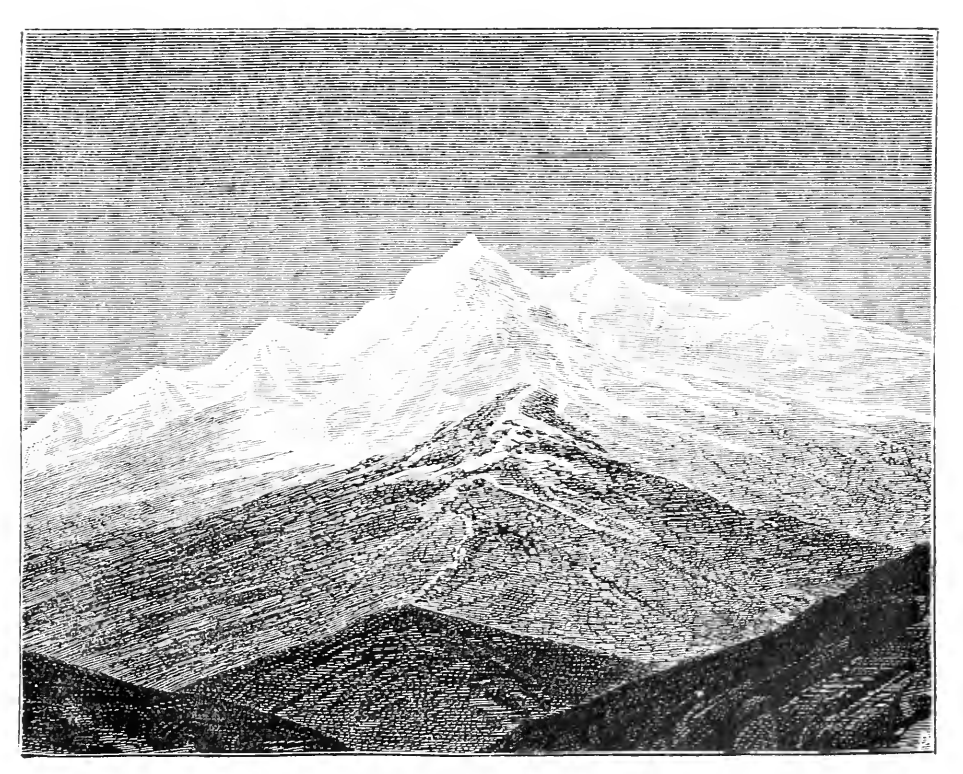


Fig. 29. Der Illimani.

und Mestizen, unter denen die weiße Aristokratie ziemlich verschwindet. In Sucre existiert keine Industrie und viel weniger Handel, als in Cochabamba und La Paz; in früheren Zeiten, unter der Herrschaft der Spanier, waren die hiesigen Indianer berühmt durch ihre Kunstfertigkeit in der Bildschnitzerei, in Elfenbein- und Perlmutterarbeit. Noch immer kann man hier schöne Kunstwerke dieser Art in Möbeln, Schmucksachen, Kruzifixen u. dergl. finden; doch werden sie immer seltener, da die Fremden sie überall aufzukaufen suchen und die alte Kunst seit der Herrschaft der Republik, die nichts als Korruption gebracht hat, wie so manches andere von Wert ausgestorben ist.

Sucre soll seinen Ursprung der Nähe der berühmten Silberminen von Potosi verdanken, deren kaltes Klima — Potosi liegt mehr als 4000 m über dem Meere — die reicheren Bergwerksbesitzer bewog, in dem mildern Klima von Chuquisaca einen angenehmern Aufenthaltsort für ihre Familien zu suchen. Die Entfernung von Potosi beträgt indes circa 100 km. Sogar eine Universität wurde hier gegründet, und schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ward die Stadt der Sitz des obersten Gerichtshofes für Südperu, Chile und die La-Plata-Länder, sowie eines Erzbischofs. Die Universität existiert noch; von ihren wissenschaftlichen Vorzügen ist aber noch wenig im Auslande bekannt geworden; jedoch scheint sie sehr liberal in der Verleihung von Doktortiteln zu sein: wenigstens trifft man in keinem Lande der Welt — selbst in Nordamerika nicht — so viele „Doktoren“ an, wie in Bolivia.

Es giebt in Sucre viele Kirchen, von denen aber keine sich durch Schönheit auszeichnet; fast alle sind mit einem dicken Gipsüberwurf bedeckt und zum Teil schauerlich bemalt. Die größte dieser Kirchen, die „Unserer lieben Frau von Guadalupe“ geweihte Kathedrale, liegt am Hauptplatze und macht sich durch ihre bedeutende Ausdehnung, sowie durch ihren großen Reichtum bemerkbar. Früher soll sie ungeheure Schätze an Gold und Juwelen besessen haben, die ihr von glücklichen Bergwerksunternehmern Potosis geschenkt worden waren. Noch besitzt sie ein höchst wertvolles Bild der Mutter Gottes von Guadalupe. Die Figur ist über 2 m hoch und mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen übersäet, die zusammen auf zwei Millionen Dollars — wohl zu hoch — geschätzt werden. Zu verwundern ist nur, daß noch keiner der gierigen Abenteurer, die auf dem Präsidentenstuhle Bolivias gesessen, bis jetzt Hand an diese Schätze gelegt hat; sie haben es vermutlich aus Furcht vor dem Volke bisher noch nicht gewagt, das sich einen solchen Raub nicht hätte gefallen lassen; denn mit den Cholos von Sucre ist nicht zu spassen. Noch vor kurzer Zeit besaß übrigens diese Kathedrale 24 große Kandelaber von massivem Silber. Präsident Melgarejo, der damals seine schlechten Halbdollarstücke prägen ließ und dazu viel Silber brauchte, ließ die Kandelaber einschmelzen, mit Ausnahme von zweien, die allein übriggeblieben sind, um von der früheren Pracht der Kirche und dem elenden Vandalismus eines bolivianischen „Staatsmannes“ Zeugnis abzulegen. Diese zwei Kandelaber sind mehr als 2 m hoch und jeder soll über 50 kg wiegen. Die Kathedrale besitzt auch einige Gemälde von großem Werte, von denen zwei dem Velasquez zugeschrieben werden.

Wie im spanischen Amerika überhaupt, so hat auch in Bolivia der Klerus unter dem langjährigen System des Staatskirchentums viel an Achtung und Würde eingebüßt. Eine Reform derselben, wie sie vom Apostolischen Stuhle verlangt und vom bessern Teile der Geistlichkeit erstrebt wird, würde dem Lande zu großem Segen gereichen.



Fig. 30. Bolivier.

Sucre ist jetzt wieder Sitz der Regierung und des Kongresses. Außerdem weilen hier viele Offiziere, deren Gesamtzahl bei einem Armee-Bestande von 3000 Mann 1022 beträgt.

Sowohl im Heere, das noch durch eine Nationalgarde von 32000 Mann verstärkt werden kann, wie in der Staatsverwaltung und Volksvertretung sieht es schlimm aus; für ein solches Volk — und besser als das bolivianische ist, mit Ausnahme der Chilenen und Argentiner, kein einziges der spanisch-amerikanischen Staaten — paßt die republikanische Regierungsform wie eine Faust auf das Auge. Das Lächerlichste aber sind die hochtrabenden, phrasenreichen Reden der „Volksvertreter“, die doch alle käuflich sind. Es wäre wirklich schwer, irgendwelche Prinzipien bei den verschiedenen Parteien ausfindig zu machen, da die ganze Politik dort nur rein persönlicher Natur ist, und die politischen Parteien entstehen und vergehen, wenn gerade ein besonders schlauer und ehrgeiziger Führer auftaucht, um rasch einem andern wieder Platz zu machen. Um ein Bild von solchen bolivianischen „Staatsmännern“ zu entwerfen, will ich hier die Lebensgeschichte des Präsidenten Daza mitteilen, der noch in der neuesten Zeit die Republik beherrschte und erst vor kurzem durch eine blutige Revolution gestürzt wurde. General Daza begann seine ruhmvolle Laufbahn als „Mozo“ oder Hausknecht in Sucre, im Hause eines englischen Kaufmannes. Darauf ward er Schneider, fand aber keinen Geschmack an diesem Handwerke oder war zu faul dazu, kurz, er fühlte sich zu Höherem berufen und trat als gemeiner Soldat in das bolivianische Heer. Hier machte er sich bald durch seine Keckheit und Gewissenlosigkeit so bemerkbar, daß General Melgarejo — ein ähnlicher Charakter — in ihm gerade den Mann entdeckte, wie er ihn für seine ehrgeizigen Pläne brauchte, und ihn, nachdem er Präsident geworden, zum „Divisionsgeneral“ ernannte. In dieser Stellung war das erste, was der biedere Daza that, daß er seinen Wohlthäter verriet und sich und sein Bataillon an General Morales verkaufte. Nach dessen baldiger Ermordung wurde er zum Generalissimus der Armee und Kriegsminister des Präsidenten Frias ernannt. Jetzt, wo er faktisch die Republik beherrschte, usurpierte er bald die höchste Gewalt, verjagte den alten Dr. Frias, und so ward der frühere „Mozo“ Präsident und Alleinherrscher von Bolivia. Unter den vielen abenteuerlichen Laufbahnen, von denen die Annalen der südamerikanischen Republiken zu erzählen wissen, steht wohl die des Daza obenan als ein klares Beispiel, wie weit man es dort durch Verrat und Frechheit bringen kann. Das Geheimnis seiner Erfolge ist übrigens leicht auszufinden und beweist, wie wenig die republikanischen Institutionen für Länder wie Bolivia passen; denn bei einer so gemischten Bevölkerung mangelt es einem ehrgeizigen Demagogen nie an Elementen der Revolution, die er gegen die besseren Klassen der Gesellschaft loslassen kann. Daza war stets darauf bedacht,

sich ein Leib-Bataillon von Soldaten, die er „Gardegrenadiere“ nannte, zu halten; diese bezahlte, nährte und kleidete er gut, wenn er auch zum Muster ihrer Uniformen die unserer frühern städtischen Bürgerwehren ausgesucht zu haben scheint. Mochte der Staatssäckel auch noch so leer sein, so daß niemand sein Guthaben oder seinen Gehalt ausgezahlt erhielt: für das Leib-Bataillon, dem Daza die Präsidentschaft verdankte, war immer Geld vorhanden. Daza soll aber, seitdem er zu so hoher Würde gelangt ist, seine rohen Manieren etwas gebessert haben; denn während er sich als Divisionsgeneral jeden Abend betrank, soll er es als Präsident nur dreimal in der Woche gethan haben. Auch soll er Freimaurer sein, was um so wahrscheinlicher ist, als in Bolivia jeder, der vorwärts kommen will, in den Geheimbund eintreten muß und fast alle Volksvertreter, Offiziere und Beamten demselben angehören.

Was nun die natürlichen Verhältnisse von Bolivia betrifft, so ist diese Republik ein wenig bekanntes, vom großen Weltverkehre nur wenig berührtes, fast isoliertes Land. Vom Großen Ocean ist es durch das Territorium von Peru und durch den höchsten und unwegsamsten Teil der Andes abgeschlossen; es besitzt — oder vielmehr besaß — an der Küste des Stillen Meeres nur einen kleinen Streifen Land ohne Wasser und ohne kulturfähigen Boden mit wenigen schlechten Häfen, den ihm nun Chile weggenommen hat und schwerlich je wieder herausgeben wird, da man in dieser früher so wenig beachteten Strecke Landes, der Atacama-Wüste, jetzt sehr wertvolle Salpeter- und Guano-Lager und die reichsten Silberminen entdeckt hat. Im Süden wird Bolivia durch die Argentinische Konföderation begrenzt, deren geographische Lage in ihrem nördlichen Teile nicht viel günstiger ist, als die von Bolivia; im Osten trennen es undurchdringliche Urwälder und Sümpfe von Brasilien, und gegen Norden hindern die Stromschnellen und Wasserfälle des Madeira die Verbindung mit dem Amazonenstrome und dem Atlantischen Ocean. Bolivia hat eine Bevölkerung von zwei Millionen Seelen, und sein Gebiet von 24000 □Meilen, in dem fast alle Klimate zu finden sind, produziert auch fast alles, was der Mensch zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Die Andes bergen unerschöpfliche Lager von Silber, Zinn, Quecksilber, Kupfer, Blei, Eisen und Kohlen; viele der Ströme, welche in den Schneefeldern und Gletschern der Andes entspringen, waschen Gold aus dem Gesteine und setzen es in den Schluchten und Thälern ab. Gerste, Quinoa-Hirse und vortreffliche Kartoffeln, welche am besten im kalten, Weizen, Mais, Luzerne und Tabak, die mehr im gemäßigten Klima gedeihen, bedecken die Abhänge und Thäler, während große Herden von Schafen, Lamas, Vicuñas, Guanacos und Alpacas auf den kalten Hochebenen weiden und wertvolle Wolle liefern. Steigt man nur wenige Meilen hinab, den warmen Thälern (Yungas) oder den Tiefebenen zu, so erregen gleich die schönen Gewächse der Tropen die Aufmerksamkeit

des nordischen Reisenden. Er sieht hier den Kaffeestrauch mit seinen dunkelgrünen Blättern, weißen Blüten und roten, kirschartigen Früchten, die fruchtbare, breitblätterige Banane, das gelblich-grüne, schilfartige Zuckerrohr und die Baumwollenstaude mit ihren gelblichen Blüten und weißen Kapseln. Auch gedeihen hier köstliche Früchte fast ohne Pflege, wie Ananas, Orangen, Chirimoyas und Melonen; der Indianer baut hier seine unentbehrliche Coca, und zu manchen Zeiten des Jahres sind die Wälder erfüllt vom Dufte der Vanille; in einer Höhe von 600—1900 m über dem Meere wird die beste China-Rinde gefunden. Das Klima dieser Region — das dem der höheren Montañas von Peru entspricht, wie überhaupt die natürlichen Verhältnisse von Peru und Bolivia einander sehr ähneln —, ist gesund und angenehm, die Hitze nicht groß, nur fällt in der Regenzeit — Oktober bis April — oft mehr Regen als wünschenswert wäre. Abgesehen von den Ameisen, die hier sehr häufig sind, fallen auch die Insekten in dieser Region nicht sehr beschwerlich, und namentlich dort, wo schon größere Strecken länger angebaut sind, hat der Reisende wenig von Moskitos zu leiden, welche den untern Teil der Nebenflüsse des Amazonas sehr unangenehm machen. Dort in den weiten Ebenen des Beni und Mamoré sind wieder andere Verhältnisse; hier treffen wir den Boden und die Produkte eines Landes, welches zu gewissen Perioden teilweise überschwemmt und dann dem Einflusse einer tropischen Sonne ausgesetzt ist, ohne daß zu irgend einer Jahreszeit die Regen ganz fehlen. Wir sehen deshalb hier in den Savannen sowohl als namentlich in den Urwäldern eine Fruchtbarkeit des Bodens und eine Schnelligkeit im Wachstume, die wahrhaft wunderbar sind und von keinem Lande der Welt übertroffen werden. Hier wachsen dem Anscheine nach junge Bäume zu einer solchen Höhe heran, daß keine Flinte den auf dem Gipfel sitzenden Vogel erreichen kann, und so rasch, daß die Wurzeln kaum Kraft genug besitzen, um das Gewicht des Baumes tragen zu können, weshalb die Bäume bei einem Sturme leicht umstürzen, wozu die sie von der Wurzel bis zum Gipfel umhüllenden Schlingpflanzen noch beitragen. Dies ist das Land des Katao, Indigo, Reis und Zuckerrohrs, der Sarsaparilla, des Kautschuk, Kopal, des Wachses, der amazonischen Muskatnuß, der Tonka-Bohnen und Brasilnüsse, der feinsten Möbelhölzer und wertvoller Farbe- und Medizinalpflanzen. Hier leben die schöne schwarze Unze — eine Varietät des Jaguars —, der Tapir, das Faultier, der Ameisenbär, der Manati, die große Flußschildkröte, der Zitter-Aal, die Boa Constrictor, die Anaconda und die Korallenschlange, der gefräßige Alligator, Affen von unzähligen Arten, Vögel von dem glänzendsten Gefieder und Insekten von den sonderbarsten Formen und lebhaftesten Farben. Das Klima dieses Landes wie überhaupt sämtlicher amazonischen Ebenen ist mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen — wie bereits wiederholt bemerkt und wie es auch die berühmten Naturforscher Agassiz, Wallace

und Bates von den Ufern des Amazonenstromes bestätigen — gesund und nicht unangenehm; denn der Einfluß der heißen Sonnenstrahlen wird hier durch einen fast beständig wehenden, mit Feuchtigkeit beladenen Wind gemildert, so daß hier der Mensch fast nie durch übermäßige Hitze oder durch Kälte leidet. Auf den großen Sandbänken der mächtigen Ströme ist die Hitze allerdings manchmal unerträglich; hier jedoch — in den bolivianischen Tiefebenen sowohl als in denen des peruanischen und brasilianischen Teiles vom Amazonenthale — übersteigt sie im ganzen Jahre nie 35° C. im Schatten und variiert meistens zwischen 20 und 30° C.

Der Schall der Axt unterbricht fast nie die feierliche Stille dieser Urwälder, die Früchte des Bodens verfaulen da, wo sie hinfallen, und nie werden die Ströme Bolivias von andern Schiffen durchfurcht als vom Kanoe des wilden Indianers; ruhig und ungestört tragen sie ihre Gewässer dem „Vater der Flüsse", dem Amazonas, zu. In ganz Bolivia existiert augenblicklich nur eine einzige Dampfmaschine; in den Städten wohnen zwar viele kräftig gebaute Männer, aber das ganze Land scheint einem Zauber verfallen zu sein, der jede Thätigkeit und jeden Unternehmungssinn tötet. „Bolivia sitzt" — wie einer seiner Minister sagte — „auf den Silbermassen der beiden Andesketten, es besitzt ein über alle Maßen fruchtbares Territorium, wo die Schätze verschiedenster Klimate zusammengruppiert sind. Bei all dem siecht Bolivia an der Auszehrung dahin wegen Mangels an Kommunikationsmitteln, welche seine wertvollen Produkte nach den Weltmärkten tragen und seine Söhne zum Fleiß und zur Arbeit anregen könnten." Vier riesige Ströme, der Beni, Mamoré, San Miguel und Itenez, die in ihrem Laufe mehr als hundert kleinere Flüsse aufnehmen, ehe sie sich in den Madeira ergießen, breiten ihre Flußgebiete fächerartig über die größere Hälfte von Bolivia aus und könnten eine leichte Kommunikation bis zu den äußersten Grenzen der Republik vermitteln. Wäre der Madeira bis zu seiner Mündung schiffbar, so könnten die Erzeugnisse Bolivias auf Dampfern nach dem Atlantischen Ocean gebracht werden. Aber der Weg ist nicht offen, mehr als hundert Wegstunden sind durch die Granitfelsen der Madeirafälle unfahrbar gemacht, welche die Schiffahrt unterbrechen.

Um nun diese Fälle zu vermeiden und die Republik Bolivia dem Weltverkehre leichter zugänglich zu machen, hatte es eine nordamerikanische Gesellschaft vor mehreren Jahren unternommen, eine Eisenbahn zu bauen, deren Fortführung leider in neuerer Zeit eingestellt ward, und zwar lediglich, um einigen Pariser und Londoner Börsenspekulanten die Taschen zu füllen. Die Regierung von Bolivia hatte nämlich im Jahre 1870 mit Bewilligung der brasilianischen Regierung, durch deren Territorium die Bahn großenteils zu laufen hat, einem Colonel Church aus New York, einem sehr thätigen und unternehmenden Manne, die Konzession für den

Bau der Bahn und die Befahrung der bolivianischen Flüsse mit Dampfbooten erteilt und ihn zugleich autorisiert, zur Bestreitung der Kosten eine Anleihe in Europa zu machen. Herrn Church gelang es bald, in New York eine Dampfergesellschaft zu gründen mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars, die aus den Ergebnissen der zu machenden bolivianischen Anleihe zurückbezahlt werden sollten. Die letztere Anleihe zustande zu bringen, war aber keine Kleinigkeit; überall in Europa fand Herr Church verschlossene Thüren, bis endlich die Pariser Häuser Erlanger und Julius Beer sich geneigt erklärten, die Sache zu übernehmen, und zwar zu folgenden Bedingungen: für ein nominelles Kapital von 1 700 000 Pfund Sterling in Bonds von 100 und 500 Pfund Sterling 6 Prozent Zinsen und 2 Prozent jährliche Amortisation, Zinsen und Kapital zahlbar in London unter Garantie der bolivianischen Regierung. Die Bonds wurden auf der Börse sehr bereitwillig zum Kurse von 68 abgesetzt und im ganzen die Summe von 1 153 000 Pfund Sterling (23 000 000 Mark) realisiert, wovon die Herren Erlanger und Co. für ihre Bemühungen[1] von vornherein das bescheidene Sümmchen von 2 210 000 Mark abzogen. Der New-Yorker Dampfergesellschaft wurden 2 160 000 Mark übermacht und der Rest einstweilen in nordamerikanischen Staatspapieren angelegt. Daraufhin gründete nun Colonel Church in England die „Madeira- und Mamoré-Eisenbahngesellschaft“. Allein die Herren Erlanger hatten in ihren Vertrag die Bedingung aufnehmen lassen, daß die Bahn durch die Londoner „Public Works Construction Company“, bei der sie beteiligt waren, gebaut werden müsse — ein Börsenmanöver, das auch in Deutschland zur Zeit des „wirtschaftlichen Aufschwunges“ von den Gründern vielfach angewendet ward, um doppelt zu „verdienen“. Demgemäß ward dieser Gesellschaft der Bau übertragen. Sie schickte auch Ingenieure nach dem Madeira, ließ hübsche Illustrationen dortiger Landschaften drucken, erklärte aber schließlich, die Bahn sei nicht auszuführen; 800 000 Mark hatte sie dabei ausgegeben, die ihr zurückbezahlt werden mußten. Beinahe 18 Millionen Mark lagen aber noch in amerikanischen Bonds sicher angelegt in der Bank von England, und auch diese wollten die Pariser Börsenspekulanten und ihre Londoner Helfershelfer gewinnen. Zunächst schloß nun Colonel Church, der die gegen sein Unternehmen gesponnene Intrigue der Börsenwölfe noch nicht durchschaute, einen neuen Baukontrakt mit der in Amerika rühmlichst bekannten Firma P. und J. Collins in Philadelphia. Die von diesen Herren nach dem Madeira geschickten Ingenieure bestätigten sämtliche Angaben, die Herr Church über die Natur des Landes und die Erfordernisse für den Bau einer Eisenbahn gemacht hatte, und fanden auch,

[1] Die Geschichte dieser Finanzoperation ist englischen und amerikanischen Blättern entnommen.

daß eine solche Bahn unumgänglich notwendig sei, um die Kommunikation zwischen Bolivia und dem Atlantischen Ocean zu vermitteln, da die Wasserfälle des Madeira die Dampfschiffahrt auf eine weite Strecke unterbrechen.

Auf diese günstigen Berichte hin wurde nun die Arbeit energisch begonnen. Nach dem Dorfe San Antonio, in dessen Nähe die Wasserfälle des Madeira beginnen, wurden zunächst die nötigen Ingenieure und 700 Arbeiter geschickt, sowie 2600 Tonnen Eisenbahnschienen nebst Zubehör und eine Lokomotive. Um das nötige Material von Pará nach dem Madeira zu schaffen, wurde ein Kontrakt mit einer amerikanischen Schleppergesellschaft abgeschlossen, die auch sofort zwei Schleppdampfschiffe hinsandte. Von der brasilianischen Regierung erwirkte man die Erlaubnis, 500 nordamerikanische Neger als freie Arbeiter nach dem Madeira zu schaffen und mietete außerdem 600 Mann aus der ausgehungerten Provinz Ceará. Auch leistete die nordamerikanische Regierung dem Unternehmen wichtige Unterstützung, indem sie den Kriegsdampfer „Enterprise" unter Kapitän Selfridge nach dem Amazonenstrome schickte, um diesen Strom sowie den Madeira bis zu den Wasserfällen gründlich zu untersuchen und Karten davon aufzunehmen. Soweit ging alles gut, und am 1. September 1877 waren bereits 14 engl. Meilen vermessen, $3^1/_4$ Meilen entholzt und über eine Meile fertiggestellt, als das ganze Unternehmen plötzlich in Frage gestellt ward. Die Arbeiter fingen an zu desertieren, die Leute aus Ceará kamen nicht an und verhungerten in den Wäldern, die brasilianische Regierung widerrief ihre Erlaubnis, die Neger zu bringen, und die Schleppergesellschaft kündigte ihren Kontrakt — alles dies, weil es an dem nervus rerum, dem Gelde, zu mangeln begann. Nachdem nämlich die Londoner „Public Works Construction Company" sich geweigert hatte, die Arbeiten auszuführen und die ungünstigsten Berichte über das Unternehmen veröffentlicht hatte, fielen die Aktien der bolivianischen Anleihe auf einen lächerlichen Preis und wurden nun von einer Clique von Börsenwölfen, die von Anfang an das Unternehmen in ihre unsaubern Hände zu spielen getrachtet hatten, für eine Bagatelle aufgekauft; ihre Absicht ging dahin, sich des bei der englischen Bank sicher deponierten Kapitals von 18 Millionen zu bemächtigen. Sie protestierten gegen den neuen Baukontrakt mit der Firma Collins, behaupteten, die erste Untersuchung der englischen Ingenieure habe bewiesen, daß das Unternehmen unausführbar sei, und begannen den Prozeß. In erster Instanz verloren die Börsianer: das Gericht stellte den Grundsatz auf, daß, da das Geld für den speziellen Zweck, die Madeira-Bahn zu bauen, gezeichnet worden und die Unmöglichkeit der Ausführung nicht genügend bewiesen sei, das Kapital nur für diesen Zweck verwendet werden dürfe. Daraufhin wurden gleich die ersten Anschaffungen gemacht und die obenerwähnten Arbeiten ausgeführt. Da erwirkten die Spekulanten vom englischen Kanzleigericht einen Befehl, die Zahlungen

bis auf weiteres zu suspendieren, und dies war die Ursache der bereits angedeuteten Arbeitseinstellung. Nun fiel aber die Entscheidung des Kanzleigerichtes günstig für die amerikanischen Unternehmer aus, und sofort wurden die Arbeiten wieder aufgenommen. Im November 1878 waren wieder 1000 Mann an der Arbeit, Material für 11 Meilen Bahn war an Ort und Stelle, und der schwierigste Teil der ganzen Bahn, die ersten 1¼ Meilen, fertiggestellt, eine ebensogroße Strecke war in Arbeit. Auch die brasilianische Regierung zeigte sich schon wieder geneigter und schloß mit der Firma Collins einen Kontrakt ab, binnen fünf Jahren 10 000 amerikanische Kolonisten an der neuen Eisenbahn anzusiedeln. Da kam der Krach und vernichtete das ganze so vielversprechende Unternehmen! Die Börsenwölfe, in allen Advokatenkniffen wohlerfahren, hatten es in der obersten Instanz durchzusetzen gewußt, daß ihnen der ganze Raub schließlich zugesprochen ward, und hatten so ihren Zweck erreicht. Wieder ein Beispiel, daß der „Giftbaum der Börse", so wie er sich jetzt dank seinen „liberalen" Protektoren entwickelt hat, weit mehr Schaden als Nutzen bringt und hauptsächlich dazu dient, das Volk zu gunsten der modernen Raubritter auszusaugen. Indes scheint es, daß die Madeira-Bahn jetzt doch gebaut werden wird. Wenigstens teilte im Mai 1882 der Kaiser von Brasilien in seiner Thronrede den Kammern mit, ein Vertrag mit Bolivia sei unterzeichnet worden, wonach Brasilien sich verpflichtet habe, die Madeira-Bahn zu bauen und der bolivianischen Ein- und Ausfuhr Zollfreiheit auf fünfzig Jahre zu gewähren.

# VIII.

# Der Amazonas.

**Obidos. — Kakao-Pflanzungen. — Santarem. — Campos. — Labyrinth von Inseln. — Der Tocantins. — Pará. — Kolonisation.**

Ungefähr fünfzehn Stunden unterhalb der Mündung des Madeira liegt am linken Ufer des Amazonenstromes das Dorf Serpa, in dessen Nähe ein Nordamerikaner Namens Stone eine große Pflanzung etabliert hat. Er hatte mehrere Jahre lang Tauschhandel mit den Indianern am Hauptstrome und den Nebenflüssen getrieben und sich damit ein kleines Vermögen erworben, das er nun in seiner Pflanzung angelegt hat. Obgleich noch nicht lange Jahre angesiedelt, hat er bereits eine große Strecke Land urbar gemacht und ein geräumiges Haus darauf erbaut. Er pflanzt hauptsächlich Tabak und Manioc und treibt Viehzucht, wofür die Gegend von Serpa, wo natürliche Wiesen mit gutem Graswuchse vorkommen, sehr geeignet ist. Seine Pflanzung gewährt ihm schon ein hübsches Einkommen, und das Beispiel des Herrn Stone, der vor etwa zwölf Jahren fast ohne Vermögen in das Land gekommen war, zeigt, daß auch am Amazonenstrome ein thätiger, strebsamer Mann es zu etwas bringen kann. Sein Land hat übrigens ursprünglich nur wenig gekostet; denn im Amazonengebiete kann man mit Leichtigkeit von der brasilianischen Regierung — und ebenso auch von der peruanischen oder bolivianischen — große Strecken Landes erwerben, wofür man nur die Vermessungskosten, die auch nicht bedeutend sind, zu bezahlen hat. Weniger günstig war das Los einiger Hundert Nordamerikaner aus den Südstaaten, die gegen Ende des amerikanischen Krieges sich nach dem Amazonenstrome gewandt und bei Santarem sich angesiedelt hatten, wo ihnen die brasilianische Regierung Land geschenkt hatte. Diese Leute waren mit übertriebenen Hoffnungen in das Land gekommen; in jedem Bache erwarteten sie Gold oder Diamanten zu finden, und da sie als frühere Plantagenbesitzer an keine Handarbeit gewöhnt waren und auch kein Kapital besaßen, um sich Arbeiter mieten zu können, so wurden sie sehr bald enttäuscht, verloren den Mut und zerstreuten sich nach allen Weltgegenden. Nach diesen kamen wieder siebenzig Familien aus

den Südstaaten nach Santarem; diese waren von Haus aus mehr ans Arbeiten gewöhnt und haben sich definitiv auf Regierungsland niedergelassen. Trotzdem im Anfange einige wieder wegzogen, hat sich ihre Anzahl doch nicht vermindert; durch Geburten und durch Heiraten mit Brasilianerinnen ward der Ausfall wieder ersetzt, so daß die ursprüngliche Seelenzahl der Kolonie dieselbe geblieben ist. Sie bauen auf ihren Farmen Tabak, Kakao, Manioc und Zuckerrohr, woraus sie Rum bereiten; reich ist aber bis jetzt noch keiner geworden, obgleich so ziemlich alle sich in unabhängiger Lage befinden. Auch diesen Leuten fehlte es an Kapital, um Arbeiter mieten und so rascher vorwärts kommen zu können. Wer aber ein kleines Vermögen besitzt, kann es bei gehöriger Umsicht und Thätigkeit am Amazonenstrome zu etwas bringen; denn der Boden ist sehr fruchtbar, der Absatz für die Produkte leicht und das Klima, wenn auch heiß, doch in den meisten Gegenden verhältnismäßig gesund. Allerdings kann dort der Weiße, der in der Sonne arbeiten muß, also der Landbauer, dies nur in wenigen Stunden des Tages thun. Von neun Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags muß er ruhen, wenn er seine Gesundheit bewahren will; demnach kann er nur höchstens fünf Stunden am Tage arbeiten, und dies genügt kaum, selbst auf diesem so beispiellos fruchtbaren Boden, um es bald zu etwas zu bringen. Deshalb wird das Amazonenthal schwerlich je eine Heimat werden für wirkliche Ansiedler weißer Rasse, d. h. für Leute, die hauptsächlich mit ihrer Hände Arbeit Landbau betreiben wollen. Diese könnten eher auf den das Amazonenthal begrenzenden Hochländern passende Plätze zur Ansiedlung finden. Ein junger unverheirateter Mann mit etwas Kapital könnte hingegen sein Glück auch in den Ebenen versuchen; nur wäre einem solchen dringend anzuraten, zuvor sich das Land gehörig anzusehen — was bei der dort herrschenden Gastfreiheit nicht viel kostet — und die portugiesische Sprache wenigstens notdürftig zu erlernen, ehe er sich in irgend ein Unternehmen einläßt. Für die beste Gegend am ganzen Amazonas halte ich das linke Ufer des Flusses, zwischen der Mündung des Trombetas und der des Xingu, wo die letzten Ausläufer der Gebirge von Guyana bis nahe an den Fluß herantreten, das Ufer sehr hoch ist und nicht überschwemmt werden kann, also das Land zwischen den Orten Obidos und Gurupá. Hier kann man auch landschaftlich schöne Punkte antreffen, während sonst die Ufer des großen Flusses so eintönig und langweilig als möglich sind. Hier ist schon mehr Handel und Wandel und mehr Civilisation, als weiter oben am Flusse; das Klima ist ziemlich gesund und der Boden für den Bau von Kakao, Zuckerrohr, Tabak und anderen tropischen Produkten sehr geeignet, wie auch viele offene zur Viehzucht passende Savannen dort zu finden sind. Fast alle Reisenden, welche das Amazonenthal bereist haben, Naturforscher wie Bates, Wallace, Agassiz und auch die erwähnte

amerikanische Kommission stimmen darin überein, daß das Klima nicht übel und jedenfalls besser ist als das des Mississipi-Thales.

Der nächste große Strom, zu dem man gelangt, nachdem man die Mündung des Madeira passiert hat, ist der Trombetas, der zwar stellenweise fast eine Stunde breit, für größere Schiffe aber kaum hundert Stunden hinauf schiffbar ist, da Stromschnellen und Wasserfälle die Schiffahrt unterbrechen. Sein unterer Lauf ist ziemlich ungesund, indem hier schlimme Wechselfieber auftreten; vom obern Laufe des Flusses, der in Guyana entspringt, ist wenig bekannt. Nicht weit von seiner Mündung liegt auf dem steilen Nordufer des Stromes, etwa 30 m über dem Wasserspiegel, die Stadt und das Fort von Obidos. Hier ist die ganze ungeheure Wassermasse des Amazonenstromes in ein zwar sehr tiefes, aber nur 2 km breites Bett zusammengedrängt. In mächtigen grauen Wirbeln wälzt sich die Flut brausend an Obidos vorbei, da hier der Fluß nach den Wasserfällen des Pongo de Manseriche die größte Strömung besitzt, nämlich eine volle deutsche Meile in einer Stunde. Das Nordufer des Stromes ist hier meilenweit sehr hoch, zuweilen bis 50 m über dem Fluß, und macht auf den Reisenden, der von oben herunterkommt und monatelang nichts anderes als niedere, dicht bewaldete Ufer gesehen hat, einen gewaltigen Eindruck, zumal man hier in blauer Ferne auch höhere Berge, die letzten Ausläufer der Gebirge von Guyana, sehen kann. Obidos ist eine der hübschesten Städte am Flusse und wird jetzt wohl 2000 Einwohner zählen, da in neuerer Zeit eine starke Einwanderung, namentlich von Portugiesen, nach dieser Gegend stattgefunden hat. Obidos besitzt auch ein vom Staate unterstütztes Kollegium, das zu meiner Zeit freilich nur 24 Studenten unter der Leitung eines einzigen Professors, eines jungen Geistlichen, zählte; jetzt soll es aber bedeutend vergrößert worden sein.

Die meisten Bewohner von Obidos sind Besitzer kleiner Kakao-Pflanzungen, die im Tieflande der Umgegend gelegen sind; einige besitzen auch größere Rindviehherden, die auf den benachbarten Savannen, oder „Campos“, wie sie hier genannt werden, weiden. Diese Campos sind mit einem nahrhaften Grase bewachsen, werden aber zuweilen, wenn die Flüsse sehr hoch werden, überschwemmt, und dann hat das halbwilde Rindvieh, das sich auf die höheren Stellen zurückziehen muß, sehr von Hunger und auch von den Alligatoren zu leiden, die manches Stück, das sich zu nahe an das Wasser wagt, herabziehen und verzehren. Nur die allerprimitivsten Methoden werden hier sowohl bei der Viehzucht wie auch bei dem Kakaobaue befolgt, weshalb auch die Landbesitzer meist ziemlich arm sind.

Der Kakao wird hier im August in Gartenbeete gesäet und darauf im Januar, zehn Fuß im Quadrat, ausgesetzt. Um die jungen Pflanzen

vor der zu starken Sonne zu schützen, werden Bananen oder Mais in Reihen dazwischen gepflanzt. In gutem Lande tragen die jungen Bäume schon nach vier Jahren und sollen achtzig Jahre lang Ernten liefern. Die Bäume blühen im Oktober oder November zum ersten und im

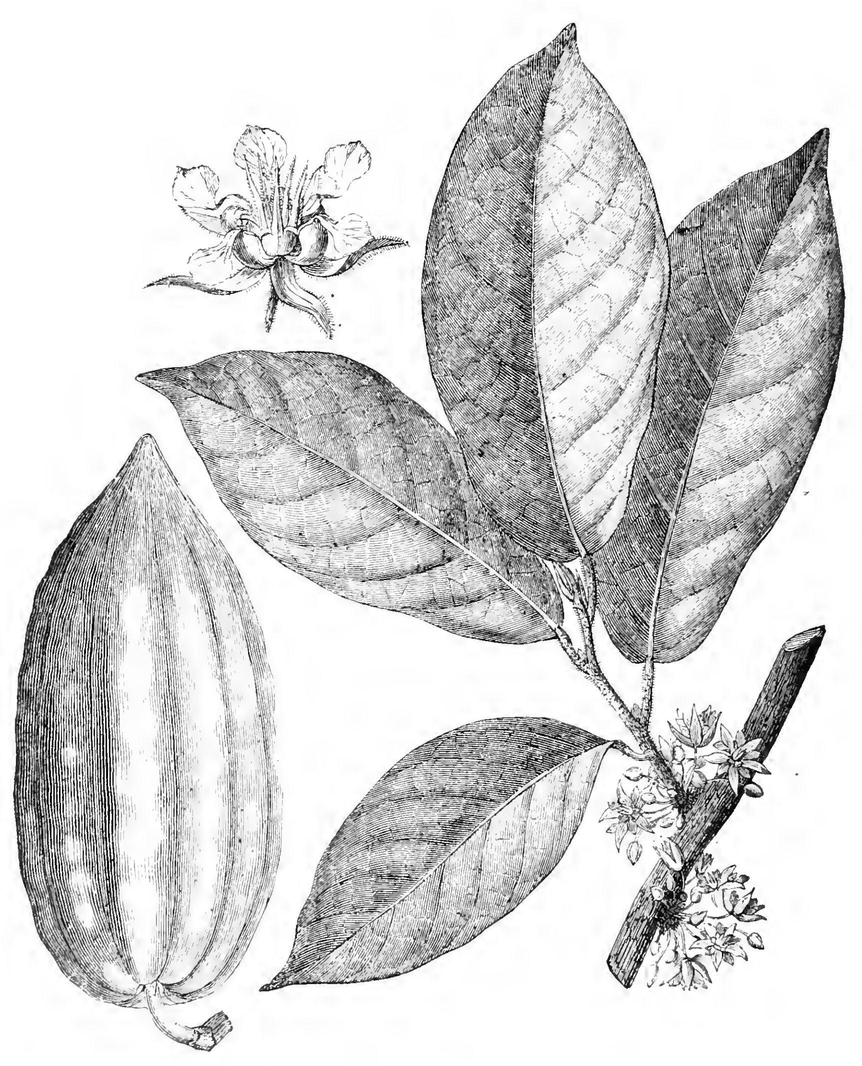


Fig. 31. Kakao-Zweig nebst Frucht.

Februar oder März zum zweiten Male. Die Sommer-Ernte beginnt im Januar und Februar, die Winter-Ernte, welche die reichste ist, wird im Juni und Juli eingeheimst; kaum sind die Früchte von den Bäumen weggenommen, so beginnen diese wieder zu blühen. Ungefähr 2—3000 Bäume

kann ein Arbeiter warten und abernten; auf gutem Lande liefert jedes Tausend Bäume, wenn die Ernte gut ausfällt, bis 18 Centner im Jahre, durchschnittlich aber nicht über 12 Centner; für den Centner gewöhnlicher schlechter Ware werden in Pará nur ungefähr 10 Mark, für gute Ware aber 40 Mark bezahlt. In Obidos berechnet man die Kosten der Anlage einer Kakao-Plantage bis zur ersten Ernte auf 500 Mark per Tausend Bäume. Das Geschäft wäre also für einen thätigen Mann, der nicht dem Schlendrian des Landes folgt und zugleich etwas Kapital besitzt, kein übles; die kleinen Pflanzer aber, die sich vor der ersten Ernte in Schulden stürzen müssen, sind gewöhnlich sehr arm und kommen, da sie horrende Wucherzinsen bezahlen müssen, selten aus ihren Schulden heraus. An Arbeitern herrscht ziemlicher Mangel, obgleich die kleinen Pflanzer keine mieten und alle Arbeiten selber mit ihren Familien besorgen; einige von ihnen haben 10—15000 Bäume und können auch dieselben ganz gut abwarten, da bei der Ernte, die am meisten Mühe verursacht, die Nachbarn sich gegenseitig aushelfen. Im ganzen erfordert der Anbau des Kakao wenig Anstrengung; meist wird nur im Schatten gearbeitet und überhaupt nur wenige Wochen im Jahre, so daß in der übrigen Zeit die Leute mit andern Kulturen sich beschäftigen könnten, wenn sie Lust dazu hätten. Ihre unverbesserliche Trägheit hindert sie aber, sich mit allem Luxus eines tropischen Landes zu umgeben. Sie könnten die köstlichsten Früchte ziehen, Mais pflanzen und Rinder und Schweine züchten, statt sich allein auf den spärlichen Ertrag ihrer kleinen Kakao-Pflanzungen zu verlassen und im ganzen Jahre von nichts als Fisch und Farinha zu leben. Sie verstehen nicht einmal, den Kakao richtig zu behandeln, wenigstens haben sie noch nicht gelernt, ihn gehörig zu trocknen. Die Folge ist, daß die Bohnen, obgleich ursprünglich von guter Qualität, schimmelig werden, ehe sie in das Magazin des Kaufmanns gelangen, und daher zu einem erbärmlichen Preise verkauft werden müssen. Die Amazonengegenden sind die ursprüngliche Heimat der Hauptvarietät des Kakaobaumes; dieselbe wächst wild in ganzen Wäldern am obern Flusse und vielen Nebenflüssen; übrigens läßt man die Bäume auch in den sogenannten Kakao-Pflanzungen so gut wie wild wachsen, indem man sie an manchen Orten fast vom Unkraute ersticken läßt, während die Bäume ungleich reichere Ernte liefern, wenn man sie von Unkraut rein hält. Der Kakao-Bau wäre ein Unternehmen, dem sich mancher junge Europäer, der einiges Kapital und Energie besitzt, mit gutem Erfolge widmen könnte. Das größte Hindernis ist nur der Arbeitermangel, dem wohl nur durch die Einfuhr ostindischer oder chinesischer Kulis abzuhelfen wäre; die einheimischen Neger, Mulatten und Indianer, die man mieten kann, taugen alle nicht viel und sind träge und unzuverlässig, bekommen allerdings auch nur geringen Lohn und werden schlecht genährt.

Nahe der Mündung eines andern Riesenstromes, des Tapajoz, und

zwar noch am Ufer dieses letztern Flusses, liegt Santarem, nach Pará die bedeutendste Stadt des untern Amazonas. Obgleich sie jetzt schwerlich mehr als 5000 Einwohner enthalten wird, ist sie doch nach Pará der civilisierteste Ort am ganzen Amazonenstrom. Die kleine, nette Stadt hat gerade Straßen, weiß angestrichene, mit roten Ziegeldächern versehene Häuser; umgeben von grünen Gärten und Wäldern, steht sie auf einer sanft sich abdachenden, mäßigen Erhöhung am östlichen Ufer des Tapajoz, kaum eine halbe Stunde von der Mündung in den Amazonenstrom entfernt. Bei Santarem ist der Tapajoz nicht ganz eine Stunde breit, sieben Stunden oberhalb der Stadt aber hat dieser mächtige Fluß eine Breite von vollen vier Stunden; im Vergleich zu ihm ist der Rhein ein kleines Flüßchen, und doch ist der „Tapajoz" in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt! Das Hügelland, durch das er fließt, ist eine Fortsetzung des centralen Hochlandes von Brasilien und erstreckt sich fast ohne Unterbrechung auf der Ostseite des Flusses herunter bis zu seiner Mündung bei Santarem. In Santarem ist das Leben viel angenehmer als in den meisten anderen Orten des Amazonas, weil man hier von Moskitos und Sandfliegen ziemlich verschont ist. Dann ist auch das Klima prachtvoll; während sechs Monaten im Jahre, vom August bis Februar, fällt sehr wenig Regen — wie überhaupt das Klima immer trockener wird, je mehr man sich dem Atlantischen Ocean nähert, und immer feuchter, je näher man an die Andes kommt —, wochenlang ist der tiefblaue Himmel wolkenlos, und doch ist die Hitze nicht empfindlich wegen der frischen Seebrise, die den ganzen Tag über weht und zuweilen so stark wird, daß man Mühe hat, in der Straße dagegen anzukämpfen. Die hier wohnenden Europäer haben so ziemlich ihre heimische Gesichtsfarbe konserviert. Angenehm sind die Bäder in den klaren Fluten des Tapajoz, die den Alligatoren nicht zu behagen scheinen, da sie hier fast gar nicht vorkommen, während sie im nahen Amazonas massenhaft vorhanden sind. Selbst in der Regenzeit sind die Straßen stets rein und trocken gehalten; hier kann man täglich Milch und frisches Weizenbrot, sowie Rindfleisch und köstliche Tropenfrüchte bekommen — welch ein Hochgenuß, wenn man monatelang von Schildkrötenfleisch, Fischen und Farinha gelebt hat!

In der Umgegend von Santarem ist das Land nicht mit dichten Urwäldern bedeckt, wie man es sonst fast überall in Amazonien findet. Es ist ein Savannenland, mäßig hoch und wellenförmig; mit kleinen Wäldern oder einzelnstehenden Bäumen sind nur wenige Stellen bewachsen, die von den Brasilianern „Ilhas de Mato" (Waldinseln) genannt werden. Sie werden von sehr verschiedenartigen Bäumen gebildet, die wie in den großen Wäldern mit Schlingpflanzen überwachsen sind; nur parallel mit dem Flusse und dicht bis an das Ufer herantretend zieht sich ein schmaler Streifen dichten Waldes hin. Auch bei Santarem sieht man von den Campos aus

verschiedene Hügelketten; einige derselben sind langgestreckte, nackte Bergrücken, an anderen Orten erheben sich isolierte, kegelförmige Hügel, die aber kaum die Höhe von 350 m zu erreichen scheinen, unvermittelt aus der Ebene, in der eine malerische Abwechslung von Wald und Prairie erscheint. Eine vollständige Einsamkeit herrscht in diesem schönen, von des Menschen Fuß nur selten betretenen Lande. Die Einwohner von Santarem wissen gar keine Auskunft über das Innere zu geben und scheinen sich auch gar nicht darum zu bekümmern. Einige Pfade führen aus der Stadt über die Savanne nach mehreren kleinen Pflanzungen, die ungefähr zwei bis drei Stunden entfernt liegen und armen Leuten gehören; sonst aber giebt es bei Santarem weder Wege noch andere Anzeichen der Nähe einer civilisierten Niederlassung.

Das Aussehen dieser Savannen oder Campos wechselt je nach der Jahreszeit; sie bieten nicht, wie die tropischen Urwälder, das ganze Jahr hindurch denselben Anblick. In diesem Teile der Amazonenregion sind die Jahreszeiten scharf getrennt, aber die Verschiedenheit ist nicht so groß, wie in manchen anderen tropischen Ländern, wo während des trockenen Monsuns Insekten und Reptilien ihren Sommerschlaf halten und zu gleicher Zeit die Bäume ihre Blätter abwerfen. Hier verdorrt das Gras auf den Campos, sowie die trockene Jahreszeit vorrückt (August, September); jedoch ist diese Periode keine vollständige Ruhezeit für das Pflanzen- und Tierleben. Man sieht zwar nicht so viele Vögel wie zur Regenzeit, doch brüten jetzt einige Arten, unter anderen die Erdtauben (Chamaepelia), wie Bates mitteilt. Die Bäume behalten ihr Laub und einige derselben blühen sogar in den trockensten Monaten. Die Eidechsen erstarren nicht und Insekten sieht man im Larvenzustande sowohl als voll entwickelt; einige Schmetterlinge, deren Raupen auf Bäumen sich nähren, erscheinen sogar erst, wenn die trockene Jahreszeit schon ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Regen treten oft plötzlich gegen Anfang Februar ein, zugleich mit heftigen Stürmen aus Westen, also aus der entgegengesetzten Richtung, von woher der Passatwind hier weht. Gewöhnlich sind diese Stürme von furchtbaren Gewittern begleitet, von blendenden Blitzen und schrecklichen Donnerschlägen. Gleich beim Ausbruche des Gewitters fällt der Regen in wolkenbruchartigen Strömen, die allmählich nachlassen und zuletzt in einen feinen Landregen übergehen, der auch den ganzen nächsten Tag oft noch anhält. Nach einer oder zwei Wochen Regenwetter erhält das Land ein total verschiedenes Aussehen. Der ausgedörrte Boden bekleidet sich wie durch Zauber mit einem saftigen Grün; die welken staubigen Bäume legen, ohne daß sie alle ihre alten Blätter abgeworfen haben, ein neues Kleid von zartgrünem Laube an; verschiedene Arten schnellwachsender Leguminosen erscheinen überall und blattreiche Kletterpflanzen überdecken den Boden, die Büsche und Baumstämme. Man wird an das plötzliche Eintreten des Frühlings erinnert, das zuweilen in unserer nor-

dischen Heimat nach einigen warmen Regengüssen stattfindet; namentlich fällt es denjenigen auf, welche jahrelang in den feuchten Urwaldregionen des obern Amazonenstromes und des östlichen Abhanges der Anden zugebracht haben. Auf den Campos ist nun neues Gras, und viele Savannenbäume, besonders die Myrten, beginnen durch den Duft ihrer Blüten allerlei Insekten anzuziehen, weshalb dann manche Vögel, die sonst nur in den Wäldern leben, die Savannen besuchen. Nach einem oder zwei Monaten Regenwetter treten gewöhnlich im März einige Wochen trockenen Wetters ein — ebenso wie in den Montañas von Peru die Regenzeit, die hier im Oktober beginnt, um Weihnachten durch schöne Witterung, die zwei oder drei Wochen anhält, unterbrochen wird. Die stärksten Regen fallen im April, Mai und Juni, wo es aber auch nicht beständig regnet, sondern hin und wieder hübsche, sonnige Tage vorkommen. Im Juni und Juli ist in den Campos die Üppigkeit der Vegetation auf ihrer Höhe, die meisten Vögel haben dann auch ihre Mauser vollendet und prangen in glänzendem Federschmucke, viele Gebüsche sind mit Blüten bedeckt. Diese Jahreszeit entspricht dem Sommer der gemäßigten Klimate, wie das Aufbrechen des Laubes im Februar den Frühling repräsentiert; doch herrscht unter dem Äquator — wie Bates, der genaueste Kenner der Flora und Fauna der Amazonenregion, bemerkt — nicht jener gleichzeitige Fortgang im jährlichen Wechsel des Pflanzen- und Tierlebens, den man in höheren Breiten beobachtet; einige Arten sind allerdings in ihren periodischen Lebensverrichtungen von anderen abhängig und gehen mit ihnen Hand in Hand, aber sie werden nicht zur selben Zeit und auf dieselbe Weise durch den Wechsel der Jahreszeiten affiziert.

Nachdem man Santarem verlassen und wieder den Hauptstrom erreicht hat, kann man noch lange Zeit das klare, grüne Wasser des Tapajoz wahrnehmen, das sich am südlichen Ufer hinzieht, während die trübe Strömung des Amazonas sich deutlich davon abhebt und fast das ganze Flußbett einnimmt. Der erste Ort, den man nun erreicht, ist Monte Alegre, ein kleines Städtchen, dessen Bewohner sich mit Kakaobau, Viehzucht und Töpferei beschäftigen. Zwischen Monte Alegre und der Mündung des Xingu ist das nördliche Ufer des Flusses sehr hoch, und einige der Hügel, die man hier sieht, verdienen fast den Namen von Bergen; namentlich bei dem Dorfe Almeyrim sind einige, die sich 250 m über den Spiegel des Flusses erheben und bis zum Gipfel dicht bewaldet sind. Die Form dieser Hügel ist verschieden: einige gleichen mit ihren flachen Gipfeln abgestumpften Kegeln, andere sehen mehr wie hohe Landrücken aus und erinnerten mich an den Donnersberg in der Rheinpfalz. Näher bei Monte Alegre sind wieder Hügelketten, die nicht bewaldet, aber mit kurzem Grase überwachsen sind. Bei der Mündung des Xingu ist der Amazonenstrom mehr als vier Stunden breit; der Xingu hat eine Länge von 500 Stunden und entspringt auch, wie der Tapajoz, in den Gebirgen von Cuyabá, der Diamantenregion Brasiliens.

Bald nachdem man die Mündung des Xingu und das Dorf Gurupá passiert hat, beginnt das große Süßwassermeer des Amazonas. Der Fluß erweitert sich plötzlich zu einer ungeheuren Bai, die an ihrer breitesten Stelle ungefähr 70 Stunden breit sein wird. Man könnte sie ganz gut die Bai der tausend Inseln nennen, zwischen denen ein Gewirre von unzähligen großen und kleinen Kanälen sich befindet. Die große Insel Marajó, die weit größer ist, als das Königreich Württemberg, nimmt ungefähr die Mitte dieser Bai ein und teilt den Fluß in zwei Hauptarme: der Hauptstrom ergießt sich nördlich von Marajó in das Atlantische Meer; der kleinere südliche Arm, der noch den mächtigen Tocantins aufnimmt, heißt der Pará-Fluß. Das Mündungsgebiet des Amazonas ist keine Deltabildung. Denn die zwischen seine Mündungen gelagerten Inseln sind keine vom Flußschlamme gebildeten Anschwemmungen, sondern bestehen aus festen Lehm- und Sandsteinbänken und müssen als Trümmer der ehemals viel weiter reichenden Küste angesehen werden. Die tausend Inseln, die alle flach und mit einer ungemein üppigen Vegetation bedeckt sind, liefern den meisten Kautschuk, der nach Pará auf den Markt kommt; manchmal erblickt man, wenn man durch die vielgewundenen, oft ungemein schmalen Kanäle fährt, auf diesen Inseln in kleinen Lichtungen eine Hütte, umgeben von Kakaobäumen, Kokospalmen und anderen Palmenarten, unter denen sich namentlich die schlanke Miriti durch ihre Schönheit auszeichnet. Plötzlich tritt man aus einem dieser engen Kanäle in die fünf Stunden breite Bucht von Limoeiro, in die der mächtige Tocantins mündet. Man sieht einen weiten Wasserhorizont vor sich, ein Süßwassermeer liegt vor dem Reisenden; ja so sehr gleicht dieses Meer dem großen Ocean, daß es, vom Winde oder von der einlaufenden Flut erregt, nicht Wellen, sondern hohe Wogen aufwirft und die großen Dampfer auf- und absteigen läßt, wie auf offener See.

Der Tocantins bildet bei seiner Mündung ein vollkommenes Delta, breite Arme nach verschiedenen Richtungen ausstreckend. Im Anfange glaubt man gar nicht, daß man es mit einem der riesigsten Ströme des Amazonengebietes, einem Strome von 2500 km Länge, zu thun hat. Am linken Ufer dieses gigantischen Flusses, etwa 15 Stunden oberhalb der Mündung, liegt Cametá, eine ziemlich bedeutende Stadt, rings umgeben von einer prachtvollen Tropenvegetation, mit wunderschöner Aussicht auf den unten vorbeiströmenden grünen Fluß, der hier immer noch zwei Stunden breit ist. In der großen und blutigen Revolution der Farbigen der Provinz von Pará im Jahre 1835, die zwei Jahre lang dauerte und nur mit großer Mühe bewältigt wurde, war Cametá die einzige Stadt in der ganzen Provinz, welche den Anarchisten erfolgreichen Widerstand leistete. Pará war ganz in der Gewalt der Revolutionäre, nachdem der Präsident und der Militärkommandant ermordet worden waren und das Militär sich

der Revolution angeschlossen hatte; nicht nur in Pará, sondern auch in den anderen Orten der Provinz wurden viele Weiße, besonders aber Portugiesen, die am meisten verhaßt waren, getötet. Die Bewohner von Cametá aber, meist Mestizen und nur sehr wenig mit Negern gemischt, sammelten sich unter der Führung eines energischen, entschlossenen Priesters, Namens Prudencio, befestigten den Platz und warfen die Bande, welche von Pará aus angerückt kam, mit großem Verluste zurück. Cametá ward nun der Zufluchtsort für alle Weißen der Provinz und das Hauptquartier der loyal gebliebenen Bürger, die von hier aus verschiedene Expeditionen gegen die Anarchisten absandten, bis es endlich der Regierung gelang, den Aufruhr zu ersticken.

Die Ufer des Pará-Flusses, der stellenweise über 30 km, bei der Stadt Pará aber, wo er durch Inseln eingeengt wird, nur 20 km breit ist, sind ungemein schlammig. Einen eigentümlichen Anblick gewähren, je mehr man sich der Stadt nähert, die vielen mit einem Strohdache bedeckten und mit Kajüten versehenen Kanoes, sowie die kleinen Flußbarken mit ihren hohen Spindelmasten und dünnen Baumwollsegeln, welche einige Ähnlichkeit mit chinesischen Dschunken haben. Der Haupttransport auf dem Flusse wird — trotz der Dampfschiffe — noch immer mit diesen Kanoes betrieben, die beständig ankommen und absegeln, und von denen die Küste in der Nähe der Stadt buchstäblich wimmelt. Sie bringen die Landeserzeugnisse von überall her und kommen zuweilen aus Entfernungen von mehr als dreihundert Stunden den Fluß herab. Bei dieser Schiffahrt sind namentlich Indianer beteiligt, von denen man ganze Familien in den Kanoes erblickt. Auf den größeren Kanoes sind Hängematten angebracht, und in diesen kann man im Hafen von Pará die Kanoe-Männer liegen und sich schaukeln und den ganzen Tag rauchen und schmausen sehen.

Die Stadt **Pará** liegt immer noch über 100 km von der Mündung des Flusses entfernt; sie ward im Jahre 1615 von den Jesuiten gegründet und soll heute ungefähr 35 000 Einwohner enthalten. Obgleich so nahe am Äquator gelegen (1° 28′ südl. Breite), hat die Stadt doch kein übermäßig heißes Klima. Die größte Hitze des Tages — nach 2 Uhr nachmittags — schwankt zwischen 24 und 27° R.; dabei ist aber die Luft auch nie kühler als 17°, so daß im ganzen eine ziemlich warme Temperatur herrscht, die sich im Jahresdurchschnitt auf 21° stellen wird. Pará hat früher den Ruf einer besonders gesunden Stadt besessen, und mit Ausnahme einer Pockenepidemie, die im Jahre 1819 unter den Indianern auftrat, waren bis zum Jahre 1850 Epidemieen ganz unbekannt. Da brach plötzlich das gelbe Fieber zum erstenmal aus und raffte in wenigen Wochen mehr als vier Prozent der Bevölkerung dahin. Im Jahre darauf brachen wieder die Pocken aus und wüteten unter den Farbigen, weniger aber unter den Weißen, und seitdem ward Pará noch mehreremal vom gelben Fieber





Eine Indianer-F



: am Amazonas.





Fig. 31. Ansicht von Pará. Platz vor dem Regierungsgebäude.

heimgesucht. Indes haben die Bewohner von Pará nicht jenes ungesunde Aussehen, das z. B. den Weißen in New-Orleans anhaftet; auch die weißen Frauen konservieren sich hier viel länger, als es die Nordamerikanerinnen thun, die bekanntlich sehr rasch altern.

Im ganzen ist Pará ein etwas langweiliger Aufenthalt; die eigentliche Stadt macht einen ziemlich düstern Eindruck. Die Straßen sind in rechten Winkeln zu einander angelegt, aber sehr eng. Keine derselben ist gepflastert, einige wenige etwa ausgenommen, auf welchen man eine gewisse Menge roher Kieselsteine sieht. Natürlich werden die Straßen weder beleuchtet noch gereinigt, und nach dem Flusse zu sind sie besonders schmutzig. Die Häuser, gemeiniglich zwei Stockwerke hoch und von mäßiger Größe, haben statt der Fenster vergitterte Blenden, welche die düstere Wirkung des Ganzen noch erhöhen. Doch ist die Stadt Pará nicht ohne öffentliche Gebäude, unter welchen die Kathedrale den Vorrang einnimmt; ihr folgen acht Kirchen, ein Palast, ein Zollhaus u. s. w. Die Kathedrale ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, und ihre Struktur sowie ihre Verzierungen, weder zu prunkend noch zu einfach, sind ganz hübsch. Der Palast des Bischofs steht auf dem Kathedral-Platze, der Kirche gegenüber, und ist ebenfalls ein stattliches Gebäude. Auf demselben Platze ist ein bequemes Hospital, und der übrige Teil desselben ist mit einigen Häusern ausgefüllt.

Der Palast, die Wohnung des Präsidenten der Provinz, ist ein hübsches Gebäude; er liegt an einem offenen, großen Platze am Südwestende der Stadt. Läden und Magazine sind zahlreich und ziemlich gut mit Waren versorgt, lassen sich aber, was Geschmack und Eleganz betrifft, nicht entfernt mit denen von Lima oder Havanna vergleichen. Das Schönste von Pará sind die schattigen Spaziergänge in seiner Umgebung, die einen angenehmen Erholungsort für die Einwohner bilden. Es giebt indes auch in der Stadt selber, in der Nähe des Palastes, eine öffentliche Anlage, die in den kühlen Abendstunden stark besucht wird; die andern Spazierwege sind hauptsächlich mit Reihen hoher Bombaceen bepflanzt, die einige Ähnlichkeit mit unsern Roßkastanien haben. Der Mangobaum mit seiner hängenden Frucht und die gemischt untereinanderstehenden Orangen- und Limonenbäume bilden die Seiten der Promenaden und bieten köstlichen Duft und angenehmen Schatten. Die Landschaft in der unmittelbaren Nähe der Stadt ist schön und echt tropisch; Wege dahin giebt es in Menge. In den Vorstädten befinden sich mehrere elegante Villen mit ausgedehnten Gärten, die reich sind an allen Arten tropischer Erzeugnisse. Die Wege sind mit großen, weit sich ausbreitenden Bäumen besetzt, unter denen man da und dort eine kleine Hütte oder ein ganz in immergrünes Laubwerk gehülltes Häuschen, oder auch eine hübsche Villa in abgeschlossener Einsamkeit, die Landwohnung eines fremden Kaufmannes, sehen kann. Hier ist

die Luft mit balsamischen Düften geschwängert; anmutige Palmen, die so sehr von den übrigen Waldbäumen abweichen, verleihen der Scenerie Großartigkeit und Erhabenheit.

Was nun die Bewohner von Pará anbelangt, so ist wohl in wenigen Städten Brasiliens die farbige Bevölkerung so träge und nichtsnutzig, aber auch die eingeborenen Weißen sind nicht sehr zu loben. Wenigstens zu der Zeit, als ich in Pará war, lebten fast alle Weißen mehr oder weniger kümmerlich von Regierungsämtern: sie waren zum Arbeiten zu faul, in einem Lande, das mehr natürliche Reichtümer besitzt als irgend ein anderes in der Welt, und wo jeder fleißige, unternehmende Mann mit Leichtigkeit vorwärts kommt. Damals befanden sich nur wenige eingeborene Weiße in Pará, die im Handel oder Handwerk beschäftigt gewesen wären; alle Geschäfte waren in den Händen von Europäern oder Nordamerikanern, wie dies auch heute noch der Fall ist. Viele weiße Kreolen treten hier — wie überhaupt in Brasilien und in den spanischen Republiken — in die Geheimbünde, um dadurch Anstellungen zu erhaschen und so dem süßen Nichtsthun fröhnen zu können. In neuerer Zeit haben die dortigen Geheimbündler auch den Humbug des „Kulturkampfes" begonnen, wohl in der Hoffnung, die Kirchengüter annektieren und dadurch gute Geschäfte machen zu können. Dabei hetzen sie beständig den farbigen Pöbel gegen den bessern Teil der Geistlichkeit, ohne zu bedenken, welche gefährliche Lage sie sich selbst bereiten, wenn sie dem Volke den letzten Rest von Christentum rauben. Die Revolution vom Jahre 1835 scheinen sie ganz vergessen zu haben; diese war, wie bereits bemerkt, eine Erhebung der Farbigen gegen die Weißen, namentlich gegen die Portugiesen, welche letztere in Pará fast alle ermordet wurden. Aber auch viele Kreolen wurden damals, und zwar oft mit ausgesuchter Grausamkeit, getötet; im ganzen kostete diese Revolution der Provinz 12000 Menschenleben bei einer Bevölkerung von 150000; außerdem wurden viele Pflanzungen von Grund aus zerstört.

In Pará nun treiben die Geheimbünde eine Heuchelei, wie sie schamloser kaum gedacht werden kann: sie haben dort ein ganz eigentümliches Mittel ersonnen, um die Menge zu gewinnen und gegen den Bischof aufzuhetzen. Dieser Bischof, Antonio Macedo Costa, wird nämlich von den Freimaurern mehr gehaßt als irgend ein anderer Bischof Brasiliens, insbesondere wegen des energischen Widerstandes, den er den in die Hände der Loge geratenen kirchlichen Bruderschaften geleistet hat, was ihm langen Kerker und Verbannung eintrug. 1878 behaupteten plötzlich einige Maurer von Pará, Mitglieder einer längst erloschenen Bruderschaft zu sein, der in vergangenen Zeiten eine Kirche gehörte, worin ein wunderthätiges Muttergottesbild, Gegenstand der größten Verehrung beim Volke von Pará, sich befindet; sie reklamierten ganz unverfroren den Besitz der Kirche und des Bildes. Der Bischof wollte natürlich eine solche Prätension nicht anerkennen und verklagte einige

der Rädelsführer, die sich mittlerweile mit Gewalt in den Besitz des Bildes gesetzt hatten, vor Gericht. Die Freimaurer aber wandten sich an den Präsidenten von Pará, den höchsten Verwaltungsbeamten der Provinz. Dieser, selbst Freimaurer, gewährte seinen Brüdern vollen Schutz gegen den Bischof und überließ ihnen eine andere neue Kirche, welche die Regierung kurz zuvor hatte erbauen lassen, trotzdem ein Beschluß der Legislatur vorlag, welcher diese Kirche dem Bischof überweist.

Durch den Schutz des Präsidenten kühner geworden, suchten die Maurer dem Volke einzureden, daß sie die Verehrung der Mutter Gottes gegen den Bischof verteidigen müßten. Da sie das Bild in ihrem Besitze hatten, veranstalteten sie eine Prozession — natürlich ohne Priester, da der Bischof allen die Beteiligung untersagt hatte; das Muttergottesbild wurde von offenen Karossen begleitet, welche mit Janhagel jeder Art gefüllt waren. Im folgenden Jahre, 1879, wurde der Skandal noch ärger. Nach einer Korrespondenz der Turiner „Unità Cattolica“ aus Pará wurden alle Straßen, durch welche die Prozession sich bewegen sollte, mit Bändern und Triumphbogen geschmückt. In der Nacht vom 11. Oktober veranstalteten die Maurer die Übertragung des Madonnenbildes nach dem Palaste des Präsidenten, wobei sie einen neuen Ritus beobachteten. Eine Weibsperson trug das Bild, welches kaum zwei Spannen groß ist, in ihren Armen und ging unter einem Baldachine, der von den Vorstehern der Loge getragen wurde. Das Gefolge bestand aus Männern und Weibern in bunter Mischung: die einen trugen Wachskerzen, die andern Pechfackeln. Unter dem Lärm der Militärmusik, unter dem Donner der Kanonen wurde das Bild so zum Regierungspalaste gebracht. Am folgenden Morgen fand die eigentliche Prozession statt, die sich auf folgende Weise vollzog: Zuerst kam ein Wagen mit Raketen, die nach allen Seiten hin losgelassen wurden, dann Reiter mit Fahnen und Standarten. Darauf folgten offene Kutschen, voll von Dirnen und Burschen jeder Farbe und jeden Alters bunt durcheinander, kurz, ein wahrer Fastnachtszug der ausgelassensten Art. Dann kam das Muttergottesbild, das in einem Wagen aufgestellt war, der wieder vom Pöbel beider Geschlechter gezogen ward. Den Schluß bildeten die Militär- und Civilbehörden in offenen Kutschen und Truppen von Infanterie und Kavallerie.

Alles dies kann keinen großen Begriff von der Respektabilität der brasilianischen Behörden gewähren, wie denn auch das ganze brasilianische Staatswesen — ebenso wie in den meisten spanischen Republiken ganz in den Händen der Geheimbünde — durch und durch faul ist. Der berühmte Naturforscher Agassiz, der Brasilien bereiste, fällt darüber das ungünstigste Urteil; vieles in den brasilianischen Einrichtungen und im Staatswesen überhaupt hat ihm nicht gefallen; man könne, sagt er, darüber alle Fremden, welche im Lande längere oder kürzere Zeit leben, klagen

hören. „Die Verfassung ist ungemein freisinnig, zum großen Teile der nordamerikanischen nachgeahmt und könnte an und für sich der größten freiheitlichen Bewegung praktischen Spielraum gewähren. Bis zu einem gewissen Grade ist ein solcher auch vorhanden, aber in der Ausführung und Handhabung der Gesetze waltet vielfach Willkür ob: man findet eine kleinliche Polizeityrannei, gegen welche keine Abhilfe zu erlangen ist. Um die Sache in aller Kürze zu bezeichnen: es ist gar keine Harmonie vorhanden zwischen den Staatseinrichtungen und den wirklichen Zuständen und Verhältnissen des Volkes. Liegt der Grund nicht darin, daß eine erborgte Staatsverfassung, die durchaus nicht in naturwüchsiger Weise dem Boden von Land und Volk entsprossen ist, einem Kleidungsstücke vergleichbar erscheint, welches dem, der es trägt, nicht paßt, sondern lose an ihm herumschlottert? Das Gesetz allein ruft noch keine Freiheit ins Leben."

Sehr wahr sind die Bemerkungen von Agassiz über das anthropologische Chaos in Brasilien, das selbst in Peru, Ecuador und Colombia nicht schlimmer erscheint. Er fand die Menschen, besonders in den nördlichen Teilen, schlaff und schwach in Bezug auf ihr ganzes Wesen. Man sieht hier Kinder von allen möglichen Farbenschattierungen und oft in demselben Hause nebeneinander. Es ist, als ob alle Klarheit des Typus verwischt und versudelt wäre; als Ergebnis tritt ein unbestimmter Mischmasch hervor, dem Ausdruck und Charakter mangeln. Solch eine Mischlingsklasse, in welcher das Blut von Weißen, Negern und Indianern durcheinander gemengt ist, bildet einen sehr zahlreichen Teil der Bevölkerung sowohl in den Städten wie auf den großen Plantagen. „Wer die nachteiligen Einflüsse und Wirkungen dieser Rassenmischung bezweifelt und aus mißverstandener Philanthropie alle Schranken zwischen den verschiedenen Rassen entfernen möchte, der mag nur nach Brasilien kommen. Er kann hier gar nicht in Abrede stellen, daß die Vermischung der Rassen eine Verschlechterung herbeigeführt hat. Sie verwischt sehr schnell die besten Eigenschaften, welche jede der einzelnen drei Rassen (Weiße, Neger, Indianer) besitzt, und es bleibt nur ein buntscheckiger, verschwommener Typus, dem alle physische und geistige Energie mangelt." Das schlimmste bei diesen Mischlingsbevölkerungen ist, daß ihnen jedes Ehrgefühl und alle Wahrheitsliebe mangelt, und daß sie ganz unfähig scheinen, geordnete Staatswesen zu bilden. Deshalb sind auch im spanischen Amerika die Regierungen jener Republiken die besten, in denen die Rassenmischung nicht so allgemein ist und wo namentlich, wie in Chile und Argentinien, das Negerelement fehlt.

Agassiz meint, am Amazonas thäte vor allem zweierlei not: einmal eine stärkere Bevölkerung und dann eine bessere Klasse weißer Leute. Ohne das eine wie das andere kann eine Entwicklung der so reichen Hilfsquellen nicht stattfinden. Die Zahl der Weißen erscheint viel zu gering für die

große Aufgabe, die hier zu lösen ist, und obendrein fehlen ihr die erforderlichen Eigenschaften. Hier bietet sich das eigentümliche Schauspiel dar, daß eine höhere Rasse Einflüsse von einer niedrigeren empfängt, daß eine Klasse, welche Unterricht und Erziehung erhalten hat, die Gewohnheiten der Wilden annimmt und auf die niedrige Stufe derselben herabsinkt. Am Solimôes wird der Indianer ausgebeutet, übervorteilt und betrogen von den Leuten, welche für die vornehme weiße Klasse gelten; aber diese Sorte von „Weißen" hat vieles von den Indianern sich angeeignet, sie sitzen z. B. nicht auf Stühlen, sondern auf der platten Erde, sie bedienen sich nicht etwa der Gabel, sondern der Finger, und so haben sie noch viele andere Gewohnheiten der Indianer angenommen.

Frau Agassiz, die ihren Gemahl nach dem Amazonenstrome begleitete, findet auch das Leben einer Indianerin beneidenswert im Vergleich zu jenem einer „brasilianischen Lady"; denn die Lebensweise derselben sei über alle Begriffe langweilig und einförmig. „Es ist traurig, diese steifen, erstarrten Wesen zu betrachten. Sie bleiben ohne Berührung mit der Außenwelt; das häusliche Leben bietet ihnen weder Reiz noch Anmut oder Abwechslung; sie haben keine Bücher und bleiben ohne alle höhere Bildung. Sie leben in den Tag hinein ohne Ziel und Zweck, und wenn die eine oder andere auch die Trostlosigkeit eines solchen Daseins fühlt und in ihren Ketten knirscht, so bleibt sie eben doch nur ein mißmutiges und unnützes Wesen."

Agassiz hat recht: diesen Ländern thut nichts so not, als eine andere herrschende Rasse; denn die jetzige wird nie etwas daraus machen. Nehmen wir z. B. die Provinz Pará, welche von einigen Bewunderern — wohl etwas übertrieben — das Paradies Brasiliens und Amerikas genannt wird. Diese Provinz allein ist geräumig genug, um die ganze überflüssige Bevölkerung Europas aufzunehmen und sie aufs reichlichste zu ernähren; es ist ein Himmelsstrich von endloser Fruchtbarkeit, wo fast jeder Morgen Land seinen Mann ernähren könnte. Allein die Amazonenregion war stets das Stiefkind der brasilianischen wie früher der portugiesischen Regierung. Schon der Marquis von Pombal — ein echter Absolutist der Zopfzeit — befolgte die Politik, nicht nur die Fremden, sondern selbst die Portugiesen von dem Werte dieser Länder in Unkenntnis zu halten. Er that alles, was in seiner Macht stand, um sie herabzuwürdigen und in den Hintergrund zu stellen; so schlimm werden die beiden Provinzen am Amazonenstrome nun heute nicht mehr behandelt, die heutigen Machthaber fehlen sicherlich mehr aus Unfähigkeit und Gleichgültigkeit; sie sind überhaupt wohl kaum imstande, praktische Ideen zu erfassen.

Allein wie ich schon mehrmals betont habe, deutschen Feldarbeitern möchte ich diese Provinzen, wie überhaupt die Tiefebenen der Amazonengegenden, nicht zur Besiedelung anraten; Handwerker aber, die nicht

beständig in der Sonne arbeiten müssen, Kaufleute oder Pflanzer, welche mit Kulis, Negern oder Indianern Plantagenbau treiben wollen, dürften dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit finden. Der eigentliche deutsche Kolonist würde hingegen ein ihm weit mehr zusagendes Klima und unendlich viele zur Ansiedlung passende Landstriche — abgesehen von den südlichen Provinzen Brasiliens, wo fruchtbares Land im Überflusse vorhanden und das Klima gesund ist — an den Abhängen der Andes von Peru, Bolivia, Ecuador und Colombia antreffen, wenn diese Länder nur nicht gar so erbärmliche Regierungen hätten, wenn die Reise dahin leichter wäre und genügende Kommunikationsmittel für den Absatz der Produkte zu Gebote ständen.

Passende Länder für die deutsche Kolonisation auszufinden ist überhaupt eine höchst wichtige Frage geworden. Um die Auswanderung für Deutschland, seinen Handel und seine Industrie nutzbar zu machen, muß man suchen, sie nach solchen Gegenden zu lenken, die nicht dieselben Produkte erzeugen wie die unsrigen, die auch voraussichtlich unserer Landwirtschaft und unserer Industrie später keine erhebliche Konkurrenz bereiten werden, sondern beständige Abnehmer für unsere Fabrikate zu werden versprechen. Von diesem Gesichtspunkte aus war es ein schwerer Fehler, der unsere Interessen sehr geschädigt hat, die Auswanderung nach Nordamerika so zu begünstigen, wie dies früher von seiten einiger Regierungen und vieler Gemeinden geschah; wir schickten unsere Arbeitskräfte und unsere Kapitalien nach einem Lande, das jetzt unser gefährlichster Konkurrent geworden ist. Dadurch haben wir nur einen Rivalen großziehen helfen, der jetzt unsere Industrie und namentlich unsere Landwirtschaft zu ruinieren droht. Daher ist für Deutschland die Auswanderung nach Nordamerika als eine wirtschaftliche Kalamität zu betrachten, als eine Folge und zugleich auch ein Faktor unserer Notstände. Von einem Verbote dieser Auswanderung — denn es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Auswanderer in Nordamerika prosperiert — oder von hemmenden Polizei-Chicanen kann und darf keine Rede sein. Das einzige, was wir dagegen thun könnten, wäre, die Auswanderung nach andern, für deutsche Interessen nützlichern Gegenden zu leiten, und zu bewirken, daß diese Kolonieen recht prosperieren, um so die Auswanderung von Nordamerika abzulenken. Denn die Auswanderung aus einem teilweise übervölkerten Lande wie Deutschland ist an und für sich kein Nachteil für uns; nur muß man sie für unsern Handel und unsere Industrie nutzbar zu machen verstehen.

Als ein Ziel für die deutsche Auswanderung sollte man besonders Südamerika mehr berücksichtigen. Der größte Teil desselben ist freilich in den Tropen gelegen, gegen deren Klima noch so viele Vorurteile in Deutschland herrschen. Die Küstenstriche im tropischen Amerika sind allerdings großenteils ungesund, wenngleich noch lange nicht überall; die Hoch-

länder hingegen, d. h. die wenigstens 500 m über dem Meere gelegenen Gegenden, haben vielfach ein dem Europäer zusagendes Klima. Einen Beweis hierfür liefert — außer verschiedenen hochgelegenen deutschen Ansiedlungen in Costarica und Brasilien — die oben beschriebene deutsche Kolonie in Peru, welche günstigere Gesundheitsverhältnisse zeigt, als dies in den meisten Gegenden Deutschlands der Fall ist. Ein Umstand spricht besonders zu gunsten der Auswanderung nach Südamerika: von dorther hat unsere Landwirtschaft und Industrie keine große Konkurrenz zu erwarten — dort werden andere Produkte gezogen und schwerlich werden dort je viele Fabriken entstehen —; im Gegenteil hätte die deutsche Industrie auf gute Märkte zu hoffen, wenn viele deutsche Kolonieen dort angelegt würden. Denn der deutsche Kolonist zieht gewöhnlich seine heimischen Waren den andern vor, und durch ihn lernt auch sein Nachbar, der Eingeborene, sie kennen, gewöhnt sich daran und wird schließlich ein beständiger Abnehmer. Auch könnte dort die Reichsregierung, wie sie neulich in Nicaragua zeigte, ihren Angehörigen wirksamen Schutz gewähren, wenn die südamerikanischen Regierungen ihre Verpflichtungen nicht erfüllen wollten. Ferner wäre die Auswanderung nach Central- und Südamerika auch schon deshalb der nach Nordamerika oder nach englischen Kolonieen vorzuziehen, weil in Südamerika die deutschen Einwanderer ihre Nationalität mehr bewahren. Dieselben fühlen sich den spanischen und portugiesischen Kreolen, den Mischlingen, Indianern und Negern weit überlegen, und selbst der gemeine Deutsche merkt in jenen Ländern, wo die Aristokratie der Haut noch viel gilt, recht bald, daß er der bevorzugten Rasse angehört, während er sich in Nordamerika den energischeren Yankees unterordnet; viele Deutsche äffen dort in allem die Nordamerikaner nach, welche diesen Bedientensinn natürlich mit der gebührenden Verachtung bestrafen. Viele wollen schon nach zehn oder fünfzehn Jahren nicht mehr als Deutsche gelten, und ihre Kinder werden erst recht echte Yankees. Namentlich unsere deutschen Juden-Jünglinge schämen sich als echte Kosmopoliten schon nach ein paar Jahren der deutschen Sprache und mauscheln das komischste englische Kauderwelsch, das den Amerikaner nur zum Spotte reizt.

Eine Hauptfrage ist nun: Wie soll kolonisiert werden? So unangenehm diese Frage auch den Regierungen sein wird, früher oder später werden sie sich doch damit befassen müssen; denn man mag sagen, was man will — eine Hauptursache unserer Notstände ist und bleibt doch die Übervölkerung an vielen Orten und die übermäßige Konkurrenz auf allen Gebieten. Direkt darf allerdings die Kolonisation von der Reichsregierung nicht ausgehen; es würde dies nur die Eifersucht anderer Nationen und Mißtrauen bei denjenigen amerikanischen Regierungen erwecken, welche deutsche Kolonisten haben wollen und die Einwanderung pekuniär unterstützen würden. Auch würde es die Kolonisten nach solchen bureaukratisch

verwalteten Kolonieen nicht sehr hinziehen; in der lieben Heimat, wo die Vielregiererei — dank dem riesig anwachsenden Beamtenheere — und der Staatsabsolutismus immer mehr zunehmen und dem socialistischen Staate die Wege ebnen, haben sie genug von diesem Vergnügen gekostet. Die Kolonisation darf also nur von Privatgesellschaften ausgehen, und die Thätigkeit der Reichsregierung hätte sich dabei nur darauf zu beschränken, jene scharf zu überwachen, die zu kolonisierenden Landstriche zuvor durch kompetente Personen — nicht aber durch unpraktische, pedantische Bureaukraten — untersuchen zu lassen, und im Notfalle die fremden Regierungen anzuhalten, ihre Verpflichtungen den Kolonisten gegenüber zu erfüllen.

Den Privatgesellschaften aber muß man vor allem anraten: Geht nicht zu rasch vor, sondern nur nach und nach, und besonders, kolonisiert nicht eher, als bis das Land gehörig durchforscht und die erforderlichen Vorbereitungen getroffen sind. Gerade an diesem Fehler sind die meisten verunglückten Kolonial-Projekte zu Grunde gegangen, daß man das Land nicht genug kannte, welches man kolonisieren wollte. Ich glaube, es dürfte solchen Gesellschaften nicht schwer werden, von südamerikanischen Regierungen große Landbewilligungen — hierin sind sie fast alle sehr freigebig — zu erlangen, sowie auch Subventionen zu den Reisekosten der Auswanderer, und Kontrakte für Wegbau, wodurch den ärmern Kolonisten gleich für den Anfang Verdienst gesichert würde. Außer letzterem Vorteile wird dadurch noch der weitere große Nutzen erzielt, daß die Kolonieen Wege erhalten und ihnen der Absatz ihrer Produkte erleichtert wird, auch steigt dann der Wert der benachbarten Ländereien ungemein. Ferner müßten solche Gesellschaften sich hüten vor einem zu großen und kostspieligen Beamten-Apparate und vor Vorschüssen an die Kolonisten — es ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie dieselben in Amerika nie zurückbezahlt erhalten werden. Je leichter sie den Kolonisten die Ansiedlung machen und je größere Vorschüsse sie denselben gewähren, desto mehr arbeitsscheues Gesindel werden sie anziehen; mit Vagabunden kann man aber nie lebensfähige Kolonieen gründen. Deshalb ist bei der Auswahl der Kolonisten, namentlich der ersten, die größte Vorsicht geboten. Man verspreche den Kolonisten nur nicht eine Gratislieferung von Lebensmitteln bis zur ersten Ernte, gebe aber den Mittellosen hinreichende Gelegenheit zum Verdienste durch Wegebauten, Anlage von Musterpflanzungen u. dgl.; man zahle ihnen guten Lohn pünktlich aus und verkaufe ihnen die nötigen Lebensmittel zu billigen Preisen. Der fleißige Mann wird dann rasch vorwärts kommen und der Faulenzer die Kolonie bald wieder verlassen. Sonst verschaffe man den Kolonisten eine billige Reise und gebe ihnen genügendes Land und zwar als freies Eigentum, lasse ihnen vollkommene Freiheit und regiere nur nicht zu viel; wegen der unglücklichen Vielregiererei kränkelten die französischen Ansiedlungen,

während die englischen und nordamerikanischen bei genügender Freiheit der Bewegung stets prosperierten.

Zu wünschen wäre nur, daß, wenn die deutsche Kolonisation in Central- und Südamerika mit mehr Energie als bisher betrieben werden soll, dann auch die weiten und fruchtbaren Regionen des Amazonenstromes und seiner vielen Nebenflüsse die ihnen gebührende Berücksichtigung fänden; denn reichere Länder giebt es in der Welt nicht, und die Besiedelung des Amazonenthales wird unzweifelhaft für den Welthandel früher oder später von der allergrößten Wichtigkeit werden. Leider ist zu fürchten, daß, wie immer, die Engländer und die Nordamerikaner den Löwenanteil wegnehmen und den Deutschen das Nachsehen lassen werden; denn Unternehmungssinn trifft man nur bei verhältnismäßig wenigen Deutschen. Das in Deutschland herrschende Bevormundungs- und Erziehungs-System thut redlich das Seinige, daß im Volke jeder Unternehmungs- und Unabhängigkeitssinn von Jugend an erstickt werde.

Im übrigen wird man wohl zugeben müssen, daß viel zur Lösung der socialen Frage beigetragen werden könnte, wenn man die überschüssige Bevölkerung Deutschlands, die in der Heimat keinen lohnenden Verdienst mehr haben kann, nach Ländern leitete, wo sie bessere Existenzmittel finden, wo sie der heimischen Landwirtschaft keine Konkurrenz bereiten, sondern im Gegenteil viel zur Hebung unseres Handels und unserer Industrie mitwirken würde. Jedenfalls wäre es vernünftiger und heilsamer, wenn die europäischen Nationen ihre Eifersüchteleien und Annexionsgelüste aufgeben und die Streitart dauernd begraben wollten; wenn sie große Kolonisationen unternähmen, um die Schätze der Natur so vieler wilden Länder, die jetzt unbenutzt verkommen, auszubeuten, statt zu Hause alle Manneskraft in Waffen millionenweise aufzustellen, um sich gegenseitig zu zerfleischen und das Mark der Völker zu verzehren.

# IX.

# Litteratur.


1529 Pizarro, Pedro, Descubrimiento y conquista de los reinos del Perú, in Documentos inéditos tom. V. Madrid 1844. (Pedro Pizarro, ein Verwandter des Eroberers, kam 1529 nach Peru.)

1535 Xeres, Fr. de, Relacion de la conqnista del Perú. Sevilla.

1553 Cieza de Leon, Cronica del Perú.

1554 Gomara, Cronica de la Nueva España. Medina.

1555 Çarate, Ang., Historia del Perú. Antwerpen.

1561 Ondegardo, Relaciones. 1561. 1571.

1562 Epistolae Indicae Patr. S. J. Venetiis.

1563 Ramusio, Navigazioni e viaggi. Venetiis.

1590 Acosta, J. de, Historia natural y moral de las Indias. Sevilla.

1596 —— De procuranda Indorum salute. Coloniae.

Oviedo, Fern. de, Historia de las Indias Occidentales. Neue Ausgabe Madrid 1853.

1601 Herrera, Historia General de las Indias Occidentales 1492—1554. Madrid 1601—1615.

1609 Garcilasso de la Vega, Commentarios Reales. I. Lisboa. II. Cordova 1616.

1615 Jarrici Petri, Thesaurus rerum Indicarum. 3 voll. Coloniae.

1615 Torquemada, Monarchia Indiana. 3 voll. Sevilla.

1810 Southey, History of Brazil. 3 voll. London 1810—1819.

1815 Beauchamp, Histoire du Brésil. 3 vols. Paris.

1822 Las Casas, Barthélemy de, Oeuvres. Paris.

1825 sq. Navarrete, Coleccion de Documentos. Madrid.

1830 Quintana, Vidas de Españoles celebres. Madrid.

1840 Velasco, Histoire du royaume de Quito. Paris.

1848 Prescott, G., Conquest of Peru. Deutsch Leipzig.

1854 Varnhagen, Fr. A. de, Historia do Brazil. Rio de Janeiro.

1860 Llorente, Historia antigua del Peru. Lima.

1864 sq. Pacheco y Cardenas, Coleccion de documeninéditos relativos al descubrimiento, conquista y colonizacion de las posesiones españolas in America y Oceania. Madrid.

1873 Vivien de St. Martin, Histoire de la géographie. Paris.

1877 Peschel, O., Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. 2. Aufl. Stuttgart. 1. Aufl. 1858.

—— Geschichte der Erdkunde. 2. Aufl. München.

1714 Feuillée, L., Journal des observations physiques, mathématiques et botaniques, faites par ordre du Roi 1707—1712. Paris.
1716 Frezier, M., Relation du voyage à la Mer du Sud. Paris.
1745 Bandini, Vita e lettere di Amerigo Vespucci. Firenze.
1751 La Condamine, Voyage à l'Équateur. Paris.
1759 —— Relation d'un voyage fait dans l'intérieur de l'Amérique méridionale. Mém. de l'Acad. des sciences, année 1745.
1752 Ulloa, Ant., Voyage historique. Amsterdam.
1805 Humboldt, A. de, Voyage aux régions équinoxiales fait en 1799—1804. 6 Abteilungen in 30 Bänden. Paris 1805—1829.
1808 —— Ansichten der Natur. 2 Bde. 1. Aufl.
1814 —— Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent etc. 5 vols. Paris 1814—34. Deutsch von Ideler 1835—1851.
1818 Eschwege, v., Journal von Brasilien. Weimar.
1820 Wied, Prinz Max v., Reise nach Brasilien. Frankfurt.
1824 —— Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien. Weimar 1824—1833.
1823 Spix und Martius, Reise in Brasilien. München 1823—1831.
1834 Meyen, F. J., Reise um die Erde 1830—1832. Berlin 1834—1835.
1835 Pöppig, E., Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome 1827—1832. Leipzig 1835—1836.
Pentland, J. B., Outline and Physical Configuration of the Bolivian Andes. London.
1837 Ternaux, H., Bibliothèque américaine ou catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique, qui ont paru depuis sa découverte jusqu'à l'an 1700. Paris.
1835 d'Orbigny, Alc. D., Voyage dans l'Amérique méridionale. 7 vols. Paris 1835—1849.
1840 —— L'homme américain. 2 vols.
1846 —— Descripcion geografica, historica y statistica di Bolivia.
1844 Tschudi, J. v., Fauna peruana. 1844—1847.
1846 —— Peruanische Reiseskizzen. 2 Bde.
1851 —— und Mariano de Rivero, Antiguedades peruanas. Wien.
1858 —— Die Kechua-Sprache. 2 Bde.
1866 —— Reisen durch Südamerika. 5 Bde. Leipzig 1866—1868.
1852 Seemann, B., Narrative of the voyage of Herald 1852. 2. Bde. Deutsch 1858.
1853 Burmeister, H., Reise nach Brasilien.
—— Landschaftliche Bilder Brasiliens.
1854 Herndon, W. L., Exploration of the Amazon.
1855 Castelnau, Fr. comte de, Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Janeiro à Lima et de Lima à Para. Paris 1855 sv. 6 vols.
1857 Adalbert Prinz von Preußen, Reise nach Brasilien. Berlin.
1858 Ondarza, Karte von Bolivia, 4 Bl.
1859 Markham, Clem., Expeditions into the valley of the Amazons. London.
1860 Avé-Lallemant, R. Ch. B., Reise durch Nordbrasilien. 2 Bde.
1862 Bibra, E. Frhr. v., Aus Chile, Peru und Brasilien. 3 Bde.
Gerstäcker, F., Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Kolonieen. 3 Bde. Leipzig.
La Hure, comte de, L'empire du Brésil. Paris.
Cucalm, El Perú y la influenza europea. Paris.

1863 Wappäus, J. E., Handbuch der Geographie u. Statistik. 2. Bd. 1863—1870, 3. B. 1871.
1864 Bates, W. H., The Naturalist on the Amazons. 2. ed. London.
Waitz, Anthropologie der Naturvölker. IV. Leipzig.
1865 Margraf, J., Kirche und Sklaverei seit Entdeckung Amerikas. Tübingen.
Paz Soldan, Atlas géograph. de la République de Pérou. Paris.
1866 Scully, W., Brazil. its provinces and chief cities, the manners and customs of the people etc. London.
Agassiz, L. J. R.. A journey in Brazil.
—— Life and explorations in Brazil 1868.
Fuentes, M. A., Lima, apuntes historicos. descriptivos. estadisticos y de costumbres. Paris. Didot.
1867 Catlin. G., Last rambles in North and South America.
1868 Neher, Kirchliche Geographie und Statistik von Amerika. 3. Bd. Regensburg
1869 Marcoy, P., Voyage à travers l'Amérique du Sud de l'Océan pacifique à l'Océan atlantique 1848—1860. Paris, Hachette.
1870 Hartt, Ch. Fr.. Scientific results of a journey in Brazil. Geology and physical geography of Brazil. Boston.
1871 Lopez, V. E., Les races aryennes du Pérou. Leur langue. leur religion, leur histoire. Paris, Franck.
Myers. H. M. and P. V., Life and nature under the tropics: or sketches of travels among the Andes and on the Orinoco, Rio Negro and Amazonas. New-York. Appleton.
1872 Rochelle. J. H., and Wertheman, Geographical positions in the valley of the Amazon. London.
1873 Hutchinson, Th., Two years in Peru with exploration of its antiquities. 2 voll. London. Low.
Keller-Leuzinger, Fr., Vom Amazonas und Madeira. Skizzen u. Beschreibungen, Stuttgart, Kröner.
Macedo, J. M. de, Geographische Beschreibung Brasiliens. Deutsch. Leipzig, Brockhaus.
1874 Kiepert, Mittleres Südamerika, Karte, Handatlas Bl. 40a.
Moßbach, E., Bolivia. Kulturbilder aus einer südamerikanischen Republik. Leipzig, Barth.
Stephens, C. A.. On the Amazons. Boston.
1876 Gerland, J. G., Atlas der Ethnographie. Leipzig.
Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia. Leipzig.
Orton James, The Andes and the Amazon. or across the continent of South America. New-York.
1877 Canstatt, R., Brasilien, Land und Leute. Berlin.
Dingman, B. S.. Ten years in South America. Pt. I: Peru: Pt. II: Bolivia. Montreal.
Mulhall. M. G., Handbook of Brazil. London.
Squier. E. G.. Peru. Incidents of travel and exploration in the land of the Incas. London. Macmillan 1877. deutsch von Schmidt. Leipzig 1883.
Reiß u. Stübel, Reisen 1868—1876. (Übersicht in den Verhandl. d. Gesellsch. für Erdkunde. Berlin.)
Wertheman, A., Informe de la exploracion de los rios Perené y Tambo (Peru). Lima.





